This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

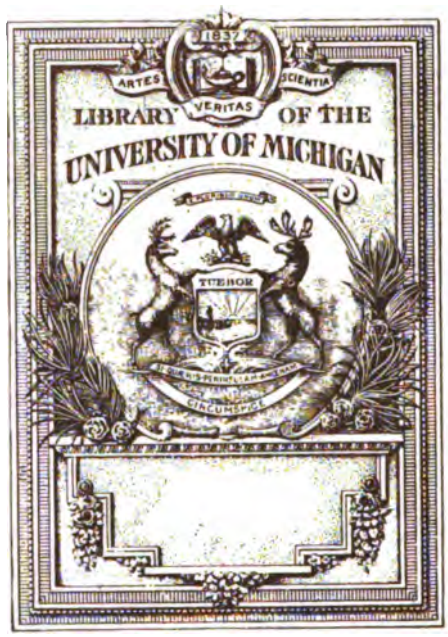
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

D
635
.G68

B 493105

Digitized by Google



THE GIFT OF
Heidelberg Univ. Library

Digitized by Google

D
635
.G68

Digitized by Google

Digitized by Google

940.9235
G 68

GENERAL LIBRARY
MAR 2 1915

171

KRIEG UND WIRTSCHAFT.

940.9235
G68

AKADEMISCHE REDE

ZUR ERINNERUNG
AN DEN ZWEITEN GRÜNDER DER UNIVERSITÄT

KARL FRIEDRICH

GROSSHERZOG VON BADEN

AM 21. NOVEMBER 1914

BEI DEM

VORTRAG DES JAHRESBERICHTS UND DER VERKÜNDUNG
DER AKADEMISCHEN PREISAUFGABEN

GEHALTEN VON

DR. EBERHARD GOTHIN
O. Ö. PROFESSOR DER NATIONALÖKONOMIE, H. HOFRAT,
D. ZT. PROREKTOR DER UNIVERSITÄT HEIDELBERG.

HEIDELBERG.
UNIVERSITÄTS-BUCHDRUCKEREI VON J. HÖRNING.
1914.

Digitized by Google

Digitized by Google

Krieg und Wirtschaft.

I.

Die psychologischen Grundlagen.

Hochansehnliche Festversammlung!

Inmitten des furchtbaren Kampfes um Sein und Nichtsein unsres Reiches, unsres Volkes, versammelt sich heut in altgewohnter Weise unsre Universität, wie sie überall ihre friedliche Arbeit unbeirrt aufgenommen hat, zu der Erinnerungsfeier ihrer Neubegründung durch Karl Friedrich, zum Angedenken ihres zweiten Stifters. Kriegerische Weltschicksale, die das alte Reich zersprengten und das deutsche Volk dem Untergang nahe brachten, erfüllten jene Tage. Dieser Friedensfürst hat sie ungern über sich ergehen, wenn auch von ihnen vorwärts treiben lassen. Inmitten ihrer hat er der völkervereinenden, aber doch vor allem nationalen Wissenschaft eine friedliche Stätte bereitet. Heute hält das deutsche Reich die Waffen fest in der Hand, es weiss, dass es sein Schicksal selber bestimmt; tief wurzelt in diesem uns aufgezwungenen Existenzkampf das Bewusstsein in uns: Es musste so sein; und die sittliche Überzeugung, der der grösste deutsche Denker die einfachste Form gegeben, der kategorische Imperativ: „Du kannst, denn du musst“ ist uns die selbstverständliche Maxime. Im Zeitalter der Tat fällt uns, den Männern des Wortes, die bescheidene Aufgabe zu, nach Kräften geistig zu bewältigen, was wir vor unsern Augen sich vollziehen sehen und es zu vergleichen mit Früherem. Von diesem höheren Standpunkte suchen wir das Wesen des Krieges zu ergründen, indem wir, so schwer es uns werden mag, alle nur zu berechtigte Leidenschaft des Augenblicks von uns fernhalten und dem Intellekt, der sein eigenes Leben führt, dem alles zum Stoff wird, sein Recht verschaffen. Nur nach einer Seite hin, der wirtschaftlichen, und nur in flüchtigen Umrissen, wie es der mir zugemessene Raum allein gestattet, will ich es hier versuchen.

343984

Digitized by Google

Und auch hierbei wollen wir eine, vielleicht die bedeutsamste Seite dieser Probleme ausser Acht lassen: die Frage, wie die Kriege selbst wirtschaftlichen und sozialen Ursachen entspringen. Würde uns doch ihre Erörterung nötigen, nicht nur die Fülle weltgeschichtlicher Ereignisse, Völkerwanderungen, Eroberungs- und Siedlungskriege, Handelskriege zu durchmustern, sondern auch in die letzten Gründe historischen Geschehens herabzusteigen. Könnten wir uns doch dann einer Erörterung nicht entziehen, wie weit wirtschaftliche Zustände bewusst oder unbewusst Ausgangspunkt und Triebfeder geschichtlichen Werdens überhaupt sind, und wie weit andere Kulturerscheinungen als ihre Funktionen anzusehen sind. Freilich lag uns nie die Überzeugung näher als in dem jetzigen weltgeschichtlichen Ringen, dass in allen grossen Entscheidungen das wirtschaftliche Moment zwar seine Fäden mit verschlingt, aber nie die Hauptsache ausmacht. Ja die gerechte Erbitterung, mit der unser Volk auf England blickt, rührt eben daher, dass wir dort die kühle, freilich fehlschlagende Handelsberechnung als Hauptgrund der Feindschaft gegen deutschen, ehrlichen Wettbewerb sehen. Die Aufgabe, die wir uns hier setzen, ist bescheidener: nur von den Mitteln, die die Wirtschaft dem Krieg gewährt, und den Wirkungen, die er auf die Wirtschaft seinerseits ausübt, will ich handeln.

Die Betrachtung, welche Stellung der Krieg im wirtschaftlichen und sozialen Leben der Nationen einnimmt, führt überall auf das eigentliche gesellschaftliche Problem als solches: das Verhältnis des Individuums zu der Masse, in die es sich eingeordnet sieht, schliesslich zur Gesamtheit. Denn dieses Verhältnis ändert sich durch die Forderungen und die Eindrücke des Krieges durchaus. Krieg bedeutet absolute Unterordnung der Person und des Besitzes unter die Zwecke der Gesamtheit. Diese Gesamtheit ist aber jetzt nicht mehr die Gesellschaft, die vielgestaltige Masse von Interessengemeinschaften jeder Art, die fortwährend auseinanderfallend auch fortwährend wieder zusammenfliessen. Die Gesellschaft kann wohl einen Druck aber nie einen Zwang ausüben. Dies tut nur die Nation in ihrer konkreten Form als Staat. Die Nation als Einzelpersönlichkeit mit eigenen Lebensinteressen, die alle persönlichen Interessen, wenn nicht verschlingen, so doch von sich abhängig machen, kommt erst im Kriege zum vollendeten Ausdruck. Darin besteht seine eigentümliche Grösse. Die Volkswirtschaft drängt sich zu einer Art riesiger Privatwirtschaft zusammen zur Erreichung unmittelbarer Zwecke, ohne dass sie deshalb ein fiskalisches Gepräge annähme. Denn als Fiskus steht der Staat als eine Privatwirtschaft neben anderen; zum Mindesten im Bewusstsein seiner Untertanen ist es so, wenn er auch schon in Friedenszeiten eine Fülle von privaten Interessen vormundschaftlich besorgt. Jetzt aber umfasst seine Wirtschaft die

Digitized by Google

aller andern, zieht sie nach seinem Bedürfnis, so lange es geht in gesetzlicher Form, in der Not aber auch bloss nach deren Gebot heran. Und auch wo er dies nicht tut, drückt er allem wirtschaftlichen Geschehen sein Gepräge auf. Auch erwartet jetzt jeder vom Staat, dass er überall, wo die Verschiebung der wirtschaftlichen Verhältnisse Stockungen und Unebenheiten verschuldet, zum Rechten sehe und die Sache in Gang bringe. Man schiebt ihm nicht nur auf dem Schlachtfelde, sondern auch in allen friedlichen Angelegenheiten eine erhöhte Verantwortlichkeit zu. Alles wird Organisation, was bis dahin Freiheit war. Die Unterschiede privater und öffentlicher Wirtschaft sind auf weite Strecken hin verwischt. Weit leichter als in Friedenszeiten wird daher der Einfluss des Staates auf alle gesellschaftlichen Verhältnisse ertragen: er wird als selbstverständlich vorausgesetzt, um so mehr, je mehr der Zweck des einzelnen Krieges als unbedingt erstrebenswert einleuchtet; aber auch wo dies nicht der Fall ist, bringt der blosse Kriegszustand diese Unterordnung mit sich.

Da aber der Krieg, je ernster er ist, um so mehr die Anspannung der verfügbaren Kräfte fordert, saugt er doch das Individuum nicht etwa auf: er fordert nur seinen Dienst und wirkt deshalb dahin, alle jene individuellen Eigenschaften, die er hierzu brauchen kann, zu fördern. Die moderne Taktik fasst zwar die Masse zusammen, die die mittelalterliche fast bis zum Einzelkampfe zersplitterte, aber trotzdem verlangt sie die vollkommene Ausbildung und die persönliche Entschlusskraft des Einzelnen. Nicht anders die Volkswirtschaft im Kriege. Der Krieg unterdrückt nicht die Individualität, sondern er organisiert sie. Er muss dies um so mehr vollbringen, weil er ihre Kräfte aufregt. Wo er es nicht tut, läuft die Maschine leer und braucht sich selber auf. Drängt sich doch schon aus diesem Grunde in Kriegszeiten alles zu öffentlicher Tätigkeit, und es ist die Kunst, auch den Minderbrauchbaren an einen Platz zu stellen, wo er nützen kann und sich selber befriedigt. Wo andere Organisationen bereits bestehen, begeben sie sich, freiwillig oder nicht, in den Dienst der umfassenden Organisation, des Staates. Sie mögen ihm im Frieden oft widerstrebt und mit ihm im Wettbewerb gestanden haben, aber im Kriege erweisen sie sich als eine Vorschule der Staatsgesinnung. Welche Bedeutung haben die grossen kapitalistischen Handelsgesellschaften für die Kolonialkriege besessen! Wie sehr unterstützt die straffe Organisation des Bankwesens heute die Schlagfertigkeit der Heere. — Und nach manchen wohlberechtigten Vorwürfen in Friedenszeiten dürfen wir jetzt anerkennen, dass die musterhafte Ordnung, in der sich das veränderte Wirtschaftsleben abrollt und dem Staat seine Dienste leistet, grossenteils der Macht der Interessenverbände zu danken ist, die die Besonnenheit und den Überblick bewahren, die der Einzelne in solchen Zeiten schwer von sich erlangen mag.

Digitized by Google

Mehr als das! Wie hat man die fortschreitende politisch-soziale Organisation der Arbeiterschaft als staatsgefährlich gefürchtet und selbst Staatsmännern ein Wort bedingter Anerkennung verargt. Jetzt zeigt sich, dass auch diese Organisation mitgewirkt hat zur Disziplinierung unsres Volkes. Es war nichts nötig als eine Flankenschwenkung, das häufigste der Kriegsmannöver.

Diese Organisation des Krieges unterscheidet sich in einem sehr wesentlichen Punkte von denen des Friedens: sie ist nicht auf die Dauer berechnet. Sie ist stark, nicht fest. Wie der ganze Krieg selber erscheint sie als ein Notbehelf. Nur auf einer tiefen Stufe, bei nomadischen und halbnomadischen Völkern ist es anders. Bei ihnen unterscheidet sich Friedenstätigkeit in nichts von der des Krieges, oder es findet wohl eine Art Abkommandierung der einen Hälfte des Volkes zu dieser, der andern zu jener statt, wie es Caesar anschaulich von den Germanen seiner Zeit, Horaz von den Geten schildert. Selbst Völker, die ihr Leben auf Erorberung und Machterwerb eingestellt haben, müssen wohl eine beständige Kriegsbereitschaft haben, aber der Krieg erst setzt diese in Bewegung. Nicht anders ist es mit den Staaten bewandt, die sich beständig bedroht fühlen müssen: Nur ein Stück der militärischen Gesamtorganisation, das immerhin dem Leben sein Siegel aufdrückt, reicht in den Frieden hinein, und man ist sorgfältig darauf bedacht, dass es die Friedensarbeit nicht störe, im Gegenteil sie noch nach Möglichkeit fördere. Nur die Möglichkeit, alle Kräfte des Volkes, persönliche wie wirtschaftliche, aufzubieten, mobil zu machen, muss gegeben sein. Es ist latente Kraft, die sofort wieder zu lebendiger umgesetzt werden kann. Aber diese Gesamtorganisation gibt sich selber nur als Ausnahme, als Eingriff; sie wird auch als solcher empfunden, wenn auch gern getragen. Niemand richtet sich auf diesen Zustand als einen dauernden ein, selbst wenn er lange währen sollte. Selbst im dreissigjährigen Kriege hat es Niemand getan, obwohl zuletzt eine stumpfe Gleichgültigkeit die Leidenden erfasst hatte. Die Kraft dieser Organisation, der alles zufällt, der man alles erlaubt, beruht eben darin, dass sie ein Ausnahmezustand ist. Darum haften auch ihre Vorteile und Lehren, namentlich auf dem wirtschaftlichen Gebiet, nicht allzu tief. Es ist die Aufgabe eines weitblickenden Organisators, so viel davon zu wahren als möglich. Aber neue dauernde Organisationsarbeit bringt erst der Frieden, der stets seine eigenen Bedingungen stellt.

Dieser Charakter eines Ausnahmezustands prägt sich nun auch in den psychologischen Vorgängen aus, die den Krieg begleiten. Sie sind energisch, aber unter dem Vorbehalt, dass sie auch wieder zur Ruhe kommen werden. Denn diese Kräftebindung im Kriege entstammt innerem und äusserem Zwang. Auch der innere Zwang, wenn

Digitized by Google

er gleich eine Erhöhung auch der persönlichen Kraft mit sich bringt, wird doch als Zwang empfunden. Und sobald ein Volk im Frieden wieder aufatmet, kehrt es auch zurück in das alte liebgewordene Geleise des Lebens und der ihm zukommenden Empfindungen. Wofür sonst hat es denn gekämpft! Kaum dass hin und wieder die Erregung noch nachzittert. Selbst die überstandenen Leiden — nur nicht die Verluste — werden von der Erinnerung verschönt, also umgedeutet. Dennoch dürfen sie nicht flüchtig sein, nicht nur, weil der Krieg selber einen längeren Zeitraum ausfüllt, sondern weil der Rückgriff auf sie jederzeit wieder stattfinden kann. Sie dürfen nicht entschlummern, sondern müssen sich zur Gesinnung verdichten. Gesinnung ist gebundene, geistige Kraft, die Reserve der Seele.

Sogar im Kriege selber ist es nicht anders. Er bedarf vor allem einer Seelenstimmung, die gar nicht anders als momentan in ihrer lebhaftesten Äusserung sein kann: der Begeisterung, des „Funkens, der vom Himmel niederzuckt". Goethe hat zwar im Hinblick auf die Stockung, die sofort nach dem Abschluss der Freiheitskriege einsetzte, ganz richtig gewarnt: „Begeisterung ist keine Heringswaare, die man einpökelt auf etliche Jahre"; aber es gibt auch eine Begeisterung der Erinnerung, und gerade sie ist die nachhaltigste. Im Augenblick des Ausmarschs und im Augenblick des Sieges gehen die Wogen der Begeisterung auch beim Soldaten hoch, unter den Strapazen des Feldzugs, ja selbst in seiner Langenweile kann sich der Enthusiasmus zwar nicht neu erheben, aber jene gehobenen Augenblicke wirken noch in ihnen nach; denn damals ist der Entschluss gereift und jedesmal, wenn ihr Bild vor dem inneren Auge aufsteigt, erneuert er sich. So ist auch im Frieden die Erinnerung an die Kriegsbegeisterung für ein ganzes Volk ein wertvolles Gut. Mit Recht hat man für sie eigene Erinnerungstage gewählt, wie für die Religion. Nur ist der Missbrauch durch die, die selber ohne Begeisterung sind, hierbei eine Gefahr. Denn Begeisterung ohne Inhalt wird Phrase, und die Phrase hegt zwar eine grosse Ansteckungskraft in sich, bleibt aber selber kraftlos und unterhöhlt, indem sie aufbauscht.

Die menschliche Natur ändert sich nicht. Sie wirkt auch im Kriege in ihrer Totalität; nur das Stärkeverhältnis und damit die äussere Kundgebung der Eigenschaften wird verschoben. Organisation bedeutet überall auch Bändigung des Widerstrebenden. Auch die ihr entgegengesetzten Mächte der Seele behaupten, wenn auch zeitweilig in den Hintergrund gedrängt, ihren Platz; sie treten sofort hervor, wo sie eine Lücke finden. Noch mehr: auch für sie bereitet der Krieg den Nährboden, auf dem sie im Stillen wuchern. So droht beständig der Zerfall — die Kehrseite des Krieges und ihm muss man vorbeugen.

Digitized by Google

Die meisten dieser einander entgegengesetzten Eigenschaften äussern sich im Kriege noch leichter als sonst als Massenerscheinungen. Teils werden sie hierzu völlig autonom, weil die gleichen äusseren Tatsachen bei allen oder den Meisten gleiche Empfindungen erwecken; sie tönen dann zu einem grossen Einklang zusammen. Teils wirkt gerade im Kriege die Suggestion, das Überspringen eines Willens auf einen andern Willen, der sich dieses Drucks nicht bewusst wird. Aber auch die bewusste Nachahmung, durch Ehrgefühl oder Ehrgeiz gesteigert, vom gedankenlosen Mitmachen nicht zu reden, wirkt nach gleicher Richtung. Doch haftet ihr immer im Vergleich zur autonomen Empfindung und zur Suggestion etwas Mattes an; sie bedarf zur Unterstützung andrer Motive. Diese Massenerscheinungen wirken dann wieder rückwärts auf den Einzelnen, steigern seine Empfindungsstärke bis zur Überhitzung und reissen seinen Willen mit fort. Für die Organisation sind überhaupt nur diese Massentriebe brauchbar, aber auch die destruktiven Eigenschaften erlangen ihre Gefährlichkeit nur als solche; sie bleiben so gut wie unschädlich, solange sie nur isolierend wirken, also grade dann, wenn sie das erreichen, was sie eigentlich wollen. Aber selten bleiben sie hierbei stehen, und deshalb dürfen die Organisatoren des Krieges sie nicht übersehen und müssen sie schon im Keim zu ersticken suchen.

So sind es denn durchaus psychologische Momente, auf die uns die Betrachtung der Organisation im Kriege zurückführt. Die Notwendigkeit, Soziologie zurückzuführen auf historische Psychologie erhellt nirgends deutlicher. Welche Eigenschaften zieht der Krieg hervor und verwertet sie, welche drängt er zurück? Wie äussern sie sich und wie gruppieren und bedingen sie sich unter einander, sich unterstützend oder durch Kontrastwirkung hervorrufend? Wie wandeln sie sich selber um, sei es, dass sie zum Ausbruch gelangen, sei es, dass sie verdrängt werden? Wie kehren sie wieder zu ihrem gewöhnlichen Ablauf zurück und welche Nachwirkungen bleiben? Wie stellt sich das alles unter verschiedenen Bedingungen, in Sieg und Niederlage und in den verschiedenen Völkern und Zeiten dar? Kann man überhaupt das Gewebe des Lebens, das im Kriege bunter als je ist, auf solche Weise auflösen? Kann man die Singularität jedes Einzelereignisses anerkennen und den geschichtlichen Vorgang als eine fortlaufende Reihe in einander greifender Ereignisse auffassen und sie doch auf jene allgemeinen, grundlegenden Ursachen zurückführen? — Lauter ungelöste Fragen! Aber eins wissen wir: nur durch psychologische Erklärung können wir den Tatsachen eine Seele einhauchen.

Da der Krieg zum Behuf seiner eigenen Durchführung der ganzen Gesellschaft eine einseitige Zweckrichtung gibt, so werden auch die persönlichen Eigenschaften nur

Digitized by Google

nach dieser bemessen. Der wissenschaftliche Streit, ob man die wirkenden Kräfte der Gesellschaft nur streng kausal, ob man sie in Werturteilen erfassen soll, erledigt sich im Krieg, da das Ziel feststeht. Werte und Unwerte sind hier die Ursachen selbst. Vieles was wertvoll war, wird während seiner Dauer zwar nicht wertlos, aber es wird vorläufig bei Seite geschoben — so vor allem das ästhetische Leben zum grossen Teil. Das Selbstvergessen, die Flucht aus der Wirklichkeit, die es verlangt, wird fast unmöglich — nur ein Goethe vermochte es vollständig und die Deutschen haben es ihm nicht einmal gedankt —; der Aufschwung des schöpferischen Geistes, dem es entstammt, wird von anderen, drängenden Aufgaben absorbiert. Wo es vollends einer Verweichlichung langer, inhaltsloser Friedenszeit als müssiges Ästhetentum entspricht, lässt es die rauhe Zeit gar nicht erst aufkommen. Dass solche Erscheinungen der Hyperkultur weggefegt werden, ist kein Übel. Erst beim Aufatmen nach der ungeheuren Spannung und beim Rückblick kann die Kunst, wenn sie sich über die gerade dann drohende Tendenz erhebt, von der Vertiefung und Erhebung aller Seelenkräfte, die der Krieg mit sich bringt, den grössten Vorteil ziehen.

Bei dieser Umwertung psychischer Eigenschaften erweist sich die auch sonst höchst zweifelhafte Scheidung in egoistische und altruistische Motive als ganz unbrauchbar; denn Unterstellung des Ich unter die Gesamtheit ist noch lange kein Altruismus; im Gegenteil können höchst egoistische Leidenschaften jetzt wertvoll werden. Aus dem gleichen Grunde können wir nicht einmal den Masstab der Vernunft schlechthin anlegen; auch irrationelle Leidenschaft übt mächtige und vorteilhafte Wirkungen aus; die Vernunft der Sache, ihre ratio, ist eine andere als die des Individuums. Ebensowenig könnte man etwa anthropologisch einen Unterschied zwischen männlichen und weiblichen Eigenschaften brauchen, obwohl der Krieg Männersache ist und *ἀνδρεία* wie virtus vom Mann abgeleitet sind. Vielmehr kann man nur zwischen disziplinierbaren und disziplinlosen Eigenschaften unterscheiden, was auch noch etwas ganz anderes ist als soziale und unsoziale. An und für sich ist Disziplin und Organisation nicht dasselbe. Disziplin ist Zucht des Willens, die dann freilich nur durch den Verstand erfolgen kann. Organisation ist Zusammenfassung vieler Willen zu einem Zweck. Hierfür ist die Disziplin wünschenswert um dieses ihres verstandesmässigen Charakters willen, weil Organisation Unterordnung bedarf und nur der disziplinierte Mensch hierzu die Einsicht und die Fähigkeit besitzt. Diszipliniert ist der Mensch immer als Einzelner, organisiert als Glied eines grösseren Zusammenhangs. Hier also setzt die Unterscheidung ein. Die disziplinierbaren Eigenschaften braucht die staatliche Organisation im Kriege und fördert sie auf alle Weise, die anderen muss sie nach Möglichkeit hemmen, da sie

Digitized by Google

eine innere Gefahr bedeuten, die ihr furchtbar werden kann. In welchem Masse diese entgegengesetzten Eigenschaften hervortreten, dafür wird der Gang eines Krieges bedeutsam sein. Schon eine Stockung löst geistige Erscheinungen aus, die der Sieg nicht aufkommen lässt. Und wie die Niederlage die Gefahr der Desorganisation, die im Krieg immer im Hintergrund lauert und selbst im Sieg unvermutet einsetzen kann, im Heer wie in der Gesellschaft mit sich führt, so beschwört sie auch plötzlich jene disziplinlosen Eigenschaften hervor. In dieser Feuerprobe, der Überwindung der Niederlage, erweist der Feldherr und der Staat seine höchste Befähigung. Man hat von Moltke gesagt, dass ihm sein beispielloses Glück diese höchste Leistung versagt hat, die Caesar, Friedrich, Napoleon, Blücher beschieden war.

Vorhanden aber sind in Folge der sich immer gleichbleibenden Totalität der menschlichen Natur auch die wertlosen Eigenschaften immer; sie bilden eine Unter- und Nebenströmung, sie brechen, auch wo sie längst überwunden scheinen, ja wo sie vergangenen Kulturepochen angehören, bei der allgemeinen Erschütterung bisweilen plötzlich wieder los. „Der Krieg bringt wieder die wahren Kräfte zu Ehren“ heisst es mit Recht, aber er ist ebenso auch ein Tummelplatz aller Schwäche und Gemeinheit, der es freilich auf die „Ehren“ nicht ankommt. Grade diese Gegensätze sind es, die die Psychologie des Krieges und auch deren Äusserungen im Wirtschaftsleben so interessant machen. Halten wir uns an jene alte und unentbehrliche Dreiteilung der Geisteskräfte in Willen, Gemüt und Intellekt, so ist es ersichtlich der Wille, das Wichtigste. Denn er zeitigt den augenblicklichen Entschluss und die Tat. Diese aber tun im Kriege Not. Der Wille jedoch erhält erst seine Richtung und seinen Inhalt durch Intellekt und Empfindung. Das Gemütsleben überhaupt, auch wo es nicht im Willensentschluss gipfelt, auch da, wo es in sich selbst verharrt, steigert sich im Krieg bisweilen bis zur Exaltation. Eine sonst langsame Entwicklung drängt sich in solchen Zeiten in eine kurze Spanne zusammen, und dieser beschleunigte Prozess bringt immer wechselnde Erregungen mit sich. Diese höheren Wogen der Empfindung können an sich wertvoll für den Einzelnen sein; für die Gesamtheit werden sie es nur, wenn die Gemütsbewegung sich mit dem Wollen gattet und die Tat hervorbringt. Dies wieder geschieht nur da, wo sich der Wille der Einsicht unterstellt, und diese setzt ihm ein Ziel, das ausserhalb seiner liegt. Er ordnet sich ihm unter; er ist wertvoll nur, in so weit er sich zu disziplinieren vermag.

Darum ist die eigentliche Tugend des Krieges der Opfermut, aber nicht als gestaltloser Trieb, der doch nur ein dumpfer Drang zur Selbstvernichtung, zum Aufgeben des eigenen Selbst ist, wie es in gebundenen Volksseelen und befangenen Religionen

Digitized by Google

eine dunkle Macht äussert, sondern als die helle, heroische Tugend, die ein Höheres über das eigene Ich setzt und diesem allein einen unbedingten Wert beimisst, die es fühlt und sicher weiss, dass der Wert des Lebens nur darin besteht, es für dieses Höhere hingeben zu können. Tapferkeit nennen wir diesen Opfermut gemeinhin im Kriege und übertragen dieses Wort gerne auch auf friedliche Tätigkeit, ja mit Vorliebe auf willensstarkes Dulden. Beim Soldaten ist sie selbstverständlich und unerlässlich. Der Krieger als solcher ist eigentlich immer tapfer, so viel andre psychische Regungen auch vorübergehend die Übermacht gewinnen können. Auch eine verwahrloste Armee ist verhältnismässig leicht nicht nur durch Disziplin, sondern auch durch Scham zur ursprünglichen und dann oft verdoppelten Tapferkeit zurückzuführen. Auch der Söldner, auch der verkaufte Soldat, sind meistens tapfer, schon weil ihnen das den einzig möglichen Halt und den alleinigen Anspruch auf Selbstachtung und Achtung andrer gibt. Nur rechnen sie genau, wo es lohnt tapfer zu sein. Die Unbedingtheit, die das eine Merkmal des Opfermuts ist, fehlt ihnen. Ihre Tapferkeit ist wirklich das aristotelische Mittelmass, und Vorsicht ist ihr besserer Teil; ebenso fehlt das andre Merkmal, die Unterstellung unter ein höheres Ziel, und die Begeisterung.

Tapferkeit verbreitet sich im Kriege, der auch dem Feigen den Mut erweckt, nach allen Seiten. Der kriegerische Geist geht vom Heere, das ihn sozusagen professionell besitzt, ins Volk über, und dies um so stärker, je mehr Heer und Volk sich decken. Diejenigen Kreise, die die nächste Fühlung mit dem berufsmässigen Kriegerstande haben und ihm zeitweilig angehören, unterstehen diesem Einfluss am meisten. Im Frieden, wo man sich mehr an der Vorstellung des Opfermuts und seiner Möglichkeit erhitzt, als ihn wirklich bewährt, wird diese Gesinnung wie jede, noch so erhabene Idee, wenn sie des Stoffes zur Betätigung entbehrt, leicht zur Phrase, wirkt deshalb aber nicht minder suggestiv. Im übrigen aber bedeutet „Volksheer“ im Frieden auch Einfluss des Volkes aufs Heer; und da ein Volk von sich aus Friedensarbeit tut und zu tun wünscht, bietet ein Volksheer eine grössere Garantie des Friedens als ein Berufsheer. Im Krieg aber kehrt sich das Verhältnis um. Jetzt wird der Einfluss des Heeres auf das Volk der stärkere; ja dieser Eindruck wird so stark, dass das ganze Volk sich im Heere verkörpert sieht. Grade diese tapfere Gesinnung bedarf dann doch der Disziplin. Die Grenze zwischen Volk und Heer darf wegfallen, aber für ein gesittetes Volk wird es zum Verhängnis, wenn solche Volksbewaffnung sich nicht der Disziplin des Heeres unterwirft. Die Tapferkeit selber wird dann ein Rückfall in die Barbarei.

Die Disziplinierung des Opfermutes, die Erziehung zur Tapferkeit, ist daher für ein Volk, das sich behaupten, vollends für eines, das Macht erwerben will, immer

Digitized by Google

eine Hauptsorge gewesen. Unkriegerische Völker bilden die Ihrigen höchstens zur Fähigkeit des zähen Duldens, die man nicht Kraft, nicht Energie nennen darf. Die Planmässigkeit, mit der die Tapferkeit, als ἀνδρεία die eigentliche Männertugend, von früh an im Altertum geübt wurde, ist bekannt. Auch im platonischen Staatsideal wird die Erziehung des Wächterstandes zu dieser Tugend, die er vertritt, keineswegs jene intellektuelle Erziehung des kleinen Ausschusses, der zur Leitung durch Erkenntnis der Ideen berufen ist, an die Spitze gestellt. Die Abnahme des Opfermuts in Athen, die freilich noch einmal bei Chaeronea eine Sühne fand, bildet den Gegenstand von Demothenes Strafreden. Bedrohlicher noch tritt sie in der römischen Spätzeit auf. Immer fühlt man in den Klagen und Ermahnungen, dass man grade hierin die organische Erkrankung sah, weil auf Tapferkeit und Opfersinn die ganze Staatsethik aufgebaut war und nur dadurch die Privatethik von sich in völlige Abhängigkeit brachte. Darum halten sich damals die konservativen Geister mit Vorliebe an die stoische Ethik, die entgegen dem rein individualistischen und deshalb im Grunde staatsfeindlichen Epikuräismus, den jetzt unumgänglichen Individualismus mit dem Opfermut für die Allgemeinheit zu verbinden weiss; und darum musste vollends die veränderte Richtung, die der Opfersinn durch das Christentum erhält, das ihn zum Mittelpunkt seiner Ethik macht, den römischen Staat aufs äusserste aufbringen. Polemik und Apologetik bewegen sich denn auch immer mit Vorliebe um diesen einen Punkt — noch für Augustinus bildet die Widerlegung dieser vermeintlichen politischen Schädlichkeit des Christentums den Anlass zu seinem Hauptwerk.

Das Mittelalter aller Völker, die ein solches durchmachen, kennzeichnet sich durch die Absonderung einer kriegerischen Klasse, die damit von selber zum Adel wird. Tapferkeit wird eine standesgemässe Tugend; alles andre wird aber auch auf sie bezogen. Dem Vilain wird die Feigheit nicht nur als selbstverständlich zugeschrieben und nach ihm benannt, sondern geradezu zur Pflicht gemacht. Ungeheuren Eindruck machten deshalb die Siege der Schweizer im ganzen deutschen Volk, weil man plötzlich entdeckte, dass auch der Bauer tapfer sei. Freilich war der nächste Erfolg der Ausbildung der Soldtruppen nicht die Entstehung eines opfermutigen Volksheers, von dem doch damals nicht nur die Besten, wie Macchiavelli, sondern auch weitere Kreise geträumt haben.

Im Zeitalter kapitalistischer Erwerbswirtschaft hat es doch des religiösen Sinnes, der mit jener eine so seltsame Ehe einging, bedurft, um den kriegerischen Opfermut auch für den Staat anzufeuern. Man wartet jetzt lieber die Gefahr ab, als dass er ihr entgegen geht. Hollands, des wirtschaftlich zuerst gereiften Landes Geschichte gibt das Beispiel. Ebenso zeigt England zwar oft ein plötzliches Aufflammen eines suggestiven Opfer-

Digitized by Google

mutes, dem dann aber rasch auch in Kriegszeiten ein Abflauen folgt. Die Sicherheit der geographischen Lage hat ebenso wie das Überwiegen der auf Erwerb gerichteten Sinnesart, hier die Ausbildung des Opfermutes, der mit dem physischen Mut nichts zu tun hat, hintangehalten; und das hat in England bis jetzt die Entstehung eines Volksheeres vielleicht überflüssig, jedenfalls aber auch unmöglich gemacht. Hier hat dann schliesslich jener Halbphilosoph, den man doch wohl den ausgesprochenen Repräsentanten des modernen englischen Geistes nennen kann, Herbert Spencer, schliesslich in ödem Schematismus den Gegensatz von militärischem und industriellem Geist zum alleinbestimmenden Agens der Gesellschaft und der Geschichte gemacht, wobei er auf jenen atavistischen Überrest allen Schatten häuft. Abgesehen von dem Cant eines Volkes, das unablässig gefahrlose Kriege führte oder führen liess zu seinem Vorteil, sah er nicht einmal, dass er in Wirklichkeit Opfermut und Eigennutz einander entgegenstellte.

In den Ländern, wo man zu einem Volksheer gelangte, gab die Not den Anstoss; aber hier wurde wahrhaftig die Not zur Tugend. Ohne die allgemeine Gesinnung der Opferfreudigkeit ist ein Volksheer undenkbar. Wer die psychologische Geschichte des letzten Jahrhunderts schreiben wollte, der würde trotz mancher Wellenbewegungen doch den beständigen Fortschritt derselben feststellen.

In dieser Eigenschaft des Opfermutes liegen auch die stärksten Wurzeln jenes höchst wertvollen, aber auch höchst komplizierten ethischen Vorgangs, den wir Ehre nennen. Sie widerstrebt der rationellen Analyse mehr als jeder andere, weil sie selber ein irrationelles Element enthält, auf dem jedoch ihre unschätzbare Wirksamkeit zum grossen Teil beruht: sie hängt aber von der Meinung ab und fühlt diese Abhängigkeit sogar als ein hohes Gut; insoweit ist sie sozial bestimmt; sie verbindet sich mit leidenschaftlichen Erregungen bis zur Rache; insoweit ist sie psychologisch bestimmt. Nennen wir sie also die sozial und psychologisch modifizierte Form der Ethik, so würden wir ihr doch Unrecht tun, wenn wir sie als ein blosses Surrogat der Moral ansähen. Sie besitzt ihren eigenen Wert für sich; jene doppelte Befangenheit verkettet sie auch aufs Engste mit der ganzen Menschennatur und verleiht ihr besonderen Schwung und Wucht, die die Vernunft und alles, was nur in ihr wurzelt, nun einmal nicht hat. In ihr fühlt die Persönlichkeit ihr eigenes, erhöhtes Selbst, obwohl doch gerade sie gutenteils eine von aussen, von der Gesellschaft bedingte Forderung ist. Es ist das eine der unzähligen Antinomien, in denen sich wie der menschliche Intellekt, so noch mehr die menschliche Seele bewegt. Dieses sie begleitende Unabhängigkeitsgefühl bringt es mit sich, dass der Knecht keine Ehre hat — Tugend mag er noch so viel besitzen. Die in Abhängigkeit verfallene Nation fühlt sich als nichtswürdig, wenn sie nicht alles an

Digitized by Google

ihre Ehre setzt. Nach diesem persönlichen Gehalt und Bewusstsein ist aber die Ehre Tapferkeit; das „Opfer" heisst hier „sich einsetzen". Honor et Virtus ist den Römern, die als die typische Kriegernation die Ehre eigentlich entdeckt haben, ein zusammengehöriger Doppelbegriff. Wie nun auch ihre Formen und ihr sonstiger Inhalt gemäss ihrer Natur als sozialer Funktion wechseln mögen, so bleibt ihr von ihrem kriegerischen Ursprung her die Tapferkeit als Kern. Daher rührt auch die seltsame Unterscheidung, dass wir hier den Unterschied der Geschlechter machen und nur die Männerehre in die Tapferkeit, die Frauenehre in die Keuschheit, also eine ganz verschiedene Eigenschaft, setzen. Das Gemeinsame ist nur, dass beide als der vollkommenste Ausdruck der Geschlechts-Persönlichkeit angesehen werden. Daher geht auch zu allen Zeiten die Ehre mit der kriegerischen Gesinnung Hand in Hand. In Zeiten, wo diese zum Standesvorrecht wird, wird sie zum Mittelpunkt des ganzen Einzellebens und der Standeskultur; sie steigert sich dann bis zu jenen bizarren Formen, wie wir sie aus dem Rittertum des Mittelalters und dem der japanischen Samurai kennen. Wo sich später irgend eine Form der Absonderung einer spezifisch militärischen Gruppe erhält, mag sie selber so schwach sein wie die unsres Offizierkorps, da hält diese auch eifersüchtig auf ihren besonderen Ehrenpunkt und vertritt ihn mit der Waffe.

Die Soldatenehre der Volksheere ist eine andre, aber nicht minder lebhaft. Der Appell an sie ist immer der wirksamste Sporn der Tapferkeit, weil eben beide zuletzt zusammenfallen. Er stachelt denn auch den Ehrgeiz an, die hervorstechendste aller militärischen Eigenschaften, in der das egoistische Element der Ehre bis zum Gigantischen anwachsen kann und dennoch das des Opfers nicht fehlt „Bis in die Mündung der Kanone suchend die Seifenblase: Ruhm". Gern hält sie sich an Symbole, als an ein äusserlich erkennbares Kennzeichen. Der Sprache selber gilt die Fahne als das Symbol der Symbole. Wo jedes andre ethische Band fehlte, bei den Söldnerhaufen, diente noch die Fahne als solches. Auch der Mensch, sei es der eigene Führer, sei es die treibende Persönlichkeit auf der feindlichen Seite, wird im Krieg weit leichter als im Frieden zum Symbol, an das sich hier Liebe, dort Zorn und Hass knüpfen. Denn auch Zorn und Hass, zwei minder erfreuliche Leidenschaften, die aber tief in der Ökonomie der menschlichen Seele begründet, mit Willensenergie gepaart sind, braucht der Krieg und organisiert sie. Besser als dass sie sich blind austoben. Dante begleiten sie als Grundstimmung durch die Hölle und er lässt sich darum von seinem Virgil beglückwünschen. Der Völkerhass, als eine in seiner Art grandiose Erscheinung, verlangt sogar, dass der Gegner wiederhasst, und nicht etwa zu seiner eigenen Rechtfertigung; er empfindet es als eine Beleidigung, wenn jener kalt zu bleiben behauptet und sieht darin

Digitized by Google

eine Frivolität, die ihn nur hassenswerter macht. Freilich schlägt der Hass, sei er noch so berechtigt, wenn er allein die Herrschaft an sich reisst, zur Verblendung aus. Es sollte auch ein Zeichen der Kultur eines Volkes sein, dass es in den Äusserungen des Hasses nicht roh und geschmacklos wird. Man kann stets bemerken, dass solche Ausartungen sich eher bei denen finden, die ruhig zu Hause sitzend aus der Ferne schimpfen, als bei denen, die ihr Leben einsetzen. Die Fortdauer dieser Empfindungen nach dem Kriege oder ein allmähliches Anschwellen vor demselben bedeutet eine grosse Gefahr und wirkt zerrüttender auf die Kultur als der Krieg selbst. Es bleibt die Aufgabe aller geistigen und wirtschaftlichen Friedensarbeit und ihrer Träger, also zumeist der Universitäten sich dieser Kulturgemeinschaft bewusst zu bleiben und ihre Herstellung aufzunehmen, sobald sie es irgend vermögen. Sie würden sich sonst selber untreu werden und sich aufgeben. Denn es gilt das Wort Jakob Burckhardts: Die Völker Europas mögen sich unter einander fassen, zum Glück können sie einander nicht entbehren.

Mit dem Hass unterstellt sich auch die Liebe, als Vaterlandsliebe wie als Einzelliebe, die ganz ebenso vom Krieg eine beträchtliche Verstärkung erfährt oder sich ihrer selbst klarer bewusst wird, der Organisation. Selbstverzicht liegt ihr ja ohnehin nahe und macht vielleicht mehr ihr innerstes Wesen aus als die starke Selbstbejahung, die sie mit sich führt. Selbst die Geschlechtsliebe, die selbstverständlich individuell bleibt, wird durch die Gefahr und die Sorge um die Geliebten vertieft; ein Bewusstsein unlöslicher Zusammengehörigkeit entspringt ihnen als eine köstliche Frucht. Nur zuviel Anlass aber gibt der Krieg mit seinen Leiden zum Mit-Leiden. Was auch der letzte psychologische Grund der Sympathie sein mag — im Kriege zeigt sich erst, dass sie wertvoll und unentbehrlich ist. Mit einem Schlage lässt er jene Vorwürfe einer Verweichlichung und Schwäche des Gemüts verschwinden, die in weicheren Zeiten gegenüber dem aufdringlichen, schwächlichen, beleidigenden Mitleid einige Berechtigung haben. Jetzt zeigt sich ihre Wurzel in der Liebe. Die Verbindung mit dem Opfermut erhebt auch sie in die Sphäre des Heroischen. Hier liegt, wie man von jeher erkannt und bisweilen es auch gescholten hat, eine Hauptwirkung des Christentums auf die Ethik wenigstens der abendländischen Völker. Im Altertum ist von einer Organisation der hilfreichen Menschenliebe nicht die Rede. Von einer Barmherzigkeit dem wehrlosen Feinde gegenüber ist als einer ethischen Forderung nirgends die Rede; die kühle staatsrechtliche Unterscheidung von hostis und inimicus genügt. An ihre Stelle tritt jener gewiss grossartige Zug des Edelmuts, der in dem Weihespruch Virgils an die Römer einen erhabenen Ausdruck gefunden hat: Parcere subjectis et debellaro superbos. Aber er ist nur Stolz, Kundgebung eigener Grösse; er tritt auch nur

Digitized by Google

gelegentlich in Tätigkeit und hat sich bei den grossen Eroberern oft genug nicht nur mit der Herzenshärtigkeit, sondern auch mit der Grausamkeit verbunden. So bleibt die Forderung der Feindesliebe zwar nicht das welterlösende, aber ein leidenlinderndes Wort des Christentums. Möge hier nie ein Rückschritt zu verzeichnen sein; er wäre ein Rückfall in die Barbarei! Der verwundete Feind, selbst der notleidende wehrlose Gegner ist uns nur der Mensch; jede Regung, Böses mit Bösem zu vergelten, ist für uns ethisch Sünde, ästhetisch Gemeinheit. Der Fortschritt der Neuzeit aber besteht in der Organisation auch dieser Empfindungen. Dass es sich jetzt um Volksheere handelt, war hierbei sicherlich förderlich: zum ersten Mal hören wir in den Freiheitskriegen von einer reichen Betätigung der Frauen, die damals dieses Gebiet segensreicher Beschäftigung und damit ihren gebührenden Anteil am Kriege entdeckten. Zu einer wirklichen ständigen Organisation, die dann nur eine internationale sein konnte, ist es erst im letzten halben Jahrhundert gekommen.

Da der Krieg alle Tiefen der Seele aufrührt, so müssen die religiösen Empfindungen und Überzeugungen von ihm aufs Lebhafteste angeregt werden. Alle psychologischen Gründe und Anlehnungen der Religion werden angespannt: das Gefühl der Abhängigkeit von einer höheren Gewalt, die Furcht, der Wunsch, der, mag man ihn auch nicht als die Hauptquelle der Religion anerkennen, doch immer eine ihrer Quellen bleibt, das psychische Bedürfnis, sich von lastendem Druck zu befreien, ebenso wie das intellektuelle, Ordnung im Regellosen zu finden. Selbst nihilistische Religionen finden in der Gleichgiltigkeit des Einzeldaseins im Krieg eine Betätigung ihrer Grundansicht von der Wertlosigkeit des Lebens, und entnehmen ihr eine melancholische Entschlossenheit. Vielleicht tritt jener tiefgründige Zug, den wir das metaphysische Bedürfnis nennen, etwas zurück; denn zu stiller Kontemplation lässt der Krieg wenig Raum; aber wo spräche die höchste der religiösen Empfindungen, das Gefühl der Gottesnähe, vornehmlicher als in den Augenblicken der Weltentscheidung und im Anblick des Todes!

So führt der Krieg denn auch alle die mannichfaltigen Äusserungen und Stimmungen der Religion mit sich, die beruhigenden, die belebenden wie die deprimierenden: stille Gefasstheit, Begeisterung, Erhebung und Fanatismus, Demut, Zerknirschung, Ergebenheit. Trösten sollen sie alle; die meisten sind eine mächtige Reaktion der Seele gegen diesen Ansturm der Aussenwelt; einige unter ihnen geben sich ihm hin. Nicht alle sind geeignet Massenerscheinungen zu werden und sich dadurch zu stärken; grade die edelsten ziehen sich scheu in das Heiligtum des Herzens zurück; aber grade die energischen wie die deprimierenden besitzen jene Eigenschaft im allerhöchsten Masse. Sie werden deshalb jederzeit in die kriegerische Organisation eingefügt. Selbst von den deprimierenden gilt dies; denn von der Zerknirschung erwartet man als Nachfrucht immer die Erhebung.

Digitized by Google

Nur oberflächlicher Betrachtung könnte es scheinen, dass durch diese Einfügung die Religion oder ihre kirchlichen Organisationen im Kriege an Macht einbüssten. Nur ihr internationaler Charakter, der dem Christentum allerdings wesentlich ist, wird eine Zeit lang zurückgedrängt. Die Religion und die Kirchen verstehen zu warten, weit mehr als der Patriotismus und der Staat. Noch immer hat der Krieg eine starke Belebung religiöser Empfindungen nach sich gezogen. Diese Nachwirkung ist aber nur eine Fortsetzung dessen, was im Kriege selber geschah. Ausgenommen sind nur die Religionskriege selber, in denen zwar die religiöse Anspannung gerade zur höchsten Kraftäusserung führt, die jedoch gewöhnlich mit einer Ernüchterung, die der Selbstbesinnung entstammt, enden; selbst die Kreuzzüge, die wohl unter allen Religionskriegen der reinsten religiösen Begeisterung entstammten, sind von diesem Schicksal nicht bewahrt geblieben. Denn wenn nicht der Religionskrieg als Bestandteil in die Religion selber aufgenommen ist, so liegt in dieser Verbindung doch ein Widerspruch. Israel konnte auf Befehl des Herrn Zebaoth Vernichtungskriege gegen seine Nachbarn führen, den Assyrern erschien immer nur ein Gott als Krieger und Sieger, die Volks- und Staatsreligionen des klassischen Altertums sind durchaus kriegerisch gesinnt, der Römer kämpfte *pro aris et focis,* wobei die Altäre voranstehen, und forderte offiziell die Schutzgötter feindlicher Städte auf nach Rom zu übersiedeln, selbst der Zug Alexanders gegen Persien gab sich als ein Rachekrieg für die Zerstörung griechischer Tempel aus. Im Islam vollends ist „der heilige Krieg" stets der Höhenpunkt der Religion gewesen. Das Christentum aber nennt sich eine Religion des Friedens und kann auf die Dauer nicht an sich eine kriegerische Religion werden, so oft es auch Kriege heraufbeschworen hat. Früher oder später rächt sich an ihm dieser Widerspruch, während es grade vom politischen Krieg, den es im Grundsatz als unheilig verwerfen muss, den Vorteil zieht. Ist so die sozial bindende Kraft der Religion im Krieg ausserordentlich gross, so muss man ihre wirtschaftlichen Wirkungen, die im Frieden sehr bedeutend sind, gering nennen. Sie verstärkt nur die Opferwilligkeit.

Da diese Einheit der Gesinnung, die wir als das Wesen der Organisation erkannten, der einheitlichen Leitung bedarf, wenn sie nicht nutzlos verpuffen soll, so verbreitet sich im Kriege das Gefühl für die Autorität, der Drang nach Ein- und Unterordnung, der ja auch nur ein Opfer der Individualität ist, jetzt aber gar nicht als solches empfunden wird. Es wird eine Ehre zu „dienen". In der kriegerischsten aller Verfassungen, dem Lehenswesen, ist dies das eigentliche Ethos; man suchte — freilich auf die Dauer vergeblich — auch das ganze Gebäude des Friedens darauf zu errichten. Im Offiziersstande ist es so geblieben, und gleiche Gesinnung soll den Soldaten, solange

Digitized by Google

er bei der Fahne ist, erfüllen. In diesem Sinne weit mehr als in dem äusserlichen der Machtentfaltung ist das Militär jederzeit die Stütze der Autorität. Im Kriege kann diese Willensrichtung eine allgemeine werden. Die Disziplinierung ist alsdann nicht bloss Mittel, sie wird wertvoll an sich. Das ist, wenn nicht die tiefste, so doch die imponierende Seite der Kriegsethik. Darum verschwinden auch in einem Kriege, der einem Volke an Herz und Nieren geht, die politischen Parteien. Gewissenlose Staatsmänner haben auch oft genug in ihrer Ratlosigkeit Kriege vom Zaun gebrochen, um der inneren Spannung Ableitung zu verschaffen. Der Krieg sondert besser als jede Überlegung, gleichviel ob Sieg ob Niederlage, das Wichtige, die eigentlich vitalen Interessen, vom Bedeutungslosen; er bewährt eine zusammenschliessende Kraft. Rom im zweiten punischen Kriege, dem eine bedenkliche Agitationsepoche, die sich noch in seine Anfänge hineinzieht, vorangeht, ist ein klassisches Beispiel; Deutschland und Österreich in der Gegenwart aber das grossartigste, das bisher die Geschichte bietet. Selbst die wirtschaftlichen Parteien, die auf realen und im Kriege noch verschärften Verschiedenheiten beruhen, verlieren zeitweise ihre Bedeutung, weil die Wirtschaft ihren Charakter, blosses Mittel und nicht endgültiger Zweck zu sein, deutlicher hervorkehrt. Sie verschieben freilich vielleicht nur die Abrechnung. Nur wo eine ideelle Zerklüftung so weit gediehen ist, dass sie selber zum Anlass oder doch zu einem Element des Krieges geworden ist, dient dieser nur zu immer weiterer Verschärfung und Zerfall. Das ist eben das Furchtbare der Religionskriege! Darum ist aber in ihnen schliesslich auch immer denen der letzte Sieg beschieden, die inmitten solcher Verwirrung das nationale Banner aufpflanzen. Diese Männer vom Schlage der Bodinus, Montaigne, Heinrich IV erscheinen gewöhnlich als die minder Begeisterten und Opfermutigen, aber es ist nicht die Besonnenheit, was dem Fanatismus, sobald er sich ausgetobt hat, das Heft aus der Hand nimmt, sondern das notwendige nationale Lebensinteresse, das sie vertreten. Darum ist man auch in nationalen Kriegen von allen Seiten darauf bedacht, alle religiösen Differenzen einstweilen einschlummern zu lassen, wofür wiederum Deutschland in diesem Kriege ein Beispiel gibt. Wo aber politisches Parteitreiben sich in den Krieg fortsetzt und aus ihm Nahrung zieht, ist das immer ein Vorzeichen für einen unglücklichen Ausgang wie in Athen im peloponnesischen Kriege. Parteikämpfe im Krieg haben nur noch insoweit einen Sinn, als sie in einem Wetteifer der Parteien bestehen, die nationale Aufgabe am energischsten durchzuführen und den schwächlicheren Mitbewerber auszuschalten. Hierfür bietet die Geschichte Englands, das so lange das Land richtiger Parteibildung gewesen ist, die Beispiele. Wie der Krieg mit seinem Autoritätsbedürfnis vollends die machtvolle Persönlichkeit, den siegreichen Feldherrn,

Digitized by Google

in die Höhe bringt; wie er es in seine Hand legt, diese Autorität im Staate überhaupt zu übernehmen und selbst die Rechts- und Wirtschaftsverhältnisse auf neuer, durch den Krieg und innere Unruhen geschaffener Grundlage zu ordnen — das ist einer der Hauptinhalte der Weltgeschichte. Aber nicht nur in diesem „Cäsarismus", wie wir nach ihrem grössten Vertreter diese Erscheinung benennen, wirkt der Erfolg des Krieges nach, sondern überhaupt bringt er die autoritären Parteien in die Höhe und sichert ihnen auf lange die Hegemonie, wie in England nach den Napoleonischen Kriegen den Torys.

Diesem Wetteifer in der Unterordnung widerspricht nun keineswegs ein starker Zug zu einer gewissen demokratischen Gleichheit. Viele Unterschiede werden wenigstens zeitweise verwischt. Die Kameradschaft des Feldes, die dort auch den Offizier dem Gemeinen nähert, wo beide ihr Leben einsetzen und für einander sorgen müssen, überträgt sich auch auf das Civil. So mancher lernt erst jetzt das „Volk", von dem er sich scheu oder ekel zurückhielt, kennen und schätzen. Freilich nur in nationalen Kriegen, die von eigentlichen Volksheeren durchgekämpft werden, ist dies der Fall. So war die Hopliten-Phalanx der militärische Ausdruck der freien πόλις; so hat man mit vollem Recht die allgemeine Wehrpflicht eine demokratische Institution genannt, wie auch seinerzeit ihre Einführung durch den Bauernsohn Scharnhorst keineswegs freudig von den altaristokratischen Elementen des preussischen Heeres begrüsst wurde. Darum hat sich auch das allgemeine und gleiche Wahlrecht als ihre notwendige Konsequenz herausgestellt. Und ebenso macht der Aufwand für diese riesigen Volksheere nicht nur die Anspannung der Finanzen, sondern vor allem eine sozial gleichmässige Verteilung der Steuerlast nach der richtig bemessenen Leistungsfähigkeit nötig. Die Subjektsteuern und für die Kreise, zu denen man mit ihnen nicht gelangen kann, die Aufwandsteuern auf entbehrliche Genussmittel treten in den Vordergrund.

Wo hingegen die Kriegstechnik die Aussonderung einer besonders ausgebildeten und stets verfügbaren Truppe fordert, da übt der Krieg wohl umgekehrt eine starke, sozial differenzierende Macht aus. In den ältesten Zeiten, aus denen gesicherte historische Kunde zu uns gelangt, sehen wir auch, wie durch die Einführung des Pferdes mit Wagenkampf und Reiterei, in die Kriegskunst der Ackerbauvölker — bei Nomadenvölkern liegt die Sache anders —, der Anstoss zur Ausbildung, sei es einer Kriegerkaste, sei es eines Adels, sei es zu Analogien des Lehenswesens, gegeben hat. Im Mittelalter ist eben die Entstehung des Lehenswesens, dessen rein militärischen Ursprung und Charakter wir nicht scharf genug betonen können, dessen ganze Kultur ritterlicher Art blieb, das grösste, historische Beispiel der Aussonderung eines Adels. Nur die Ab-

Digitized by Google

sonderung eines Berufsstandes von Soldaten, die vom Sold ihren Namen führen, übt nicht die gleiche Wirkung; denn der Söldner, der seine Haut zu Markte trägt, wird im Grunde von dem, der ihn braucht und bezahlt, zugleich gefürchtet und verachtet. Und dennoch hat sich in Deutschland der Adel, als er sich die eigene kriegerische Bedeutung entgehen sah, sofort der Führerschaft der Landsknechte bemächtigt. Die stehenden Heere aber haben, solange sie blosse Berufsheere waren, solange daher die Kluft zwischen Heer und Volk und ebenso zwischen Offizier und Soldat feststand, ihren schroff aristokratischen Charakter dem Staat und der tonangebenden Gesellschaft aufgeprägt. Dass England sich allein von einem Militäradel freihielt, lag einmal daran, dass es seine Truppen nicht im Inland hielt, dass der Engländer nur von ihnen hörte und sie kaum sah, sondern mehr noch daran, dass der aristokratische Charakter des Staates und der Gesellschaft ohnehin feststand und deshalb auch der Offizier nur ein Gentleman blieb. Wenn man in der Kriegszeit selber, die das Talent hervorzieht wo sie es findet, manchmal Ausnahmen machte, so war man doch sobald als möglich darauf bedacht, sie wieder zu beseitigen. Das ancien régime hat in Frankreich noch am Vorabend der Revolution den ausschliesslichen Adelscharakter des Offizierskorps hergestellt; und auch Friedrich der Grosse, der als Philosoph für seine Person über alle Standesschranken erhaben war, berichtet als etwas Selbstverständliches, dass er nach dem Hubertusburger Frieden wieder unauffällig die im Kriege eingedrungenen Bürgerlichen ausgemerzt habe: der Roture fehle nun einmal jener eigentümliche Point d'honneur, der für den Offizierstand unentbehrlich sei.

Unser Heer aber, das auf den Namen eines Volksheeres stolz ist, zeigt eine eigentümliche Mischung, die sich historisch wohl erklärt. Der Adel, der für das Kulturleben der Nation kaum noch als besonderer Stand existiert, weiss sehr wohl, dass er seine Bedeutung nur auf dem militärischen Gebiete bewahren kann; er ist tatsächlich zu einer Gruppe von Soldatenfamilien geworden und leistet dadurch der Nation nach wie vor hohe Dienste. Aber nicht nur zahlenmässig wächst das bürgerliche Element beständig, sondern der „Offiziersstand", der nur uneigentlich diesen Namen führt, bildet in sich seine eigene Gesinnung und Sitte aus grundsätzlich, wenn auch nicht immer tatsächlich, ohne Rücksicht auf die Herkunft. Namentlich bildet das Reserveoffizierkorps die beständige Verbindung mit der Zivilbevölkerung. Im Kriege ist es der unschätzbare Vorrat, im Frieden, mag es bisweilen militärische Gepflogenheiten etwas zu stark betonen — wer möchte an solchen Schwächen jetzt noch mäkeln! — aber viel grösser ist die umgekehrte Wirkung: Sein Bestehen verhindert ein für allemal eine militärisch-aristokratische Schichtung der Gesellschaft. Wir hoffen mit Sicherheit,

Digitized by Google

dass so mancher künstlich aufgebauschte Unterschied, der unser soziales Leben vergiftet hat, nachdem längst das äusserliche Weiterbestehen eines Adels völlig harmlos geworden ist, verschwinde, dass namentlich die beschämende und grade auf militärischem Gebiet fühlbare Tatsache des Antisemitismus durch den grossen, heiligen Strom dieses Volkskrieges hinweggefegt sei.

Wenden wir von diesen sozialen Auswirkungen unsern Blick zurück zu den grundlegenden psychologischen Eigentümlichkeiten des Krieges. Nicht jede wird zur Massenerscheinung. Vielleicht kann es gerade die edelste der kriegerischen Tugenden nicht werden: die Hochschätzung des Feindes, die Anerkennung des Besiegten, durch die ja der Sieger selber seinen Wert erhöht. Der Friedliche daheim kann sie sich schwer abgewinnen, er muss ja wohl auch, um seine Stimmung zu erhalten, sie etwas künstlich durch Ruhmredigkeit erhöhen, und so macht er auch aus schwarz schwärzer. Zu viel Billigkeit wäre hier gefährlich, so unerfreulich meistens die Äusserungen sind. Der Krieger selber ist weit eher zu gerechter Würdigung auch des Feindes geneigt in jeder Ruhepause des Kampfes. Wir können das jetzt Tag für Tag an den Erzählungen unsrer Verwundeten sehen. Vor allem ist es ein Ehrenvorrecht des Feldherrn, so zu urteilen. Man sehe, wie Moltke über Benedek spricht, auf den im Jahre 1866 die öffentliche Meinung nicht Hohn genug häufen konnte. Der hohe Stolz Roms, das doch den Besiegten stets erbarmungslos zu Boden trat und das „parcere subjectis“ nur für den Machtlosen gelten liess, zeigt sich in nichts mehr als in dem Pathos, mit dem seine Historiker den heldenhaften Untergang des Gegners, heisse er Karthago, Numantia oder Vercingetoria, schildern. So wird auch für Äschylus das Siegeslied für Salamis zu einem erhabenen *Θρῆνος* der Perser; und selbst in Spanien, wo sich doch der Hass mit der Verschlagenheit und dem Glaubenseifer verband, hat die Dichtung den Mauren, die man zertrat, ihre Sympathie zugewandt und hat Velasquez in dem schönsten aller Siegesbilder die Ehrung des tapfern Besiegten, obwohl er ein Ketzer und Rebell ist, durch den Sieger verherrlicht.

Die Anspannung der intellektuellen Kräfte wird nie in dem Masse allgemein werden wie die Erregung der Gemütskräfte. Der Verstand wird nie zur Massenerscheinung und leider hilft hier auch die Suggestion nichts. Um so mehr bedarf die Organisation der Intelligenz der Leiter, einer Art von Gesamtverstand. Immerhin bringen die Fülle der neuen Eindrücke und mehr noch die erschwerten Lebensbedingungen bei vielen eine Verstandesschärfung hervor. Allgemeiner dagegen ist jene Durchdringung des ethischen Bewusstseins mit dem Intellekt, die wir Verantwortlichkeitsgefühl nennen. Der Krieg fordert die intellektuelle Tugend, die Besonnenheit, die die Umnebelung des

Digitized by Google

Verstandes durch stärkere Leidenschaft zerstreut. So viel höher wir den Opfermut, wegen seiner seelischen Vertiefung, als die eigentlich heldenhafte Tugend stellen mögen, so ist doch die eigentlich unerlässliche die in der Vernunft wurzelnde, Verantwortlichkeit, das Pflichtbewusstsein. Ihr Anwachsen äussert sich sogar messbar als soziale Erscheinung. Man hat in Kriegszeiten wiederholt, so auch jetzt, eine Abnahme der Verbrechen beobachtet. Sie führt sich doch nur zum kleineren Teil darauf zurück, dass so viele Männer unter den Waffen stehen. Auch diesen wird übrigens die Pflicht Gebot. Die verbrecherischen Triebe überhaupt werden stärker gebändigt, freilich nur um in der Niederlage und ihrer Verwirrung sich um so zügelloser zu gebärden.

Auch in den einzelnen Berufsgruppen wächst das Gefühl der Verantwortlichkeit. Sie treten Ausschreitungen ihrer Mitglieder energischer entgegen und machen ihnen gründlich den richtigen Standpunkt klar. Daher gewinnen plötzlich die Schiedsgerichte eine ungeahnte Bedeutung, nicht etwa weil die Verfolgung des Rechtes schwächer oder schwieriger geworden wäre, was wieder nur beim Zerfall eintritt, auch nicht bloss, weil die Stimmung gegen den Mitbürger freundlicher geworden wäre, sondern weil das Lebensprinzip des Schiedsgerichtes, die Billigkeit, hervortritt und dem Einzelnen die Verantwortung schärfer ins Gewissen schiebt.

Weil im Kriege alles Zweckberechnung auf ein Ziel ist, muss das Leben ungeachtet aller seelischen Erregung im ganzen doch rationaler verlaufen als im Frieden. Der Gesamtintellekt muss sich durchsetzen. Das Zweckwidrige wird leichter ausgeschaltet. Blasse historische Reminiscenzen verlieren an Wert, alle nur mitgeschleppten Gepflogenheiten werden wenigstens zurückgestellt. Probleme, an denen sich Staat und Gesellschaft im Frieden in end- und nutzloser Arbeit abgemüht haben, werden im Augenblick gelöst. So ergibt sich auch hier die Antinomie: dass der Krieg zwar ein lang vorbereitetes historisches Faktum aber zugleich der grösste aller Rationalisten ist. Er macht Geschichte und braucht deshalb wenig mit der Gesellschaft zu rechnen. Über eine vorläufige Rationalisierung kommt man jedoch in Kriegszeiten, weil eben alles auf den Augenblick berechnet ist, selten hinaus. Es hängt ganz vom Friedensschluss und von der Richtung ab, die ein Volk nach hergestelltem Frieden einschlägt, ob diese Kriegserfahrungen fruchtbar werden und eine Revision der Organisation stattfindet, wobei es wenig ausmacht, ob es als Sieger oder als Besiegter hervorgegangen ist. Wo der Frieden auf mühsamen Kompromissen beruht, kann er gerade dem Irrationellen Dauer verleihen. Auch können sich im Kriege selber Missbräuche eingeschlichen haben, teils aus Unachtsamkeit, teils um des augenblicklichen Erfolges willen, die sich alsdann forterben. Und wenn auch der Krieg immer einen Strich unter die vorhergehende

Digitized by Google

historische Entwicklung macht und ihre Summe zieht, so erweckt das Aufatmen im Frieden auch wieder die Liebe zum Alten, die sich nur zu oft als Reaktion gegen das Rationale äussert.

Von den einzelnen Kräften des Intellekts wird in den Massen am meisten die Phantasie angeregt, schon weil sie mit den Gemütskräften die nächste Verwandschaft zeigt; dagegen wird das Erinnerungsvermögen durch die Eindrücke der Gegenwart eher abgeschwächt und jedenfalls auch durch die Phantasie stark gefärbt. Kriege bilden Mythen. Aber auch die Phantasie bleibt im Kriege, weil sie fortwährend vom Neuen abgezogen wird, so unruhig, dass sie sich meistens in den Dienst der unerfreulichen, undisziplinierbaren Eigenschaften stellt. Sie wird nicht eigentlich schöpferisch, wozu immer die Selbstzucht gehört. Selbst dem Gelehrten, der berufsmässig in der Disziplinierung seines Geistes geübt ist und ihn kommandieren muss, fällt es in der Kriegszeit schwer, zu schaffen. Um so stärker und fruchtbarer kann die Nachwirkung der tiefen Erregung des Krieges auf Phantasie und Schöpferkraft in der ganzen Nation sein. Die neuen Eindrücke, Stoffe und Aufgaben sind hierbei das Geringste, oft sind sie sogar schädlich. Man denke an Festschriften, Festgedichte und Siegesdenkmäler! Das geistige Leben folgt seinen eigenen Gesetzen; es bewältigt einen gegebenen Inhalt und hängt nicht von ihm ab. Aber seelische Vertiefung und erhöhte Energie, wie sie der Krieg hinterlässt, leihen ihm einen höheren Schwung. Schon in den Ruhepausen der Sammlung, in der Einkehr, die zu allem wissenschaftlichen und künstlerischen Schaffen nötig ist, sehen wir stets dieses intellektuelle Bedürfnis bei Schaffenden wie bei bloss Empfangenden sich erheben.

Unablässig tätig erweist sich während des Krieges selbst aber auf dem wirtschaftlichen Gebiete der Intellekt, indem er immer neue Mittel und Wege ausfindig macht, sei es um den kriegerischen Zwecken zu dienen, sei es um trotz aller Beunruhigung dem ökonomischen Leben zu seinem Recht zu verhelfen. So werden ja auch die wirtschaftlichen Vorgänge im Grunde nicht andere, als sie stets waren. So lange gekauft und verkauft wird, kann die Preisbildung sich immer nur nach den gleichen Motiven der Wertschätzung vollziehen, solange konstantes Kapital vorhanden ist, wird es Verwertung in der Produktion in derselben Weise suchen, die einmal vorhandenen Betriebsformen werden fortgesetzt, solange es irgend geht, und es ist sogar ein allgemeines Interesse, grade im Kriege nur da Verschiebungen eintreten zu lassen, wo die Unzweckmässigkeit des Alten sich unmittelbar aufdrängt. Der Krieg, der alle Kräfte zum Umsturz des Gegners nach Aussen drängt, muss im Innern konservativ sein. Auch jetzt also kann man sich nur schwer dem Strom des Wirtschaftslebens

Digitized by Google

entgegenstemmen; man sucht es stets lieber zu leiten und zu benützen, kundbare Ausschreitungen aber kurz abzuschneiden. Hierzu gibt die erhöhte Machtfülle der öffentlichen Gewalt auch die Gelegenheit.

Schon hieraus folgt, dass die Eigenschaften, die man im engeren Sinne die wirtschaftlichen nennt, nur geringe Änderungen und Einschränkungen erfahren. Ihre Äusserungen jedoch werden den veränderten Umständen gemäss verändert. Zumal der Eigennutz, das Gegenbild der Opferwilligkeit, bleibt neben ihr bestehen; er findet sogar einen erweiterten Spielraum nach den beiden Richtungen des Zurückhaltens und der Unternehmungslust. Da das Individuum sich bedroht fühlt und die Zukunft immer noch unsicherer als die Gegenwart erscheint, äussert sich beim Konsumenten der Eigennutz in der übertriebenen, volkswirtschaftlich schädlichen Sparsamkeit, im Verstecken des Vorrats, wohl auch im Zurückhalten der Leistung, zu der man verpflichtet ist und die man ganz wohl aufbringen könnte. Das ist die schleichende wirtschaftliche Krankheit, die, so lange es Kriege gibt, sich immer in gleicher Weise geäussert hat, die die Volkswirtschaft mit dem Rückfall auf überwundene Stufen isolierter Hauswirtschaft bedroht. Ihr gegenüber ist auch der Staat fast machtlos, er verlegt sich aufs Bitten und Drohen. Nur in der Stunde höchster Gefahr, in der belagerten Stadt, ist er wohl im Stande, auch diese letzte Schranke zu durchbrechen. Bei den einzelnen Personen kann sich diese Zähigkeit im Festhalten ganz wohl mit dem Opfermut auf anderen Gebieten vertragen.

Wo der Vorrat nicht der eigenen Konsumtion, sondern dem Bedarf Anderer dienen soll, tritt diese Art des Eigennutzes greifbarer zu Tage. Zurückhalten, Abwarten mit dem Verkauf in Erwartung dringenderen Bedarfs und höherer Preise war stets die gegebene Spekulation in Zeiten der Not; und welche Not käme der Kriegsnot gleich? Es ist die vorkapitalistische Art der Spekulation. Nur wo die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit gegeben, den verbrauchten Vorrat durch erhöhte Produktion zu ersetzen und zu steigern, setzt auch die kapitalistische Spekulation, die im beschleunigten Umsatz den grösseren Vorteil sieht, ein. In der grossen Produktion und im Grosshandel fehlt die Preistreiberei durch Einsperrung der Ware auch heute nicht, doch ist sie nur eine sekundäre Erscheinung; und im Kriege wäre sie in ihren Ausschreitungen leicht zu treffen. Im Gegenteil erscheint die Bewahrung des Vorrats, der nur allmählich der Konsumtion zugeführt wird, hier oft als ein Verdienst, dem man die höhere Preislage als Belohnung zubilligt. Früher mag dies vielfach anders gewesen sein, obwohl sicherlich der Hass gegen diese Art Spekulation auch damals oft fehlgegriffen haben mag, weil man ihre Gewinnste mit neidischen Augen sah. Die Hauptschuldigen dieser Art Verteuerung

Digitized by Google

waren immer Kleinproduzenten und Kleinhändler, schon weil sie ängstlicher sind, und weil die letzte Preisbildung, ehe die Ware zum Verbraucher kommt, in ihren Händen liegt. Die nicht unberechtigte Berufung, dass dem Kleinen das nicht zu verargen ist, was er beim Grossen sieht, fehlt ihm dabei selten. Aber eine verschärfte Berufsethik und Staatseingriffe können auch gegen diese Art des Eigennutzes Abhilfe schaffen.

Weit interessanter, psychologisch und wirtschaftlich, sind die Äusserungen des Erwerbseigennutzes, der, weil er mit der Stimmung der Unternehmungslust sich verbindet, innere Wahlverwandtschaft mit dem Kriege besitzt. Er ist einer der Haupthebel kapitalistischer Wirtschaftsweise. Als solchen hat ihn Sombart ausgezeichnet dargestellt. Wie aber kommt er unter den wechselnden Bedingungen verschiedener Wirtschaftsstufen und Kriegsweisen zur Geltung? Der Erwerbseigennutz des Krieges selber kommt bei allen primitiven Völkern im ganzen und bei jedem Einzelnen in ganz naiver Weise zum Ausdruck. Es ist schon ein Zeichen höherer Disziplin, wenn der Führer seine Leute von vorzeitiger Plünderung des Gepäcks zurückhalten kann; und er kann es immer nur durch den Hinweis, dass die Beute doch sicher sei. Seine Orgien feiert dieser militärische Eigennutz natürlich überall da, wo der Kriegsdienst selber zum Erwerbszweig geworden. Aber auch in festeren Organisationsformen, in der römischen Legion, im spanischen Heer, in dem sich höchste Manneszucht und Virtuosität der Dieberei verbanden, und noch zum Schluss in den Heeren des ersten Kaiserreichs hat man für die Strenge des Dienstes dieses Gegengewicht oder Sicherheitsventil beibehalten; und die Führer selber gaben das Beispiel. Aber auch Friedrich der Grosse hat noch den Leutnant York kassiert, weil er dem Vorgesetzten, an dem der Makel der Plünderung hing, den militärischen Achtungserweis verweigerte.

Seitdem erscheint es uns, wenigstens in Deutschland, als eine Unmöglichkeit, dass je ein Soldat, ob hoch ob niedrig, über die unmittelbare Lebensnotdurft hinaus einen Gewinn erstrebe. Nicht das Völkerrecht mit seinen schwachen Banden, sondern die eiserne Disziplin und mehr noch das soldatische Ehrgefühl und gewiss auch das richtige Gefühl eines Volksheeres für das Schicksal Besiegter haben diese älteste stärkste Triebfeder des Eigennutzes mit der Wurzel ausgerottet. Es ist aber ein Zeichen für die Macht der Tradition, die nirgends stärker ist als in Hohn und Lästerrede, dass der entflammte Völkerhass mit Vorliebe zurückgreift auf gegenstandslose Vorwürfe.

So bleibt als eine starke vorwärtstreibende wirtschaftliche Kraft im Kriege heute nur der Erwerbseigennutz des Produzenten. Jeder Krieg bringt Vielgeschäftigkeit. Es gibt viel zu verdienen auch im Kleinen; nie hat es wohl solche kleine Betriebsamkeit und solche Findigkeit, aus dem allgemeinen Zerfall einzelnen Nutzen zu ziehen,

Digitized by Google

mehr gegeben, als in den Städten während des dreissigjährigen Krieges; aber das eigentlich Merkwürdige ist erst Entstehung und Wirksamkeit des Grossbetriebs im Kriege. Auch sie ist von alter Herkunft. Wie jedem römischen Heere die Schar der Kleinhändler nachfolgte und in den „Cannabae" vor den Castra ihr Wesen trieb, so ist die erste wirkliche Form des Grosskapitalismus die Gesellschaft der Publikanen, die Kriegslieferung und Steuerpacht in den unterworfenen Provinzen verband. Wie stark sie Krieg und Geschäft verbanden, wie eines das andere beeinflusste, dafür mag Ciceros Rede über den Oberbefehl des Pompejus als klassisches Zeugnis gelten. In Venedig und Genua hatte diese Geldaristokratie die Zügel selber in der Hand. Die Verbindung von Krieg, Staatskunst, Geldgeschäft, Herrschaftserwerb und Handel, die wechselseitige Verflechtung von öffentlichem und privatem Eigenutz hat sich so nie wieder in der Weltgeschichte gezeigt. Für die antiken Staaten war der Eigennutz der Einzelnen eine Gefahr, bestenfalls ein Faktor, den sie nicht mit in Rechnung stellten, gewesen, für Venedig ist er ein notwendiges Lebensmoment. Der Krieg, von dem man doch so viel Einbusse zu fürchten hatte, ist das eigentliche Lebenselement dieser Republik, mag sie auch Macchiavelli gerade darum gescholten haben, dass sie in sich nicht die Kraft fand, ein zweites Rom zu werden. In Holland dagegen liess sich selbst in seiner kriegerischen Glanzzeit der wirtschaftliche Egoismus zwar oft auf militärische Spekulationen ein, als welche er Kolonialkriege ebenso wie Armeelieferungen und Handel mit Staatspapieren ansah, aber sobald sich nicht rasch der Gewinn zeigte, wurde er zur Gefahr. Das mobile Kapital, das zum grössten Teil in Amsterdam nur eingewandert war, um Geschäfte zu machen, fühlt sich nicht so bodenständig, dass es sein Schicksal unbedingt mit dem der Heimat verbände. Besonders galt das die längste Zeit überall von den Juden, die grade im Kriege die kapitalistische Unternehmung vertraten. Ähnlich haben immer die Dinge in England gelegen: Der wirtschaftliche Egoismus war hier unternehmungslustig bis zur Waghalsigkeit, und die Fernwirkung verstärkte ihn nur; aber die Opferfreudigkeit des Volkes zeigte sich immer nur in Augenblicken unmittelbarer Gefahr, und wie mühsam ist auch nur Pitt's Einkommensteuer, das Vorbild einer Kriegssteuer eingebracht worden. So bleibt es denn überall die Aufgabe, den Eigennutz zum Dienste der Allgemeinheit mit zu verwenden; nur wo er der Organisation widerstrebt, ist er unbranchbar und er wird zur Gefahr, wenn in der Niederlage der Zerfall der Ordnung ihm freien Spielraum gewährt. Er ist mehr seiner Absicht als seiner Wirkung nach antisozial; er dient, wo man ihm selbst etwas zu verdienen gibt, und wo die verschärfte Staatsgewalt seine Ausschreitungen ahndet, ist sie des allgemeinen Beifalls sicher und kann sich über das Murren des Betroffenen leicht hinwegsetzen.

Digitized by Google

Schlechthin unbrauchbar und deshalb auch eine lauernde Gefahr sind dagegen im Kriege alle deprimierenden und lähmenden Eigenschaften. Auch sie können zu Massenerscheinungen anschwellen, obwohl sie zunächst den Einzelnen eher isolieren. Verbreiten sie sich epidemisch, so sind sie viel mehr als der Eigennutz die Ursache des Zerfalls und geben jenem das Signal zum Erwachen. Die forcierte Energie, die sich in einem abnorm gesteigerten Wohlgefühl, in schrankenlosem Optimismus der Gefahr gegenüber und in Ruhmredigkeit, also in einer Euphorie äusserte, setzt dann plötzlich aus, bisweilen schon bei einem geringen Hindernis. Sie schlägt in Abspannung und eine pathologische Depression um. In jedem Kriege ist beim Publikum, das als solches indiszipliniert ist, solcher Stimmungswandel leicht zu beobachten; je lebhafter, je nervöser ein Volk ist, um so mehr. Die alten Griechen und die modernen Franzosen haben ihm am meisten unterstanden. Aber selbst der kühne Feldherr kann diesem gefürchteten Zustand verfallen, welcher Mutlosigkeit scheint, aber plötzliches Aussetzen der Kraft ist und zur Überwindung noch mehr der Ruhe als des Erfolgs bedarf. Der tapferste Offizier ist vor dem „Nervenchok" nicht sicher. Auch Blücher hat ihn während des Feldzugs von 1814 einmal durchgemacht und Don Juan d'Austria ist in ihm zugrunde gegangen. Wie viel mehr kann er beim einzelnen Soldaten, der „zusammenklappt", bei der Truppe, deren sich die Apathie bemächtigt, eintreten! Denn gerade dieser Zustand, obwohl körperlich bedingt, birgt die Ansteckungsgefahr in sich.

Diese steigert sich aufs Höchste, wenn der Umschlag der Stimmung als Schrecken auftritt, d. i. als besinnungslose Furcht, die im Unterschied zur Angst, die sich auf die Zukunft bezieht, nur unter dem Eindruck der Gegenwart steht. Schon das plötzliche Auffahren aus dem Gefühl der Sicherheit genügt, sie auszulösen; aber erst die vorangehende Spannung steigert sie durch die Kontrastwirkung. Als Panik und Flucht ist sie das eigentliche Verhängnis der Niederlage, und um ihrer wirtschaftlichen Gefahren wird sie uns noch weiterhin beschäftigen. Der Schrecken bricht aus, die Furcht hingegen verkriecht sich; so ist dieser eine akute, jene eine schleichende Krankheit. Auf dem wirtschaftlichen Gebiet äussert jene sich im Kriege als Depression, dieser als Krisis. Die Depression setzt jedoch nicht unbedingt die Furcht voraus; schon die blosse Stockung des Gemüts, das mürrische Missbehagen, das sich durch die Verschiebungen, selbst schon durch die Unbequemlichkeit der Kriegszeit belästigt fühlt, genügt, wenn es sich zum Misstrauen steigert. Üppig wuchert dies im Kriege. Die beiden Völker des Altertums, die uns über ihr Seelenleben am besten unterrichten, Juden und Griechen, liefern eine Fülle von Beispielen. In Athen wird das Misstrauen, das sprunghaft mit kindischer Vertrauensseligkeit wechselt, geradezu eine geistige Krankheit des Demos.

Digitized by Google

Später ist in der Zeit der Barbarenheere und wiederum in der der Söldnertruppen bis zu Wallensteins Untergang das wechselseitige Misstrauen zwar geradezu eine Notwendigkeit, vergiftet aber die ganze Kriegführung. Bei den Soldaten selber ist zu allen Zeiten unveränderlich das unbedingte Vertrauen zum Führer die sicherste Gewähr des Sieges, der Ruf: „nous sommes trahis“ ist das Entsetzlichste, was einem Heer begegnen kann. In der Bevölkerung aber muss selbst im siegreichen und begeisterten Kriege bei der geringsten Stockung diese schleichende Krankheit, eine der Ursünden des Philistertums, bekämpft werden; sie sucht sich mannigfache Auswege — auch die Spionenriecherei ist einer von ihnen — selbst das soziale Misstrauen, das Ärgernis, das der Philister an der höheren Bildung nimmt, die üble Nachrede, die sogar ein patriotisches Mäntelchen umnimmt, können aufflackern. So unerquicklich solche Erfahrungen auch sind, reichen sie an Bedeutung doch nicht an die wirtschaftliche Lähmung heran, die solche Dimensionen annehmen kann, dass man nichts lebhafter herbeiwünscht als den Eigennutz, weil er doch Aktivität mit sich führt.

Diesen unerfreulichen, schlechthin unergiebigen und nur hemmenden Eigenschaften gegenüber übt im Kriege die Organisation der öffentlichen Meinung die wünschenswerte Bekämpfung aus; sie beschränkt sie auf ihren eingeengten Kreis, so dass der Klatsch nicht zur öffentlichen Meinung und dadurch zur Gefahr werden kann. Das unbestimmte Gerücht, dessen rätselhaftes und schreckhaftes Anwachsen schon die grossen antiken Epiker in mythischer Gestalt beschäftigt hat, kommt nicht recht auf, wo die Öffentlichkeit ihre geordneten Organe hat. Diese werden daher auch gleich beim Ausbruch des Krieges unter staatliche Kontrolle gestellt. Die Beeinflussung der öffentlichen Meinung im Kriege, um Stimmung zu machen, setzt ein mit Manifesten und Flugschriften, wie sie Maximilian I, auch hierin ein Virtuose, der Kräfte zu erwecken aber nicht in der Hand zu behalten wusste, überall hin ausstreute. Eine Macht, wenn auch untergeordneten Ranges, wird die Presse, zunächst noch in der Form gelegentlicher Kriegszeitungen, zuerst im 30jährigen Kriege. Auch Friedrich der Grosse, der gelegentlich auch Journalist sein konnte, hat durch sie seine Position zu stärken gesucht; ihre volle Kraft entwickelte sie aber erst in England, dem Land des öffentlichen Lebens. Auf der Höhe hat ihr internationaler Einfluss wohl 1870 gestanden; damals ist der internationale Kriegskorrespondent eine Macht gewesen, die man jetzt absichtlich nicht wieder aufkommen lässt. Welche Bedeutung die Presse für Erweckung einer feindlichen Stimmung besitzt, lernen wir nur zu sehr in diesen Tagen kennen und suchen etwas spät — von einem „zu spät“ kann hier nie die Rede sein — diesen Einfluss im Ausland zu bekämpfen. So verheerend nun auch grade im Zeitalter der Volkskriege die Verläumdung epidemisch grassieren

Digitized by Google

mag, so ist doch grade sie ein Zeichen dafür, dass der Kriegführende, auch wenn er der Schuldige ist, die öffentliche Meinung für sich gewinnen muss, dass er den Glauben an die Gerechtigkeit seiner Sache, die bei den Kabinetskriegen wenig in Frage kam, erwecken muss. Auch die Lüge ist eine Huldigung vor der Wahrheit grade so wie die Heuchelei eine solche vor der Tugend. Die Presse des eigenen Landes wird in Zukunft wohl kaum als Geschichtsquelle wertvoll sein; das ist aber auch im Krieg gar nicht ihr Zweck, sondern die Stimmung, deren Bild sie auch ist, aufrecht zu erhalten. Darum braucht sie nicht sachlich zu sein, ausser im wirtschaftlichen Teil, der die strenge Sachlichkeit nie entbehren kann, sie darf aber auch ihrem sonst angeborenen Fehler, der Nervosität, nicht nachgeben. Sie darf, ja sie muss optimistisch sein, solange es angeht. Solcher Optimismus, wenn er nur nicht in Ruhmredigkeit ausartet, ist im Krieg eine Tugend. Nur der Feldherr darf ihn nicht teilen, er muss beständig fürchten, aber im Sinne des Wortes „Hab ich einmal zu fürchten angefangen, hab ich zu fürchten aufgehört". Hinter jedem Krieg erfährt erst das Publikum und die Geschichtschreibung, wo eigentlich die Gefahren gelegen haben, erfahren sie auch von den nie mangelnden Gegensätzen unter den Führenden selber. So war es nach den Freiheitskriegen, so selbst nach 1870.

Freilich mag man auf der andern Seite zweifeln, ob die aufgebauschte Grosssprecherei nicht noch bedenklicher sei. Beim Publikum, das im Kriege eben nichts zu sagen hat und deshalb um so mehr redet, hat sie freilich nicht viel auf sich, so unausstehlich sie sein mag. Im Frieden verrät die Ruhmredigkeit, das übelberufene „Säbelrasseln" bald Ungeduld bald auch Schwäche, die sich selber Mut einredet; nach dem Siege haben alle berufenen Führer der öffentlichen Meinung darauf zu achten, dass sie nicht zur nationalen Untugend, als Zerrbild des nationalen Stolzes werde. Der Soldat im Kampf selber und der Führer werden selten ruhmredig sein, schon weil die Wirklichkeit so bedeutend ist, dass sie für sich allein wirkt. Viel eher ist er zur Entschuldigung irgendwelcher Mängel — und wo kämen solche nicht vor! — geneigt. Nur für den Söldner ist die Prahlerei Reklame. Er ist der typische miles gloriosus. Im Wirtschaftsleben kommen diese Züge während des Krieges weniger zur Geltung, nur allenfalls bei vielverheissenden Unternehmungen, die sich mit einem Kriegszug verbinden. Hierfür hat schon Thukydides in seiner Darstellung der sizilischen Expedition das Muster aufgestellt. Es sind auch später besonders See- und Kolonialkriege gewesen, die einen schwindelhaften wirtschaftlichen Tatendrang, das psychologische Gegenbild der Panik, wachgerufen haben.

Digitized by Google

Diese so verschiedenartigen, grossenteils unter sich kontrastierenden Erregungen geben nun auch dem Genussleben seine eigentümliche Färbung. Die Anstrengung aller Kräfte ruft mit Notwendigkeit die Gegenwirkung hervor; wo nur der Augenblick Wert hat, sucht der Mensch auch den Augenblick intensiver als sonst zu geniessen, und müsste er nach dem Sonnenstrahl haschen, wie es in unvergleichlicher Weise Schiller am Schluss des „Siegesfestes“ durch den Mund der Seherin ausgesprochen hat als Summe der mannigfaltigen Empfindungen, die Sieger und Besiegte bewegen. Nach der Natur des Einzelnen und auch der Völker wird dieses unausrottbare Streben nach Freude verschiedenen Ausdruck finden; Kontrastwirkung aber ist sie immer. Für edle Naturen hat der Moment der Ruhe zwischen den Kämpfen etwas unsagbar Feierliches und Rührendes; das Schweigen friedlicher Umgebung, die plötzlich ihnen wieder erscheinende Stille und Schönheit der Natur eröffnen ihnen einen Blick in die Seligkeit des Lebens, den höchsten, weil es vielleicht der letzte ist. Darum hat auch über der Liebe des Kriegers stets der zarteste Hauch der Dichtung gelegen. Es ist nicht seltsam, dass unter allen Literaturgattungen im Kriege fast nur die Idylle reine Blüten treibt wie Kleists „Frühling“. Anders die rauheren oder roheren Naturen. Der Soldat hat immer den Becher des Lebens rasch schlürfen wollen; die Führer haben meistens geglaubt, diesem Hang und Drang nachgeben zu müssen. Wo der Soldat zügellos ihm sich hingab, hat das die eigentlichen Schrecknisse des Krieges mit sich gebracht. Alle vorhandenen Werte werden dann in ihrer objektiven Bedeutung, ihrer ursprünglichen Bestimmung gleichgültig, sie werden umgewertet nach dem Bedürfnis des Augenblicks-Genusses, sie werden gedankenlos oder absichtlich oder auch nur in der perversen Freude am Vernichten selber aufgebraucht. Wie tönen in dem höchsten dichterischen Bilde des Krieges, im Wallenstein, alle hohen und niederen Züge des Genusslebens und Freudestrebens vom Erhabenen und Zarten bis zum Burlesken und Wilden in einem gewaltigen Akkord zusammen, der die grosse Tragödie der unaufhaltsam sich vollziehenden Handlung begleitet! Und nun ist es die Sache der Disziplin, der Organisation, auch hier die Ausschreitungen unmöglich zu machen und diesem tiefgewurzelten Bedürfnis der Menschennatur höchstens ein unschädliches Ventil zu öffnen. Schon in der besten Zeit römischer Legionen scheint dies gelungen zu sein, doch unter beständigen Rückfällen und Anstrengungen. (Scipio vor Numantia). „Gute Mannszucht zu halten“ hat dann zwar immer als ein Lob eines guten Offiziers und Feldherrn gegolten, ist aber selten genug verdient worden. Selbst Gustav Adolfs Ruhm hält hier der Kritik nicht ganz Stand. Und für das mürrische, fanatische Independantenheer Cromwells ist es kein Lob, weil hier die Genussfähigkeit mit Stumpf und Stiel ausgerottet ist. Der Krieg der Gegenwart lässt für

Digitized by Google

seine Heere kein Capua aufkommen. In unserm Volksheer trägt der Soldat die wirtschaftliche Tugend des kleinen Mannes, die Sparsamkeit auch in den Krieg. Ist es doch rührend zu sehen, wie unsre Leute alles, was sie sich abbrechen können von der Löhnung, die ja im Felde etwas reichlicher ausfällt, an Frauen und Eltern schicken. Die Beute ist stets eine Verführung gewesen für den, der sie machte, nicht nur eine Plage für den Geplünderten. Die Ordnung der Disziplin pflegt selbst noch im Felde die ökonomischen Eigenschaften. Wo heute im Krieg ein Landstrich und seine Bevölkerung zertreten wird, da geschieht es im Drang der harten Notwendigkeit, nicht im Übermut der Soldateska. Nur der Heuschreckenschwarm unzivilisierter Horden verwüstet und vergeudet auch jetzt noch gedankenlos und brutal — wir haben es in Ostpreussen erlebt!

Ein ganz anderes, psychologisch interessantes, Phänomen ist der Massentaumel eines raffinierten orgiastischen Geniessens mitten im Verderben oder vor diesem. In ihm wird die hastige, überstürzte, freche Konsumtion die einzige wirtschaftliche Erscheinung. Er ist bald Betäubung der Angst, bald wilde Entladung der Spannung und Ausbruch verdrängter Energie, bald perverser Zerstörungstrieb, der sich mit der Genusssucht gattet und im Grunde die eigene Verzweiflung birgt, darin der ruinösen Genusssucht der Prostituierten oder überhaupt der Deklassierten vergleichbar. Können doch ganze Stände, Völker und Kulturen der Deklassierung verfallen. Den Alten war der Anblick des verblendeten Taumels des Genusses vor dem Verderben die grauenhafteste, ahnungsvollste Spur der nahenden Gottheit, er erweckte in ihnen die tiefsten, aber auch gebundensten religiösen Gefühle — und doch sind sie diesem Schicksal am Ende selber verfallen. Wie sich in den deutschen Städten in der wilden späteren Zeit des dreissigjährigen Krieges ein frivoles Genussleben abspielte, hat Grimmelshausen mit kalter Härte geschildert. Es sei noch an den organischen Taumel erinnert, der die französische Gesellschaft mitten in den Schrecknissen der Revolution, die ein Vernichtungskrieg innerhalb ihrer selber war, ergriff, der um so greulicher ist, weil sich die Tugendphrasen Rousseau'scher Herkunft darunter mischen, weil die sinnlose Gier nach Blut und nach Genuss mit der eiteln Selbstbespiegelung und dem heroischen Aufputz abwechseln. Und doch sprossten damals neue Kräfte auf. — Eine Gesellschaftsschicht, ja eine ganze Kultur, kann untergehen wenn sie sich ausgelebt hat, Staaten können zertrümmert werden, aber eine Nation stirbt nur, wenn sie sich selber aufgibt. Sie kann in der Deklassierung und Zerstreuung selber eine Quelle der Verjüngung finden. Juden, Armenier und Polen geben das Beispiel, wie viel Schäden der Deklassierung sie auch mit sich schleppen.

Digitized by Google

Wir sahen es schon: ein Volk besteht seine Probe nicht im Sieg, sondern in der Niederlage. Wir haben es überall verfolgt: Wenn Organisation und Autorität in ihr versagen, dann brechen die destruktiven und disziplinlosen Eigenschaften der Menschennatur los. Alle andern Hemmungen fallen weg. Das Reich des Anarchen, der nach Miltons grandiosem Phantasiebild zwar nicht der Teufel ist, aber für den der Teufel nur arbeitet, beginnt. Auf dem Gebiete der Volkswirtschaft, wo die Zusammenfassung der Kräfte und die Einschränkung individueller Willkür doch immer am schwächsten selbst im Kriege bleibt, wo man sich bisher noch immer mehr auf die Konkurrenz als auf die Organisation verlassen hat und in ihr die treibende Kraft, in jener nur das Mittel sieht, muss die Anarchie sich immer zuerst anzeigen. Es sei dahingestellt, ob in der Konkurrenz, wie man sie so oft beschuldigt hat, selber ein anarchisches Prinzip liegt; jedenfalls ist sie kein Mittel gegen die Anarchie. Diese aber ist der wertloseste hassenswerteste aller Zustände, dem jeder andre vorzuziehen ist.

Einem Volke aber ist es gegeben und seine Leiter sind dazu berufen, alle Kräfte zu sammeln, Selbstzucht zu üben, alles Wertvolle in sich wachzurufen. Der Krieg kann es auf die höchste Höhe seines Daseins erheben — wie könnte man sonst seine furchtbaren Opfer verantworten — er kann es zur äussersten Tiefe der Erniedrigung herabsinken lassen. Nicht der Sieg ist in seine Hand gegeben, aber die sittliche Erhebung, die geistige Vertiefung! Möge eine allwaltende Vorsehung auch diese schwerste Prüfung, die unser Volk je bestanden hat, ihm zum Heile werden lassen.

II.

Der Kriegsbedarf.

Der Krieg bedarf, um mit Erfolg durchgeführt zu werden, die rasche Aufbringung grösster Mittel, er macht dadurch die ganze Volkswirtschaft von sich abhängig; und da er auch beständig im Frieden um des Friedens willen vorgesehen und vorbereitet sein will, so bestimmt er auch in diesem einen beträchtlichen Teil derselben. Es ist ein alter Streitpunkt, wie hoch diese wirtschaftliche Seite des Krieges, wie hoch die Geldbeschaffung für diesen selbst zu werten sei. Unzählige Male ist das Wort eines Feldherrn des dreissigjährigen Krieges, Montecuculi, der aus dem grossen Wirrsal die methodischen Lehren zu ziehen suchte, wiederholt worden: er erklärte das Geld für das Erste, Zweite und Dritte im Kriege. Lange vorher hat der Bahnbrecher der Staatswissenschaften, Macchiavelli, schon eine solche Ansicht bekämpft und die Volkskraft,

Digitized by Google

die nationale Bewaffnung, gegenüber dem Gelde als das Wesentliche, Entscheidende dargelegt, wie er dies bei den Schweizern sah, wie er es bei seinen Florentinern durch die Überzeugungskraft seiner Darlegungen zu erreichen hoffte. Es war ein mächtiger Protest gegen die damals in Blüte stehende Gestaltung des Krieges als eine Form des Kapitalismus. Er hat für eine fernere Zukunft und in einem höheren Sinne Recht behalten, für seine Zeit blieb er im Unrecht; ruhte doch auch die Volkskraft der Schweizer daheim, und war doch gerade sie überall um Geld zu haben.

Aber auch in der Zeit der Volksheere ist der Bedarf nach Geld nur immer im Steigen gewesen, Geld, das jetzt nicht mehr unmittelbar in Truppen, sondern in Mittel zu ihrer Unterhaltung und Ausrüstung umgesetzt wird. So ist die Bedeutung der Finanzen für den Krieg, aber auch umgekehrt die des Krieges für die Finanzen zu allen Zeiten, von elementaren Völkerwanderungen abgesehen, dieselbe geblieben. Eben deshalb haben mit den Aufgaben des Krieges auch immer die Formen der Finanzen gewechselt. Nicht sie allein waren freilich bestimmend. Die Entwicklungsstufe der Volkswirtschaft, durch die stets die Grenzen des Möglichen und Erreichbaren gezogen werden, hat hierbei mitgewirkt; und die verschiedene Verfassung der Staaten — auch sie ein Zeichen ihres politischen Reifegrades — hat die Art der Aufbringung und Verteilung bestimmt; aber die harte militärische Notwendigkeit hat doch immer Anstoss und Ausschlag gegeben. Denn in der öffentlichen Wirtschaft bestimmen zum Unterschiede von der privaten die Aufgaben die Ausgaben und diese die Einnahmen. Die Aufgaben der Sicherung des Volkes standen aber immer an der Spitze, wieviel Friedensaufgaben auch im Laufe der Zeit hinzugetreten sind. Auch wo diese im Staatshaushalt heute den breiteren Raum einnehmen, bilden sie doch nicht in ihm die treibende Kraft.

Daher gliedern sich die geschichtlichen Epochen der Finanzgeschichte nach der Beschaffung der Mittel für Heer und Krieg. Die Finanzen Athens, die geniale deutsche Gelehrtenarbeit früher bis in alle Einzelheiten kennen lehrte, als man Genaueres über die der gegenwärtigen Staaten wusste, sind mit ihrem feindurchgebildeten Systeme von beweglichen Vermögenssteuern, von Sonderleistungen der Reichen, Flottenbeiträgen der Bundesgenossen und dem Bundeskriegsschatz ein Musterbeispiel der Finanzen eines lockeren Staatenbundes demokratischer Republiken, der sich beständig vor Kriegsgefahr vorsehen muss. Sie verfallen, und mit ihnen der Staat, als er diesem Zwecke untreu wird, als er zwar jene Einrichtungen beibehält, sie aber in einem entgegengesetzten Sinne verwendet. Jedesmal, wenn Athen sich aufrafft, sucht es auch zum ursprünglichen Sinn seiner Finanzen zurückzukehren. Die imposante Verfassung der römischen

Digitized by Google

Republik, der Grund ihrer Grösse, gewinnt ihr charakteristisches Merkmal erst in dem Zusammenstimmen bürgerlicher, militärischer, finanzieller Gliederung des Volkes: im hannibalischen Kriege hat auch die Steuerverfassung Roms ihre Probe bestanden. Als an ihre Stelle der Schatz, das aerarium, trat, als der Erwerb der Weltherrschaft andere Mittel in Fülle erschloss, wandelte sich auch das Bürgerheer in ein Berufsheer um. Die Notwendigkeit, kostspielige Kriege auf fernen Schauplätzen zu führen, erfordert grosse Lieferungen und Vorschüsse; sie führt den Einfluss des jetzt entstehenden Grosskapitals mit sich. Noch mehr bestimmen die Beschaffung der Mittel für die immer steigenden Soldforderungen und für die Veteranenversorgung, die Finanzen und bald auch die innere Politik. Sie stellen sich als eines der Probleme dar, an denen die Republik zu Grunde geht, und deren Lösung, die der Kaiserherrschaft anfangs gelungen, auch ihr über den Kopf wächst, bis in der Verwirrung der Soldatenherrschaft die Finanzen des Staates und mit ihnen die Volksherrschaft selber zur Beute der Soldateska werden. Die alte Reichs- und die alte Militärverfassung gehen zugleich am Stipendium zu Grunde.

Im ausgehenden Altertum bewährt der Staat zwar noch immer eine grossartige Widerstands- und Organisationskraft und traut es sich zu, der wachsenden Zerrüttung mit den Mitteln des Gesetzes und der Bureaukratie Herr zu werden, aber immer mehr verlässt sich die Kriegsverfassung auf Militärgrenzen und auf die Truppenstellung barbarischer Völkerschaften, die in den Umkreis des Imperium aufgenommen werden. Um so mehr macht sich auch der Rückfall der Finanzen auf den naturalwirtschaftlichen Stand geltend. Die Völkerwanderung selber, die Stiftung neuer Reiche, die Ansiedelung der Germanen bekommen durch die Regelung der Einquartierungslast ihre äussere Form und mehr als diese! Nicht anders hat bei der Begründung des Kalifats und vollends bei der der späteren Einzelstaaten des Islam Besoldung und Unterbringung des Heeres immer die entscheidende Rolle gespielt.

Alsdann zeigt sich das Lehenswesen als die vollkommenste Form einer naturalwirtschaftlichen Heeresverfassung und ergreift nur als solche fast alle andern Funktionen des Staates und der mittelalterlichen Gesellschaft. Man könnte meinen: seine Absicht sei gewesen, jede Bedeutung fortlaufender Finanzen, bei denen die Mittel für den Krieg immer von Neuem beschafft werden müssen, auszuschliessen und an ihrer Stelle eine dauernde, stets bereite Kriegsverfassung zu setzen, die durch die Verleihung fester Einkommensquellen in Grund und Boden eine wirtschaftliche Grundlage erhält. Aber eben dieses Unternehmen ist eine finanzielle Massregel; nur eine solche, wie sie einer naturalwirtschaftlichen Gesellschaft geziemt; es kommt darauf an, den nötigen

Digitized by Google

Vorrat an Land zu beschaffen, bald mit ihm hauszuhalten, bald „der Fürsten Braten zu schneiden breiter denn zuvor, doch dicker eines Daumens“; es gilt, das allgemeine Prinzip konsequent durchzuführen bis auf die untersten Stufen und womöglich nie den Überblick zu verlieren. So ist etwa das Domesdaybook nicht nur eine unerschöpfliche Quelle der Kenntnis agrarischer Zustände des Mittelalters, sondern zugleich das wertvollste Zeugnis für die Art, ein erobertes Land aufzuteilen, die Kriegsverfassung des Lehenswesens aufzurichten, eine gleichmässige Verwaltung, die sogar statistische Vollständigkeit erstrebt, einzurichten. In seinen wirtschaftlichen Grundlagen und seiner militärischen Ausbildung zeigt daher der Feudalismus bei allen Nationen, deren Mittelalter er bestimmt, bei allen sonstigen Verschiedenheiten von Frankreich bis Japan eine überraschende Ähnlichkeit. Im Abendland nimmt er von einer finanziellen Anordnung Karl Martells seinen Ausgang und jede seiner Stufen bis zu seinem Verfall wird durch solche bezeichnet.

Ihre endgültige Krisis hat die feudale Kriegsverfassung erst in den grossen Niederlagen gegen Türken, Hussiten, Schweizer im Laufe des XV. Jahrhunderts erlebt. Militärisch und finanziell hatte sie sich gleichmässig unmöglich gemacht. Militärisch hielt sie jenen leistungsfähigeren Heeresformationen nicht Stand, finanziell versagte sie bei einer Umwandlung. Die Staaten erfüllten sich damals mit einem erhöhten Machtstreben; sie fühlten sich hierbei auch im Innern, auch in ihren Finanzen, vom Lehenswesen behindert; ihnen liegt der Zwang ob, zu einem von Grund aus veränderten Heerwesen zu kommen. Die Möglichkeit hierzu gibt die vordringende Geldwirtschaft. Die zunehmende Bedeutung des Geldes als Zahlungsmittel und als Träger wirtschaftlicher Macht hatte schon im späteren Mittelalter, als sie noch mit der alten Technik des Krieges vereinbar schien, seine Verfassung in Wahrheit unterhöhlt. Schon hatte der Soldritter begonnen, den Lehensmann abzulösen. Jetzt wird das Söldnerwesen die erste entschiedene Form der kapitalistischen Unternehmung, eine Lohnindustrie, die sich in ihren Leistungen und ihren Anforderungen beständig steigert, bis sie im dreissigjährigen Kriege auf ihrem Kulminationspunkt sich selber unmöglich macht, weil die Welt über ihr zu Grunde gegangen wäre.

Die Offiziere, vom Feldherrn bis zum Hauptmann, sind Unternehmer, die ihre Soldaten und sämtliche Mittel der Kriegführung als Generalenterprise übernehmen; der Vorschuss, das allgemeine Mittel des herrschaftsbegierigen Kapitals, ist ihre Sicherung gegenüber ihren Auftraggebern, freilich öfters auch eine Gefahr nicht nur für jene, sondern auch für sie selbst; auch ihre Beziehungen untereinander beruhen auf dieser Geldverrechnung; kühl wägen sie, schon indem sie ihre Heere bilden, ab, in wessen Dienst

Digitized by Google

sie die besseren Chancen des Profits finden; in der Gestalt der Beute spiegelt dem Höchsten wie dem Geringsten der Unternehmergewinn grenzenlose Möglichkeiten vor, und die Bedeutendsten unter ihnen, wie Wallenstein, setzen die kapitalistische Unternehmertätigkeit im Frieden fort; sie tun es in völlig gleichem Sinne, im gleichen Glauben an die Konjunktur, die von den Sternen vorbestimmte Verkettung der Umstände, die der Glücksmensch erkennen und ausnützen kann. Münzspekulation und Güterhandel, Flottenpläne, Industriegründungen, das zugehörige wissenschaftliche und künstlerische Mäcenatentum nicht zu vergessen, füllen ihr Leben aus. In diesem Sinne hätten wir historisch die Wallenstein-Tragödie zu korrigieren, aber die Probleme des Kapitalismus langen nur zum bürgerlichen, nicht zum heroischen Trauerspiel aus.

Der Staat aber, von dem dieses ganze Treiben lebte, konnte sich nicht auf den gleichen Standpunkt stellen; er musste sich zu behelfen suchen und zusehen, wie er diesen unregelmässigen, erschöpfenden Ausgaben gerecht werden mochte. Während damals jedermann den Fürsten predigte, dass sie mit ihren festen, meist naturalwirtschaftlichen Einnahmen auskommen müssten, sahen sie sich genötigt, planlos Schulden zu machen, womit sie der kommenden kapitalistischen Umgestaltung der Volkswirtschaft den grössten Vorschub leisteten. Diese Schulden in Ordnung zu bringen und zugleich weitere notwendige, unvorhergesehene Mittel aufzubringen, dienen die ständischen Bewilligungen, die diesen Ausgaben entsprechend, einmalige, dem Grundsatz nach gelegentliche sind, mögen sie sich noch so regelmässig wiederholen. Die Stände aber treiben für sich und ihre einzelnen Mitglieder hiermit wieder Erwerbspolitik. Ein unruhiges Suchen nach neuen, keiner ständischen Kontrolle unterstehenden Einkünften, in Kriegszeiten selber aber der planmässige Beutezug, die Umlegung von Kontributionen, tun das Übrige.

Man weiss, wie sich der Staat aus diesem Zustand durch die Einrichtung der stehenden Heere rettete. Er selber wurde jetzt erst aus dem Auftraggeber der Kriegsunternehmer. Man sieht, wie überall der fürstliche Absolutismus, der sich über den Trümmern des Ständewesens erhob, hiernach seine Finanzen einrichtet. Von Anfang an, als man auch nur eine ständige Miliz wollte, wie sie in Frankreich während der englischen Kriege entstanden war, wie sie in Deutschland Maximilian I ins Auge gefasst hatte, hat man auch ein ständiges Steuersystem gewollt. Die Verewigung der Taille in Frankreich führt sich hierauf zurück, sie ermöglichte dann einem Franz I, der überlegenen spanischen Weltmacht die Spitze zu bieten. Das stehende Heer aber erfordert vollends stehende Steuerquellen; und schon diese Rücksicht allein hätte genügt, um dem Staate auch die Pflege der Volkswirtschaft nahe zu legen. Seine gleichmässige bevormundende Tätigkeit ihr gegenüber, das System des Merkantilismus, hat doch vor

Digitized by Google

Allem diese militärisch-finanzielle Bedeutung; damit leuchtet es kriegs- und eroberungslustigen Fürsten, wie Ludwig XIV ein; und es ist nur folgerichtig, dass jetzt auch die Kriege zum grossen Teile Handelskriege werden. Der General hört allmählich auf, wirtschaftlicher Unternehmer zu sein, aber der kapitalistische Zivilunternehmer wird für die Besorgung des Kriegsbedarfs um so wichtiger. Dem Zustand der Volkswirtschaft gemäss bevorzugt man allerorts die indirekten Abgaben. Sie gewähren zugleich eine Handhabe für die Leitung der Volkswirtschaft. Auf ihnen beruht das System Colberts, in dem die Einheit von Volkswirtschaft und Staatsfinanzen zuerst vorbildlich zum Ausdruck kam; auch das Akzisesystem des grossen Kurfürsten ist die Grundlage des preussischen Heeres. Aber auch Cromwell hat zur Erhaltung seines Independentenheeres und seiner Flotte das System der Akzise eingeführt, das bei den nie abreissenden Kriegsaufgaben Englands blieb und sich mit parlamentarischen Formen vertrug, obgleich hier allein das stehende Heer im Inland sich nicht durchsetzte.

Der unmittelbaren Kriegsbereitschaft aber dient jetzt ein System von Anleihen, oder wie in Preussen die Sammlung eines Staatsschatzes im Frieden, oder Subjektsteuern, die man in Augenblicken höchster Not, wie in Frankreich in den späteren unglücklichen Kriegen Ludwigs XIV den herrschenden Klassen abzugewinnen wusste. Grössere Verschiedenheiten als bisher machten sich je nach der Eigenart der Staaten geltend, in allen aber blieb das Heeresbedürfnis der ausschlaggebende Bestandteil des Etats. Und weil es ein einheitliches, zentralisiertes war, eine Einzelaufgabe für sich, so unterstand dieser Kern der Finanzen auch einer einheitlichen Verwaltung, während die Friedensaufgaben sich noch überall lokalisierten und jede einzelne ihre besondere Deckung suchte.

Den stehenden Berufsheeren folgten seit der französischen Revolution die Volksheere nach, die Art der militärischen Ausgaben veränderte sich, ihre Bedeutung wuchs nur. Wohl hängt seitdem der Krieg viel mehr als früher von der Überzeugung des Volkes ab, aber die Völker sind nicht weniger kriegslustig, nicht weniger eifersüchtig, ja viele unter ihnen nicht weniger leichtfertig als es früher die Fürsten waren, denen die Gegner noch immer gern die Verantwortlichkeit aufbürden. Die Kriege selber sind um so viel erbitterter geworden, je mehr die Leidenschaften ganzer Völker sie entflammen, wenn auch ihre Grösse volkswirtschaftlich nicht mehr eine so lange Dauer verstattet wie früher. Wir sehen es mit Augen, wie sie zu Völkerwanderungen geworden sind, die jedoch mit allen Hilfsmitteln der modernen Technik ausgerüstet sind. Das ungeheure Wachstum der Volkswirtschaft verstattet es, Mittel für militärische Zwecke zu Gebote zu stellen, gegen die alle früheren Aufwendungen in den Schatten

Digitized by Google

treten. Wenn nun auch die friedlichen Zwecke der Verwaltung und Volkswohlfahrt heute unter den Aufgaben der Finanzen weitaus die erste Rolle spielen, so ist es doch ersichtlich, dass die militärischen nach wie vor die treibende Kraft in ihrer Entwicklung geblieben sind, ebenso wie sie in den Staatsschulden ihren langdauernden Niederschlag finden. Von ihnen rührt es her, dass der einmalige Bedarf, wie er sich im ausserordentlichen Budget ausspricht, in allen Staaten wachsende Bedeutung erlangt, während das Anwachsen jener friedlichen Aufgaben sich gemeinhin nur im Ordinarium äussert. Auch in Deutschland tritt uns das greifbar entgegen. Um eine militärische Aufgabe, die Neuformation des Heeres, ist der einzige parlamentarische Streit über das Budgetrecht, der Verfassungskonflikt in Preussen ergangen. Die Übertragung des Heerwesens auf das Reich bestimmt nicht nur dessen Finanzen durchaus, sondern durch sie auch die Finanzen der Einzelstaaten. Die Verwicklungen und Schwierigkeiten, die sich hieraus ergeben, haben in wachsendem Masse unsre Staaten beschäftigt und harren noch einer befriedigenden Lösung. Wir wissen es alle, wie seit dem Jahre 1870 in einer langen und gesegneten Friedensepoche dieser Frieden doch ein latenter Krieg war, dessen offenen Ausbruch wir lange, vielleicht zu lange, vermieden haben, in dem die Staaten durch immer erneute und erhöhte Rüstungen sich zu überflügeln suchten. Die enorme Steigerung der Budgetziffern, die Erschliessung immer neuer Einnahmequellen war die gleichmässige Folge, die Wege hierzu waren wieder verschieden nach der Eigenart und politischen Reife der Völker. Es ist uns in frischer Erinnerung, wie die Notwendigkeit, auch in Frankreich zu Einkommenssteuern zu greifen, dort die schwersten inneren Kämpfe, die sich bis in den Anfang des Krieges fortsetzten, hervorrief, während gleichzeitig bei uns eine Sondersteuer, die ganz anders in die Verhältnisse der Einzelnen eingreift, der Wehrbeitrag glatt bewilligt wurde.

Es ist eine uneingelöste Schuld der historischen Richtung der Nationalökonomie, die Finanzwissenschaft in dem hier angedeuteten Sinn auszubauen: aus der geschichtlich gewordenen Eigenart der einzelnen Staaten, ihrer Verfassungen und ihrer Volkswirtschaft die Aufgaben, die sie sich setzen, aus diesen die Ausgaben, und wiederum aus ihnen die Art der Einnahmen abzuleiten. Auch jede Kritik an dem, was in ihren Finanzsystemen veraltet und überständig, was voreilig und überspannt, was schlaff oder was erschöpfend ist, kann nur diesen Weg einschlagen; nur so kann sie an ihrem Teil fruchtbar an der weiteren Entwicklung mitarbeiten. Erst auf solcher Grundlage der Vergleichung mögen uns dann auch allgemeine Gesichtspunkte erwachsen. Keine noch so fein ausgebaute Begriffsscholastik und keine geistreiche geschichtsphilosophische Konstruktion, die aus den Begriffen die Notwendigkeit der Entwicklung ableitet, kann uns über diese

Digitized by Google

Pflicht hinweghelfen. Überall aber wird sich in den Finanzen der Krieg zwar nicht als der Vater aller Dinge, aber auch nicht als eine Unterbrechung der regelmässigen Entwicklung, sondern als ihre mächtigste Triebkraft dabei herausstellen.[1])

Wenigstens einige dieser allgemeinen Folgerungen mögen hier angedeutet werden: Der Krieg stellt sich dar als eine grosse Einzelwirtschaft des Staates. Er mag sich noch so sehr zersplittern, so laufen doch immer die Fäden zusammen; es mögen noch so viel private Wirtschaften in Mitleidenschaft gezogen oder zur Mitarbeit benutzt werden, so bleibt er doch immer ein Eigenbetrieb des Staates. Als solcher gehört er unzweifelhaft der Bedarfsdeckungswirtschaft an. Allerdings kann er zu einem grossen Erwerb führen, und Eroberungskriege haben einen solchen von vorn herein im Auge; in diesem Sinne ist sogar der Krieg das Urbild der kapitalistischen Grossunternehmung; aus ihm stammt jene ins Schrankenlose greifende, erfolgshungrige Gesinnung des Grosskapitalismus ebenso wie die zäh sparsame, pflichtgemäss sich dem Gelderwerb hingebende des Kleinkapitalismus der Bourgeoisie aus der religiösen Abgeschlossenheit. Dennoch kommt es, solange Krieg geführt wird, in ihm selbst, auf gar nichts anderes an, als seinen Bedarf zu decken. Soviel der Private verdienen mag, indem er dem Staat behilflich ist, für den Staat selbst kommt nur der Verzehr in Betracht.

Auch im Frieden stellt freilich ein richtig bilanzierter Etat immer eine Bedarfsdeckungswirtschaft dar. Mögen auch die Einzelbetriebe des Staats auf Erzielung von

1) Schwierig bleibt es dagegen bei solcher Behandlung der Finanzwissenschaft, sie auch nur für die Gegenwart auf statistische Grundlagen zurückzuführen, grade weil sie im statistischen Material erstickt. Was wir von vergleichender Finanzstatistik besitzen, ist oft tendenziös, oft gedankenlos. Die Kautelen, die in der Ausschaltung der Irrtumsquellen liegen, welche bei jeder Vergleichung, sei es der einzelnen Entwicklungsstufen desselben Staats, sei es derjenigen verschiedener Staaten, gewahrt werden müssen, sind immer vernachlässigt. Am brauchbarsten ist immer noch die Vergleichung der Militärlasten, berechnet auf den Kopf der Bevölkerung, wobei jedoch immer auch der Anteil an Kriegsschulden zu berücksichtigen wäre. Auch diese Betrachtungsweise leidet aber an der Verschiedenartigkeit des Aufbaus der Bevölkerung nach Geschlecht, Alter, Beruf in den verschiedenen Nationen: Eine Kopfquote in Frankreich besagt etwas anderes als eine solche in Deutschland. Völlig unmöglich ist es vollends, eine solche Berechnung für eine weiter zurückliegende Vergangenheit anzustellen. Das Verhältnis der militärischen Ausgaben zu den friedlichen besagt gar nichts, weil die einzelnen Nationen in ganz verschiedener Weise sich den Kreis ihrer friedlichen Aufgaben gezogen, auch ihre Besorgung in ganz verschiedener Weise verteilt haben. Dasselbe gilt natürlich auch von jedem Staat im Lauf seiner eigenen Entwicklung. Die Vergleichung mit den Zahlen der volkswirtschaftlichen Produktion, vollends nach rückwärts, ist ganz unsicher. Nur im allgemeinen kann man hier sagen, dass diese trotz der enormen positiven Steigerung der militärischen Ausgaben relativ viel stärker gestiegen sind. Im Kriege aber selbst sind, ungeachtet der eigentlichen Verwüstungen, die sich auf kleinere Räume erstrecken, die unmittelbaren Kapitalaufwendungen auch relativ stärker geworden als früher, ebenso die Einschränkung der Arbeitskräfte und deshalb auch die Störung des Wirtschaftslebens überhaupt. So langwierige Kriege wie früher könnte deshalb die heutige Volkswirtschaft, ja die Weltwirtschaft nicht mehr ertragen, da schliesslich doch der ganze Bedarf einschliesslich der Anleihen aus dem Gütervorrat der Gegenwart genommen werden muss. Es ist nicht schwer, für alle diese Dinge Zahlen herbeizuschaffen, nur bleibt der Wert sehr problematisch.

Digitized by Google

Überschüssen bewirtschaftet werden, so wird es doch nicht der Staat selber; vielmehr geben in ihm zum Unterschied vom privaten Haushalt die Aufgaben das Mass der notwendigen Ausgaben und diese das der Einnahmen an. Im Kriege verschärft sich nur dieser Hauptzug der Finanzen, weil der Bedarf ins Riesenhafte anschwillt und die unmittelbare Befriedigung erheischt, weil die Konsumtion des Heeres und der Verbrauch von Kriegsmaterial einem Jeden als dringende Notwendigkeit einleuchtet. Nur in einem höheren Sinne, weil er geistige Produktivkräfte erweckt oder stärkt, ist auch der Krieg produktiv zu nennen.

Auch ist in ihm diese Konsumtion nicht ein Glied in der Verkettung der Produktion; sie ist vielmehr endgiltig, sie wird, wo sie sich hoch steigert, zur Güterverwüstung. Diese Organisation unproduktiver Konsumtion ist aber trotzdem konsequenter, in sich widerspruchsloser als bisher noch jede, auch die vollkommenste Organisation der Produktion, ebenso wie unter den Formen der Technik die der Zerstörung dienende am besten organisiert ist, weil sie am Einheitlichsten arbeitet.

Diese kriegerische Konsumtionsordnung gleicht in Manchem der Produktionsweise, die wir das System des unvollständigen Kapitalismus nennen möchten: In diesem werden vorhandene Naturschätze verwertet, „zu Gelde gemacht", ohne dass auf deren Wiederersatz, also auch ohne dass auf eine örtliche Kontinuität der Wirtschaft Rücksicht genommen wird, oder werden kann. Wir finden sie überall als eine erste Stufe rücksichtsloser Kapitalwirtschaft, zumal in neuerschlossenen Kolonien. Auch sie ist ein Beutezug gegen die Natur, sie hinterlässt die Verwüstung, aber sie zeichnet sich stets durch eine besonders leistungsfähige, kriegsmässige Organisation aus. Dieses nomadisierende Kapital, das sich in Produktionsprozess wohl selber umsetzt, ergänzt und steigert, tut nicht das Gleiche mit den Werten, die es ausnützt. Der unmittelbare Erfolg, der sich hier aber zum Unterschied vom Kriege in vorübergehenden wirtschaftlichen Werten ausdrückt, ist ihm Alles.

Ähnlicher noch ist der Verbrauch des Krieges der blossen Luxuskonsumtion und der ihr dienenden Industrie. Handelt es sich doch hier wie dort um die Erhaltung wirtschaftlich unproduktiver — im Kriege aber wahrhaftig nicht müssiger — Personen und Klassen, deren eigene Konsumtion nicht in den Kreislauf der Produktion eingeht, sondern sich in sich selbst erschöpft. Es bleibt im Grunde doch im Kriege immer bei dem einfachsten Fall, wie ihn Cäsar und Horaz bei Germanen und Geten schildern: Der eine Teil des Volkes steht im Feld, der andere baut den Acker, um sich und jene zu erhalten. Man kann auch dieselben Vorteile, die so oft dem Luxus nachgerühmt worden sind, dem Krieg zuschreiben: Alle Konsumtion, wirkt wiederum anspornend auf

Digitized by Google

die Produktion; sie erweckt Bedürfnisse, sie schafft leeren Raum, der nach Ausfüllung verlangt. Sie ist immerhin besser als eine dumpfe Stockung, in der beide, Konsumtion wie Produktion still stehen. Auch die Kapitalbildung erhält durch beide, Luxus und Krieg, oft einen entscheidenden Anstoss. Wenn dieser auch einseitig nur nach bestimmten Richtungen erfolgt, so liegt es doch in der Natur des Kapitals, die Richtung leicht zu wechseln, sobald ihm nach einer anderen Seite hin grösserer Gewinn winkt. Das ist wichtiger als die blos mechanische Minderung des zur Kapitalbildung verfügbaren Überschusses der Produktion durch die Steigerung der unproduktiven Konsumtion. Bringt doch der Kriegsverbrauch vor Allem einen raschen Umsatz mit sich; und zum Mindesten der Teil des Kapitals, der diesem dient, kommt zu höherer Wirksamkeit und erzeugt für sich selber höheren Mehrwert. Wo so viele Hauptquellen des nationalen Wohlstandes verstopft werden, tun sich auch reichlich neue Nebenquellen auf. Wir müssen also dieser an sich auf Verbrauch gerichteten Wirtschaft des Krieges wenigstens sekundär auch einen die Produktion belebenden und sie organisierenden Charakter beimessen; und hierauf beruht es, dass diese ausgesprochene Bedarfsdeckungswirtschaft so oft der mächtigste Hebel des Kapitalismus geworden ist.

Alle Konsumtion vollzieht sich zum Unterschied von der Produktion in kurzer Frist, der Genuss beruht nur im Augenblick. Der Augenblick selber aber ist nur eine blitzschnelle Vermittelung von Vergangenheit und Zukunft. In beide werden wir hinausgewiesen, und der Bedarf des Krieges sieht sich auf beide angewiesen. Er verbraucht die Ersparnisse der Vergangenheit und er nimmt die der Zukunft in Anleihen vorweg, er „diskontirt den Erfolg", wie man zu sagen pflegt. Beide stellen sich ihm jedoch nur in dem vorhandenen Gütervorrat und der Arbeit der Gegenwart dar. Indem er Reserven und Anleihen in Anspruch nimmt, sichert er sich doch nur diesen Vorrat.

Der Krieg greift zunächst nach den Reserven, die er selber in der Vergangenheit zu diesem Zweck aufgesammelt hat, oder die ihm die Volkswirtschaft zu bieten vermag. Nennen wir Reserven jene Vorräte, die nicht unmittelbar zur Produktion verwendet werden, die eben deshalb jederzeit frei verfügbar sind. Man mag sie ein totes Kapital nennen, aber ein solches, das jederzeit zum Leben zu erwecken ist, dem einstweilen nur die Zweckrichtung der Verwendung fehlt. In ihrer Ansammlung äussert sich recht eigentlich die bürgerliche, wirtschaftliche Tugend der Sparsamkeit, während beim eigentlichen produktiven werbenden Kapital die Richtung auf die Produktion, die Aussicht auf den Mehrwert das Bedeutsamere ist und die Ersparung nur die sekundäre, abgeleitete Rolle übernimmt.

Digitized by Google

In primitiven Volkswirtschaften ist die Sammlung der Reserven, Magazinierung, Schatzbildung oberstes Ziel der Wirtschaft und Massstab des Reichtums. Von den Zeiten der ältesten volkswirtschaftlichen Novelle, der Erzählung von Joseph in Egypten her ist sie Machtmittel in der Hand des Besitzers, weil sie den Ausgleich der Konsumtion in fetten und mageren Jahren gewährleistet. In unsrer entwickelten Wirtschaft begegnet sie uns im Aufbau des Einzelbetriebs auf allen Stufen der Produktion, zunächst ruhend, wenn auch hier die endgültige Verwendung schon feststeht: als Lager von Materialien von halb- und ganzfertigen Produkten, aber ebenso als Rücklage von Barmitteln oder Effekten, als ausgesprochene oder als stille Reserve. Überall dient sie auf allen diesen einzelnen Punkten als Regulator der Produktion, wie der Gasometer einer Gasfabrik. Sie gewährleistet den Ausgleich der Tätigkeit in den Perioden wechselnder Bestellungen, den Ausgleich der Konsumtion bei plötzlichem Mehrbedarf und nicht zuletzt den Ausgleich des Unternehmergewinnes bei wechselnder Konjunktur. So ist die Reserve, obwohl sie unmittelbar zunächst still liegt, nicht unfruchtbar. Soweit sie in Geld, Kreditforderungen und Effekten besteht, behält sie sogar ihren Charakter als zinstragendes Kapital, wenn sie auch nicht als Produktivkapital, d. h. als Arbeitsmittel im eigenen Betriebe verwendet wird.

In Kriegszeiten ist der Augenblick gekommen, wo man die Reserven angreift, wo man die Früchte der Vergangenheit geniesst; ihre Zweckrichtung wird nicht nach der Seite der Kapitalverwendung, sondern des Konsums entschieden. In allen früheren Zeiten ist das schlechthin die Regel gewesen und der Verbrauch der Ersparnisse setzte in grossem Umfang ein. Auch der siegreiche Krieg machte das Volk arm. Auch heute nehmen viele Wertsummen, die als Kapital verwendet wurden, den Charakter der Konsumreserve an. Man sieht es am besten am Rückgang der Sparkasseneinlagen. Und doch hat im deutsch-französischen Krieg einschliesslich der Commune-Unruhen die Pariser Sparkasse nur ein Drittel ihrer Bestände eingebüsst. Auffallend aber ist es, wie die grossen Aktiengesellschaften nur ungern daran gehen, selbst jetzt den Reservefonds anzugreifen, trotz der Klagen der kleinen Aktionäre. Ihre Reserven sind eben doch auch werbendes Kapital, das man ungern verringert. Oft machen sie im Gegenteil noch weitere Rücklagen, um auf das Schlimmste gerüstet zu sein. Es zeigt sich hier deutlich, dass die juristische Person ein anderes Leben führt und andere Interessen hat als die einzelnen Mitglieder, die sie bilden. Ob das volkswirtschaftlich richtig gehandelt und auch privatwirtschaftlich für die Bewertung des Vermögens, den Kursstand, immer richtig gedacht ist, bleibt freilich zweifelhaft.

Schon hier ergaben sich bestimmte Unterschiede zwischen der Reserve in Natural-

Digitized by Google

vorräten und der in Geld, ausserdem zwischen der vom Staat selber gesammelten und der in der Volkswirtschaft vorhandenen, auf die der Staat im Krieg zurückgreift; und bei dieser volkswirtschaftlichen Reserve wieder macht es einen grossen Unterschied, ob sie sich zersplittert in vielen einzelnen Händen befindet, oder ob sie in wenigen akkumuliert sich als eine Form des Grosskapitals darstellt, und hierbei unterscheidet sich die Art der Beschaffung seitens des Staates, ob er kauft, ob er ausschreibt, ob er gewaltsam nimmt. Der geschichtliche Verlauf aber ist nie eindeutig; er geht nie etwa in gerader Linie von der Natural- zur Geldreserve, von der staatlichen zur volkswirtschaftlichen, von der vereinzelten zur akkumulierten, von der Requisition zum Kauf; viel zu mannigfaltig sind hierzu die Bedingungen, die dem Krieg gestellt sind und mit denen er rechnen muss; es fehlt nicht an Rückschlägen in einen bereits überwundenen Zustand; immer mannigfaltiger werden die Erscheinungen; sie waren es wohl nie in höherem Masse als in der Gegenwart!

Jeder Krieg ist ein Rückfall in teilweise Naturalwirtschaft, nicht nur weil das Geld plötzlich im Verkehr mangelt — wie wir noch weiterhin sehen werden — sondern vor allem, weil die naturalen Güter, denen unmittelbare Bedürfnisbefriedigung innewohnt, in ihrer Bedeutsamkeit viel stärker hervortreten als sonst. Jedermann sucht sie, der Staat vor Allem. Das Geld, wenn es nicht selber naturalwirtschaftlich um seines Stoffs willen zurückgehalten wird, dient zum grossen Teil nur, um sie sich zu verschaffen, was doch nur eine leichte Modifikation der Naturalwirtschaft bedeutet. Die ursprüngliche Verwandtschaft von Bedarfsdeckungswirtschaft und Naturalwirtschaft tritt hervor. Der Staat aber, dessen Bedarf im Kriegsfalle am stärksten emporschnellt, hat das grösste Interesse an der eigenen Naturalreserve, wie an der seiner Untertanen und der seiner Unterworfenen. Wo er sie braucht, findet er sie auch, und im Notfall nimmt er sie.

Wer liefert den Kriegsbedarf? Je nach der Beantwortung dieser Frage mögen wir unterscheiden: Der Krieger selbst versorgt sich vielleicht mit Beihilfe der Zurückbleibenden, oder der Staat tut es im eigenen Betriebe, oder von ihm beauftragt Lieferanten,[1]) oder die Bevölkerung des Kriegsschauplatzes selber muss den Heeresbedarf aufbringen; man zieht sie zur Requisition heran. Die Überschwemmung durch die Heereszüge barbarischer Nomadenvölker wird früher nicht nur durch die Plötzlichkeit des Kommens und die Massenhaftigkeit ihres

1) Dieses sprachliche Unding ist verkehrt aus „Fieranten", wie es noch im 17. Jahrhundert allgemein heisst, das sind die, welche die *„fiera"* den Markt besorgen. Es ist also im Grunde dasselbe wie „Marketender", was ebenfalls eine Verunstaltung aus *mercatanti* ist. Aus Li fieranti wurde Lieferanten. Beides sind ursprünglich die den Heeren des dreissigjährigen Krieges nachziehenden italienischen Krämer und Getreidespekulanten.

Digitized by Google

Erscheinens so unwiderstehlich, sondern auch durch die Sicherheit, mit der sie die Verpflegung ordnen. Hier nimmt der Einzelne die nötigen Nahrungsmittel in möglichst gedrängter Form, mit Vorliebe getrockneten Käse, mit sich, die ungeheure Menge der Handpferde sichert ebenso die Milch- und Fleischnahrung wie die Schnelligkeit. Ausserdem sind sie freilich ausgelernt im Requirieren, indem es ihr Hauptmanöver ist, sich abwechselnd in kleinen Trupps, die das Land abgrasen, zu zerstreuen und sich wieder zu vereinigen. Amalek frass um sich das Land leer, wie ein Ochse, der sich lagert. Ausserdem schart sich um die Führer ein ungeheurer Tross, der doch den Anfang zu einem Feldmagazin bildet und zugleich als taktischer Stützpunkt in der Wagenburg dient. So haben noch die Hussiten ihre gefürchteten Überfälle der Nachbarländer durchgeführt. Sie schienen sich zwar selber das Volk Gottes, glichen aber eher den Amalekitern.

Auch bei eigentlichen Völkerwanderungen, wo ein Volk mit seiner gesamten Habe langsam vorrückt, ist diese in ihrem ganzen Umfang Kriegsreserve geworden. So etwas lässt sich ganz planmässig vorbereiten, wie die Helvetier es taten, wo jeder Einzelne für 3 Monate Vorrat zurüsten und mit sich führen musste. Aber auch der Heerbann der Merovinger- und Karolingerzeit beruht noch auf solcher Selbstproviantierung. Karl der Grosse suchte diese Last zu mildern, indem er sie nach Zeit und Raum begrenzte, aber sie blieb schwer genug und war einer der Gründe, die die Pflichtigen zur Flucht aus der Freiheit bewogen und die Ersetzung des Heerbanns durch das Lehenswesen herbeiführten. Als man aber auf den Heerbann in freilich unzulänglicher und tumultuarischer Weise zurückgriff, um in den Husitenkriegen ein Feuer durch das andere niederzubrennen, hat man in der Kriegs- und Marschordnung wieder verordnet, dass jeder dieser Kreuzfahrer bis zur böhmischen Grenze seinen Mundvorrat mit sich führen müsse. In der Lehensverfassung aber ebenso wie in den Militärgrenzen, die einen Kordon kampfbereiter Mannschaft gegen stets zu erwartende Überfälle darstellen, wie in den Militärkolonien römischer Art, die eine ungesicherte Landschaft in Botmässigkeit erhalten sollen, oder in den „Ackersoldaten", wie sie in Schweden und Russland bis ins 19. Jahrhundert als eine Art bäuerlicher Vasallen mit Heerespflicht angesetzt waren, wird übereinstimmend der militärische Personalbedarf dadurch gedeckt, dass der Staat ein Gut als Ausstattung hingegeben hat, nun aber auch in alle Zukunft den unentgeltlichen Dienst davon erwartet. In den Schweizer Städten waren wohl eigene Gesellschaften, Stuben, gebildet, die ihre Genossen im Feld erhalten. Ähnliches hat Maximilian I mit seinem Reichsmilizplan von 1500 gewollt.

Den unständigen und den stehenden Soldheeren konnte man die Auslagen nicht

Digitized by Google

zumuten. Die einen decken ihren Bedarf durch den Krieg selbst, die andern erwarten ihn von ihrem Brotherrn. Dem Landsknecht bleibt es überlassen, für seine Kost und Kleidung selbst zu sorgen und er folgte in Beidem seinem persönlichen Geschmack, dafür empfing er seinen Sold. In den stehenden Heeren verwies man im Frieden den Soldaten, namentlich in Preussen, vielfach noch auf einen Nebenberuf, durch den er sich zum Solde noch etwas hinzuverdienen konnte. Hierbei sprechen aber mehr volkswirtschaftliche Gründe mit, um die endlosen Vorwürfe etwas zu entkräften, die man den stehenden Heeren machte, dass sie das Haupthindernis für die Zunahme der Volkswirtschaft und der Bevölkerung seien.

In unseren Tagen, wo ein so grosser Teil der Bevölkerung ins Feld rückt und zugleich die ununterbrochene Verbindung mit den Angehörigen daheim aufrecht erhält, tritt die Selbstversorgung wenigstens hilfsweise wieder in ihr Recht: der Soldat näht sich einen kleinen Barvorrat in seine Montur — hat man doch augenblicklich eine gewisse Schmälerung des nationalen Goldschatzes hierin gesehen — und er erfreut sich der Nachsendung mannigfaltiger, immer in unmittelbaren Verbrauchsgegenständen bestehender „Liebesgaben". Sie bilden in der gegenwärtigen Kriegsversorgung einen beträchtlichen Bestandteil; damit sie sich nicht zersplittern, ist wiederum ihre Organisation möglich, ohne dass deshalb ihr privater Charakter verwischt würde. Sie bilden jenen erfreulichen Überschuss über das unbedingt Erforderliche, wie ihn der Mensch stets in der Konsumtion begehrt, weil in ihm allein der Genuss beruht.

Jenes Unerlässliche besorgt nun aber seit Langem die Heeresverwaltung selber. Hier ergeben sich höchst eigentümliche Probleme, weil die beiden Gegensätze, Bedarfsdeckungswirtschaft und Kapitalwirtschaft oft zusammentreffen. Die eine haben wir als Wesen des Kriegs erkannt, die andere aber liefert ihm die Mittel, um jenen Zweck durchzuführen, In der Epoche allgemeiner Naturalwirtschaft, die immer darauf bedacht sein muss, ihre Erträge unmittelbar zu verbrauchen, erscheint sogar der Personalbedarf des Staates als Sachbedarf, weil seine Ausstattung oder Besoldung sich in Sachen vollzieht. Je mehr sie zurücktritt, tritt der Personalbedarf, der recht eigentlich die geldwirtschaftliche Epoche der Staatsverwaltung bezeichnet, hervor. Erst neuerdings hat die Aufnahme so vieler Eigenbetriebe durch Staat und Kommunen es wieder mit sich gebracht, dass der Sachbedarf zu erhöhter Bedeutung gelangt, und hierauf beruht der wachsende Einfluss des Staates auf Industrie und Arbeitsmarkt. Man mag dies die kapitalistische Stufe der Finanzwirtschaft nennen.

In der Deckung des Heeresbedarfs aber verlief die Entwicklung teilweise anders. Hier trat, nachdem man mit der Abwälzung auf die Einzelnen gebrochen, schon mit

Digitized by Google

den unständigen Soldtruppen ein kapitalistisches Stadium ein; in diesem aber herrscht durchaus der Personalbedarf der Truppenwerbung vor, die Aufwendung des Sachbedarfs vermied man nach Möglichkeit. Daher kam hier alles nur auf das variable Kapital, auf die Beschaffung des zum Solde nötigen Geldes an. Mit den stehenden Heeren ändert sich das allmählich. Das konstante Kapital gewinnt den Vorrang und mit ihm den Sachbedarf. Es dominiert als fixiertes Kapital in Kasernen, Festungsbauten und Bewaffnung, als mobiles in Nahrung und Kleidung und Munition. Geld, der allgemeine Ausdruck des Kapitals überhaupt, ist freilich überall nötig, wo nicht dem Staat unmittelbar Naturalvorräte zuwachsen oder er auf solche seine Hand legen kann, aber es muss in Sachen umgesetzt werden, um für die Verwaltung brauchbar zu sein. Der Sold, obwohl auch er im Kriege eine Steigerung erfährt, tritt daneben zurück. Jene wohlbekannte, allgemeine Entwicklung des Wirtschaftslebens vom variabeln zum konstanten Kapital macht sich hier also ganz besonders bemerklich.

Die Beschaffung dieses Sachbedarfs kann der Staat der Vermittlung von Kapitalisten übertragen, er kann sie auch in die eigene Hand nehmen und sich an die ersten Quellen wenden. Wählt er den ersten Weg, so gewährt er der kapitalistischen Wirtschaftsweise, d. h. der Ausbildung des privaten Grosskapitals und seinem bestimmenden Einfluss auf die Produktion den grössten Vorschub, wählt er den anderen, so geht er selber wie bei seinen Friedensunternehmungen zum kapitalkräftigen Eigenbetrieb über, der die kapitalistische Wirtschaft der Privaten heute auf so vielen Gebieten einschränkt. Der Charakter der Militärwirtschaft als Einzelwirtschaft des Staates tritt erst in dieser Bevorzugung eigenwirtschaftlicher Betriebsweise scharf hervor; er erscheint als eine Rückwendung zu dem naturalwirtschaftlichen Prinzip der Geschlossenheit, den Gesamtbedarf möglichst selber zu besorgen, möglichst wenig von Aussen zu beschaffen. Die Heereswirtschaft erscheint hier fast als ein riesiger Fronhof. Trägt aber nicht überhaupt unsere grosskapitalistische Industrie mit ihren Konzentrationsbestrebungen, ihren gemischten Betrieben, ihrem vertikalen Aufbau, der alle Stufen der Produktion in sich vereinigt, also in ihrer ganzen inneren Organisation diesem naturalwirtschaftlichen Grundsatz Rechnung?

Die Heranziehung des privaten Grosskapitals für die Zwecke der Heeresverwaltung hat Sombart trefflich geschildert und auf den verschiedenen Gebieten der Bedarfsdeckung ergründet; da er aber nur eine Studie über die Entstehung des Grosskapitals geben wollte, tritt bei ihm die Wirkung auf den Staat weniger hervor. Für diesen war aber hier nur eine Möglichkeit, die oft nur eine Phase ausfüllt, gegeben.

Digitized by Google

Das Grosskapital dient hier nur, wie viel Früchte einzuheimsen ihm auch gestattet sein mag, es wird wieder ausgeschaltet, wo sich die Möglichkeit hierzu zeigt.

Und noch eine Möglichkeit ergibt sich: die Requisition. Die Reserve der Volkswirtschaft wird unmittelbar herangezogen. Welche dieser Möglichkeiten der Staat ergreift oder ergreifen kann, sowohl im Krieg wie auch im Frieden, in den die Militärverwaltung doch immer ein Stück Krieg hineinträgt — das ist das interessanteste Schauspiel, welches uns die Kriegsgeschichte auf dem wirtschaftlichen Gebiet gewährt. Ausgebildete Heeresverfassungen werden sich selten nur auf einen Weg allein verlassen, sondern mindestens als Ergänzung auch noch die anderen herbeiziehen.

Gleich der erste geniale Feldherr, Alexander der Grosse, hat auf seinem abenteuerlichen Eroberungszuge je nach den Umständen hiermit gewechselt: eine geregelte Verpflegung aus sorgfältig vorbereitem Vorrat im Anfang, Notrequisitionen auf dem Marsch, wo er rasch hindurchgeht, so dass der Soldat immer eine Ration auf 6 Tage mit sich führt, grosse Lieferungen, bei den Satrapen ausgeschrieben, wo er längere Zeit verweilt, um Unterwerfung und Besiedlung zugleich zu vollziehen. Während der gefährlichsten Episode dieses grossen Dramas, beim Marsch durch die gedrosische Wüste, sollte ihm augenscheinlich die begleitende Flotte als Verpflegungsbasis dienen. So ändert sich das Bild beständig; man hat sein Heer ein Schiff auf offenem Meere genannt, selbständig, wo es immer ist, unabhängig von allen Fesseln.

Auf dem Höhepunkte römischer Kriegführung bei Cäsar sehen wir dann das Verpflegungswesen methodisch ausgebildet, wie ja der gallische Krieg sich durch Planmässigkeit des Vorgehens auszeichnet. Ein eigener Tribun ist über das Getreidewesen gesetzt, in den Winterquartieren werden durch grosse Requisitionen, die den betroffenen Stämmen besonders lästig fallen, eine Reihe von Magazinen errichtet, und das Hauptmagazin wird nie ohne besondere Deckung gelassen. Auf dem Marsch aber ist das System der Tagesrequisitionen durchweg mit dem Patrouillieren verbunden. Man hat oft den Eindruck, als ob die ganze Marschbewegung hierdurch bestimmt werde, und sofort erwachsen Schwierigkeiten, wo die Höfe wie in Britannien über das ganze Land zerstreut sind. Trotzdem folgt ein stattlicher Wagenpark dem Heere nach, und der aufs Tragen schwerer Lasten förmlich abgerichtete römische Soldat schleppte im Notfall für 16 Tage Proviant mit sich.

In den Kriegen der Republik haben die grossen Finanzgesellschaften der Publikanen mit der Ausbeutung der Provinzen auch die Armeelieferungen besorgt und an diesen Geschäften mit dem Staat hat sich, wie schon bemerkt, die erste entschiedene Form des Grosskapitalismus ausgebildet. In der Kaiserzeit hat, wie wir aus Vegetius

Digitized by Google

sehen, auch hier eine mehr bureaukratische Regie-Ordnung eingesetzt. Früher habe man mehr dem einzelnen Feldherrn überlassen, jetzt werden systematisch Magazine angelegt, den getreidearmen Provinzen wird damit aus den reichen nachgeholfen; in bedrohtem Gebiete werden die Vorräte, damit sie nicht dem Feinde in die Hände fallen, in die Festungen zusammengezogen. Überall ziegeln die Legionen selber — die Ziegelstempel geben ja den Anhalt für unsere Kenntnis der Verteilung der Truppen —; die grossen Grenzgräben des Reichs, Rhein und Donau dienen noch kaum dem Handelsverkehr, um so mehr aber der Materialienversendung von einem Standplatz zum andern. Den grossen Einfluss der Lieferanten, deren Interessenverband in der republikanischen Zeit eine Macht gebildet hatte, lässt ein solches System nicht mehr aufkommen.

Wir finden im Mittelalter in dem oft angezweifelten aber völlig glaubwürdigen Bericht Widukinds über die Verteidigungsorganisation, die König Heinrich I. in Sachsen den nomadischen Überfällen der Ungarn entgegenstellte, eine planmässige Ordnung des Magazinwesens, die die ganze Bevölkerung der bedrohten Landschaft umfasst. Die Burgwarde, die so entstanden, sind immerhin die Vorläufer der Städtegründung geworden. Die kleinen, immer nur auf kurze Zeit zusammengehaltenen und doch so kostspieligen Heere des Mittelalters, wie sie H. Delbrück dargestellt hat, bedürfen sonst solcher Veranstaltungen nicht; nur bei den grossen, langwierigen Unternehmungen in die Ferne, den Kreuzzügen, tritt sofort die Verpflegungsfrage wieder in den Vordergrund. Schlugen sie den langen Landweg ein, so machen die Verhandlungen über Lieferungen durch die Behörden in den durchzogenen Ländern besonders Schwierigkeiten. Gehen sie über das Meer, über das sich auch die regelmässige und stets nötige militärische Verbindung des unsicheren Koloniallandes mit dem christlichen Abendland allein vollzieht, so ist die kaufmännische Lieferung das Gegebene. Venedig, der unfruchtbare Lagunenstaat, hatte schon im eigenen Interesse seinen Getreidehandel möglichst mit Monopolcharakter ausgestaltet. Getreide, Kupfer, Schiffsbauholz, die wichtigsten Kriegsmaterialien, werden zu bedeutenden Gegenständen der Ausfuhr. Ihren Absatz an die Glaubensfeinde zu verhindern, ist das unablässige Bemühen der Förderer der Kreuzzugsidee; der Begriff der Kontrebande entwickelte sich damals. Aber die Glaubensfeinde waren zugleich die Handelsfreunde, und sie machten von der Zufuhr dieser Gegenstände den Handel überhaupt abhängig. So hat sich in der Kreuzzugszeit, an den Armeelieferungen an Freund und Feind, ein beträchtlicher Teil des Grosshandels der allen voraneilenden italienischen Städte entwickelt. Der Markt Venedigs und Genuas wird zu einer Art allgemeinen Magazins.

In Deutschland aber tritt überall, wo die Städte sich auf Verteidigung ihrer

Digitized by Google

Selbständigkeit und unter Umständen auf lange Belagerung gefasst machen müssen, das staatliche Magazinwesen ein. Ist doch Aufspeicherung und sparsame, auf längere Zeit berechnete Verteilung von Vorräten der eigentlich rationelle Zug der gesamten mittelalterlichen Wirtschaftspolitik. In den Städten zuerst dient er auch militärischen Zwecken, während volkswirtschaftlich die Aufspeicherung nur zur Ausgleichung der Preise des freien Marktes verwendet wird. Was von der Ernährung, gilt auch von der Bewaffnung. Wurde ursprünglich den einzelnen Handwerkern nach ihrer Leistungsfähigkeit die Art der Selbstbewaffnung auferlegt, so kommt man seit dem 14. Jahrhundert in den grösseren Orten zu der Errichtung der Zeughäuser — sie sind öfters die letzten stattlichen städtischen Bauten des ausgehenden Mittelalters. Aus ihnen erhält der Bürger seine Waffen und liefert sie wieder dahin ab. Nur die Elitetruppe, Bogen-, Armbrust-, Büchsenschützen bleiben bei Kriegsspiel und Selbstbewaffnung und gildenmässiger Verfassung. Insofern nimmt der Stadtstaat die wirtschaftliche Reservebildung schon in die eigene Hand; bei der Beschaffung kann er sich auf die kleinen Produzenten verlassen; er braucht weder Eigenbetriebe noch die Vermittlung eines Grosskapitals, das ja einstweilen mangels eines Wirkungsfeldes noch völlig fehlt.

War nun auch, wie wir sahen, bei den unständigen Soldtruppen das Meiste den Söldnern selber überlassen, so drängt doch auf der andern Seite die Notwendigkeit, die Truppen einheitlich zu formieren, allmählich auch zu einheitlicher Besorgung des Naturalbedarfs derselben. Die Kriegsherren aber fühlten sich zu schwach, selber dieser Aufgabe gerecht zu werden. Sie kommen im wichtigsten Punkte, dem der Verpflegung, über Versuche einer formalen Ordnung durch Einsetzung von Kommissarien und Proviantmeistern verschiedenen Grades, die dornenvolle Verhandlungen mit der zügellosen Soldateska wie mit neutralen und befreundeten Mächten zu führen haben, nicht viel hinaus. Schon in dem grossen Kriegsbuche Fronspergers, unserer Hauptquelle für die Kenntnis der Organisation der Landsknechtstruppen finden sich Dienstanweisungen für Verpflegungsbeamte; doch ist die Garnisonsverpflegung das Wichtigere; die Verpflegung im Felde wird summarisch abgemacht.

Der Unternehmer für die Besorgung der Notdurft jeder Art ist der Offizier, vom Feldherrn abwärts bis zum Hauptmann. Wir sahen schon, dass hier in der Kombination der verschiedensten Geschäfte eine der ersten typischen Gestalten des Grosskapitalismus gegeben ist, dass mit Wallenstein mit seinen Geldgeschäften, seinen Armeelieferungen, die sich schon bis zu Riesenaufträgen von Schuhwerk erstrecken, seiner Verwendung des eigenen landwirtschaftlichen und industriellen Besitzes, der Höhepunkt er-

Digitized by Google

reicht ist. Aber auch der private Unternehmer, einstweilen als Kaufmann, spielt schon seine Rolle, und in den verwüsteten Ländern gilt es oft, den Proviant weit herzuschaffen; der hohe Gewinn lockt, und gegen „Lizenten" wird die Durchfuhr erlaubt. Von dieser neuen finanziellen Erfindung machen in den niederländischen Freiheitskriegen beide Gegner, im dreissigjährigen Krieg aber jeder Kommandant, der die Land- oder Wasserstrasse beherrscht, Gebrauch. Auf dem Rhein haben damals, für lange Zeit zum einzigen Mal, Grosshändler mit Armeetransporten verkehrt. Für die gleichmässige Bewaffnung, wobei das Feuergewehr und die Kanone immer wichtiger werden, fangen eigene Industrien, einstweilen Hausindustrien mit kaufmännischer Zusammenfassung wie in Suhl, an zu sorgen, da das Handwerk an den prompten Massenforderungen versagt. Nur in Schweden sucht Gustav Adolf den bäuerlichen Hausfleiss unmittelbar staatlich zu organisieren.

Die Hauptsache machen damals aber doch die Requisitionen aus. Sie hat Spinola in der eroberten Pfalz zuerst in ein System gebracht, wie in Allem, was militärische Organisation anlangt, die Spanier damals die Meister sind: und diese Kontributionen sind es wohl noch mehr als die gelegentlichen Plünderungen, welche, von Jahr zu Jahr fortgesetzt, alle etwa noch verschonten Landstriche allmählich ergreifend, den völligen Ruin Deutschlands herbeigeführt haben. Wieder bezeichnet Wallenstein, der sich dazu bekannte, dass ein grosses Heer leichter zu ernähren sei, als ein kleines, den Höhepunkt: Im Winterquartier Kantonnement, im Lager grosse Landeslieferungen, auf dem Marsch manchmal Etappenverpflegung, die man durch besondere Konventionen mit den befreundeten Staaten regelte, meistens aber unmittelbare Requisitionen greifen in einander. Dieser Virtuosität des Ausbeutens verdanken zumal in der späteren Zeit des grossen Krieges die Heere ihre bewunderungswürdige Bewegungsfähigkeit. Es hat Jahrhunderte gewährt, bis eine gleich kühne Strategie mit beständigen Verschiebungen des Kriegsschauplatzes wieder möglich wurde.

Einen besonderen Kunstgriff dieser Zeit übten zuerst die Spanier und Niederländer im Wetteifer, und verwandten dann im grossen Kriege beide Parteien; sie suchten ihre Heere möglichst auf Kosten der Neutralen zu erhalten. Die Forderung freien Durchzugs war allgemein und bei der Gemengelage der Staaten auch unerlässlich. Verpflegung war dabei unumgänglich, wenn man das Land nicht allen Ausschreitungen preisgeben wollte. Da der Gegner das Gleiche beanspruchte, so wurde Deutschland im niederländischen Kriege zum Schauplatz der Schlachten, so dass der Niederrhein schon vor dem dreissigjährigen Kriege tief erschöpft war. Mit der Erhebung der Lizenten lernte man zugleich die Geldlasten des Krieges auf Dritte, Un-

Digitized by Google

beteiligte abwälzen. Der Vorteil war so einleuchtend, dass die Holländer das System auch im Frieden beibehielten. So ist der dreissigjährige Krieg für die Kapitalorganisation wie für die naturalwirtschaftliche Ausbeutung das verhängnisvolle Probestück der Neuzeit geworden.

So konnte es nicht weitergehen. Diese Art Militärwirtschaft kam doppelt teuer zu stehen, sie zerrüttete die Finanzen ebenso wie die Volkswirtschaft. Erst mit den stehenden Heeren wurde der Staat selber Unternehmer. Doch vollzog sich der Bruch nicht vollständig. Nicht nur, dass der Werbeoffizier, der enorm kostspielig arbeitete und seine Berechtigung nur darin fand, dass ein kleiner Staat wie Preussen sein eigenes Menschenmaterial nicht überlasten wollte, ein fast selbständiger Unternehmer blieb; auch die Obersten besorgten selbst in Preussen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts noch die Ökonomie ihres Regiments fast selbständig; es wurde ihnen bei der Anschaffung der Monturen ein Vorteil schon deshalb bewilligt, um sie für die von einem Berufsheer unzertrennlichen massenhaften Desertionen schadlos zu halten. Noch brauchte man vielfach ihre Vorschüsse. Erinnern wir uns, dass das grosse Drama, in dem mit dem Soldatenglück auch der Soldatengeist der fridericianischen Zeit für uns lebendig ist, Lessings Minna von Barnhelm, sich um solche Vorschüsse dreht. Allein die Absicht ist unverkennbar, einheitlich die ganze Militärökonomie in der Hand des Staates zu vereinigen und so auch den Soldaten, dessen fast maschinenartige Abrichtung jetzt Zweck ist, ganz in die eigene Hand zu bekommen. Rasch wird das völlig durchgeführt bei der Bewaffnung, wo die Leistungsfähigkeit der Truppe von der Einheitlichkeit abhängt, nicht ganz so rasch aber schliesslich vollständig bei der Uniformierung, in der Friedrich der Grosse gewiss mit Recht eine Voraussetzung aller Disziplin sah, da das äussere Zeichen der Zusammengehörigkeit auch das innere Gefühl für diese förderte und es eine Ehre war, des Königs Rock zu tragen, am wenigsten zumal im im Frieden bei Wohnung und Nahrung. Noch ist die Kasernierung der Truppen durchaus unbeliebt, „Pesthöhlen des Lasters“ werden sie noch nach den Freiheitskriegen genannt; schon um die volkswirtschaftlichen Schäden des stehenden Heeres zu mindern, um dem Soldaten noch einige Beziehung zum bürgerlichen Leben zu bewahren, zieht man das Wohnen in Bürgerhäusern vor. Erst hierdurch erhalten die Residenzstädte des 18. Jahrhunderts ihren durchgehend militärischen Charakter — und den üblen Ruf ihrer Töchter. Bei der Friedensverpflegung gelangt man höchstens wie in Preussen zu einem gemischten System; aber allgemein wird betont, dass selbst die Brotverpflegung nur in teuren Zeiten vom Staat zu übernehmen sei.

Im Kriege dagegen leistet der Staat jetzt unmittelbar alles. Methodische Krieg-

Digitized by Google

führung und methodisches Verpflegungssystem bedingen einander. Für den Krieg also sind die grossen Magazine bestimmt, jene riesigen Naturalreserven, auf deren Beschaffung und Erhaltung zumal in dem Militärstaat Preussen der höchste Wert gelegt wird; darum wird im Frieden nicht nur vom Staat gekauft, sondern auch verkauft. Seine Magazinverwaltung bestimmt den Getreidehandel und einen beträchtlichen Teil der Getreideversorgung des ganzen Landes. Der Staat gewinnt einen entscheidenden Einfluss auf die Getreidepreise, die damals noch der springende Punkt der gesamten Preisbildung sind. Man bedient sich zum Ankauf im In- und Ausland natürlich der Unterhändler und ihres Kredits, wie ja der getreidebauende Rittergutsbesitzer überall durch seinen jüdischen Faktor verkaufen lässt. In Getreide- und Pferdelieferungen, für die es durch den altgewohnten Viehhandel gut vorbereitet war, fand das kleine und mittlere jüdische Kapital reichlich Verwendung; aber grossen Armeelieferanten gab Friedrich II nicht viel dabei zu verdienen, eher wurden sie bei seinen Münzspekulationen reich. Die alte Art der Aufbringung durch Naturalsteuern, wie die „Kriegsmetze" von allem Getreide in Brandenburg hätte nicht mehr ausgereicht; man legte diese Abgabe lieber in Geld um. Im Krieg konnte man es nicht vermeiden, die eigenen Kommissare mit ins Interesse zu ziehen; Friedrich hat unablässig auf ihre Diebereien gescholten und ist sie nie losgeworden. In diesem Staat strenger Pflichterfüllung blieben die Intendanturbeamten noch lange anrüchig. In Russland suchte man sich mit der „Agenz", zu helfen, d. i. vereidigten, aber zugleich interessierten Lieferanten. Mit welchem Erfolge, das war allgemein bekannt. In Österreich behielten die Naturallieferungen der Untertanen für die Magazine eine grössere Bedeutung.

Die westeuropäischen Staaten mit ihrem bereits stärker entwickelten Grosskapital, gaben den Grosslieferanten fast unbeschränkten Spielraum. England bildete in seiner Flotte zuerst dieses System aus, das ihm bald das einzig normale schien. In Frankreich, wo der Krieg von den Zeiten eines Jacques Cœur an immer die Finanzleute in die Höhe gebracht hatte, wurde mit Heinrich IV wie die Steuerpacht, so auch das Lieferantenwesen ausgebildet. Beide gehen so gern Hand in Hand mit einander. Noch die Hugenottenkriege waren wie alle Bürgerkriege wesentlich mit Requisitionen und Plünderungen geführt worden. Hier zuerst fanden sich ganze Interessentengruppen zusammen und verabredeten entweder die Preise oder handelten als Generallieferungskompagnie, einer Art interessierter Regie, gemeinsam. Als mit dem *ancien regime* die alten Kompagnien zerfallen waren, bildeten sich alsbald neue, wie die Compagnie Godard, minder kapitalkräftig aber noch spekulationslustiger als ihre Vorgänger. Und da die Franzosen immer das Bestreben haben, Gebräuche oder Missbräuche verstandes-

Digitized by Google

mässig zu begründen, fand sich hier auch ein Theoretiker, Paris du Vernet, selber ein Beteiligter. Nicht ganz uneigennützig riet er, immer zu kaufen und auch in Feindesland lieber Geldkontributionen als Lieferungen auszuschreiben.

Wie man aber auch diese Nahrungsreserven beschaffte, überall machten sie die Kriegführung von sich abhängig. Im Feldzug entfernt man sich ungern weit von der Magazinlinie, die in der Regel als die eigentliche Operationsbasis gilt, aus der die Etappenmagazine langsam vorgeschoben werden. Um stets der Verproviantierung sicher zu sein, wird jenes künstliche „Fünfmärschesystem“ ausgebildet, ein mathematisches Schema, weit ängstlicher als das des vorsichtigsten Schachspielers. Jeder Quermarsch oder Parallelmarsch setzte es in Verwirrung oder zwang dazu, immer künstlichere Figuren auszuklügeln. Daneben treten die Requisitionen, die unmittelbare Heeresernährung im Durchzugsland und auf dem Kriegsschauplatz, ganz zurück. Als schon die ersten Heere der Revolution rücksichtslos vorstürmten, predigten die Theoretiker noch, dass man nur im äussersten Notfall zu ihnen greifen solle, dass völlige Unordnung einreissen müsse, sobald man den einzelnen Obersten einen Anteil an der Verproviantierung einräume. Nur bei der Fourage war das so streng nicht durchzuführen. Nicht die Rücksicht auf die ohnehin schwer leidende Landbevölkerung, die man allerdings einem Schwerin und Winterfeldt auch in Feindesland nachrühmte, hat hier viel mitgesprochen; denn die Magazine wurden doch durch ihre Lieferungen aufgefüllt und Friedrich der Grosse hat das besetzte Sachsen ausgenützt, wie er nur konnte; der eigentliche Grund war Behutsamkeit und Misstrauen in die eigenen Truppen: man musste sie beständig zusammenhalten, um der Einzel- und Massendesertion vorzubeugen, einer Gefahr, der die Landsknechtstruppe mit ihrem starken Ehrgefühl für ihr „Fähnlein“ nie unterstanden hatte. Jedenfalls hat in keiner Zeit, früher oder später, das Verpflegungswesen eine so grosse Rolle in den Feldzügen gespielt und ist so sehr zu einer „Wissenschaft“ geworden.

Auch sind hierbei die Unterschiede nicht eben gross; Kühnheit und Talent des Feldherrn kann sich gewöhnlich nur in diesen enggezogenen Schranken bewegen. Wenn sie in entscheidenden Momenten doch durchbrochen werden, so sind jedoch auch damals die bedeutendsten Erfolge errungen worden. Das rühmte man Prinz Eugen nach, und Friedrich der Grosse, der, schon weil er seine Mittel zusammenhalten musste, sonst der strengste Methodiker war, hat seine glänzendsten Erfolge wie Rossbach und Leuthen durch überraschend schnelle Märsche ohne Rücksicht auf die Magazine errungen. Er selber hat in dem „Unterricht an seine Generale“ die Mängel gefühlt, wenn er hier besonderen Wert auf das erst im siebenjährigen Krieg voll ausgebildete Fuhrwesen

Digitized by Google

legt, das der Armee immer einen monatlichen Vorrat nachbringen soll. In seinen Memoiren deutet er an, dass er den siebenjährigen Krieg, der zuletzt ein Wettlauf um die Erschöpfung geworden war, gewonnen habe, weil er noch für einen Feldzug Geld in den Kassen und Getreide in den Magazinen gehabt habe; aber während die Theoretiker der nächsten Zeit sich ganz nach ihm orientieren, war man nach den Napoleonischen Kriegen der Ansicht: sein Märschesystem habe ihn gehindert, Eroberer zu sein und so die Niederwerfung des Gegners sich zum Ziele zu setzen.

In Österreich hatte sich das System der abgestuften Magazine und des allmählichen Vorschiebens derselben grade in den Türkenkriegen ausgebildet: in mittellosen, verwüsteten Landstrichen, von Angriffen auf allen Seiten bedroht, musste diese Sicherheit der rückwärtigen Verbindungen erhalten bleiben. In den schlesischen Kriegen ist es von Browne und Lascy weiter ausgebildet worden, und Österreich hielt auch an dieser Seite der methodischen Kriegführung des Hofkriegsrates fest, als alle anderen Mächte im Drang der Not die alte Regel verliessen. In den Kriegen mit den französischen Revolutionsheeren sandte es seine Getreidelieferungen über die Weichsel und den Rhein anf den Kriegsschauplatz, während man mit Kurköln und Trier umständlich und vergeblich über Lieferungen verhandelte, die alsdann der Feind unentgeltlich zu nehmen wusste. Auch in den Freiheitskriegen führt sich die Schwerfälligkeit der Operationen Schwarzenbergs teilweise hierauf zurück, doch wusste man die Donau als Zufuhrlinie bis Günzburg geschickt auszunützen: selbst ungarische Ochsen schob man in grossen Herden der Armee nach. Sie brachten so viele Viehseuchen nach Deutschland, dass man sich bald diese Art der Entlastung höflich verbat.

Eine besondere Behandlung würde auch in dieser Epoche die Deckung des Flottenbedarfs erfordern. Während des ganzen Mittelalters wäre eine so ungeheure unproduktive Kapitalinvestierung, wie sie eine Kriegsmarine bedeutet, unmöglich gewesen. Der Rückgriff auf die Volkswirtschaft genügte aber auch vollständig, da ohnehin jeder Seefahrer gegen die überall drohende Piratengefahr gerüstet sein musste. Darum bringt die Hansa, bringen aber auch die nordischen Staaten, obwohl ihr eigener Handel gering ist, immer rasch grosse Flotten zusammen. Venedigs Staatsarsenal erregt schon Dantes Bewunderung, obwohl das hier erstmals beobachtete geschäftige Treiben und die Arbeitsteilung einer grossen Fabrik ihm nur als Gleichnis für die Organisation eines Höllenkreises dienen muss; es besitzt wohl Staatsschiffe in Fülle, aber es leiht sie im Frieden aus und knüpft das Interesse seiner königlichen Kaufleute hierdurch noch fester an das des Staates. Als dann die Holländer ihre grossen Orlogschiffe und Auslieger bauen und der Typus des Handelsfahrers und des Kriegsschiffes von einander abzuweichen

Digitized by Google

beginnen, müssen diese sich doch als Konvoischiffe durch Begleitung der Seekarawanen, der Admiralschaften, bezahlt machen; und die grosse Masse der Flotte bilden noch immer die armierten Kauffahrer, auch noch in Ruyter's und Tromps Flotten ist es so. Die sparsam rechnenden Hamburger fanden es aber nach einiger Zeit praktischer, ihre ruhmvollen Konvoischiffe durch die Seeversicherung zu ersetzen. Auch die unüberwindliche Armada hat daran gelitten, dass sie eine einmalige, zu bestimmtem Zweck ins Dasein gerufene Flotte war. Aber auch in unserer Zeit zieht man wiederum geeignete Schiffe der Handelsmarine als „Hilfskreuzer" zu Kriegsdiensten herbei.

Die wachsenden Anforderungen des Seekriegs, wie sie Alfred Stenzel in einem umfassenden Werk von den Anfängen bis zur Gegenwart geschildert hat, machten eine stehende Marine nötig; England, das hier das dringendste Interesse hatte, ist vorausgegangen; aber wie vielen Schwankungen unterlag ihre Ausbildung auch noch hier! Und weit mehr als beim Landheer musste die Rentabilität durch die klassische Verbindung von Krieg, Handel und Piraterie sich erweisen. Um sich die Mannschaften zu beschaffen, hat man die gewaltsamsten Eingriffe, das berüchtigte Matrosenpressen, nicht gescheut, namentlich aber die Hochseefischerei als die unerschöpfliche Reservearmee der Marine betrachtet, und ihr vor Allem auch deshalb die staatliche Begünstigung zugewendet. Der Rückgriff auf die Wirtschaft des Feindes, dessen Privateigentum zur See gute Prise ist, blieb erhalten, und da dies die einzige Möglichkeit ist, den Feind zur See zu schädigen, ist es heut unwahrscheinlicher als je, dass er so bald verschwinde.

Da das Schiff in seinem Raume die Mannschaften zusammendrängt und von der übrigen Welt absondert, da es gleichsam einen schwimmenden Staat für sich darstellt, ist die Verpflegung hier früher als beim Landheer zum Eigenbetrieb des Staates geworden. Englands konsequente Regieverwaltung hat sich an der Flotte ausgebildet. Auch im Schiffsbau selber war zwar die eigene Werft und die Eigenreserve in der grossen Vorratskammer des Arsenals, immer nötig; aber hier mochte und konnte man die Hilfe der Privatindustrie um so weniger entbehren, als es zugleich galt, die Handelsmarine emporzubringen. Daher hat in unsern Zeiten der Schiffsbau auf die Eisenindustrie, in früheren auf Forstwirtschaft und Holzhandel einen bestimmenden Einfluss ausgeübt. Es ist ein alter, wie es scheint unausrottbarer Irrtum, dass die Flotten „die Zerstörer der Wälder" gewesen seien. Widerlegt wird er schon dadurch, dass der Schiffsbau nur die ältesten und stärksten Hölzer gebrauchen kann; selbst wenn diese rücksichtslos dem Walde entzogen würden, würde dieser dadurch noch nicht zerstört werden. Im Mittelmeergebiet hat sich der Mythus festgelegt, dass

Digitized by Google

die Venetianer, deren Habgier man dort alles Üble zuschreibt, Schuld an der Entwaldung sind, während ein genauerer historischer Einblick sofort lehrt, dass die Republik ihre Balken und Mastbäume aus wenigen, sorgfältig verwalteten Herzogsforsten bezog, die noch heute in Istrien und den Alpen Oasen herrlichen Baumwuchses inmitten der Waldverwüstung sind; und wo die Gilden der Schiffszimmerer sassen, wie in Curzola, hat sich ebenfalls der Wald erhalten; denn wo ein regelmässiger Bedarf vorhanden ist, da setzt auch bald ein regelmässiger Betrieb, zum Mindesten aber ein sparsamer Haushalt ein. Überall stellt sich heraus, dass die schonungslose Verwüstung allein den slavischen und morlackischen Wanderhirten seit dem 16. Jahrhundert zur Last fällt.

Der holländische Holzhandel, der dem waldlosen Lande das Material für die Pfahlroste seiner Städte und für seine Flotten herbeischaffen musste, ist allerdings das erste Beispiel einer grosskapitalistischen, verschiedene und entlegene Produktionsgebiete gleichzeitig umfassenden Betriebsweise; er hat das kostbare Eichenholz und die „Holländer Dickbalken" überall aufgespürt und mit Fürsten und Gemeinden Kontrakte für Sonderausnützung derselben geschlossen. Eben dadurch aber hat er, wie im Schwarzwald und auch in Schweden Schritt für Schritt sich verfolgen lässt, den Anstoss zu nachhaltiger Wirtschaft, zum Überschlagen des Vorrats und der jährlich möglichen Abgabe aus ihm geführt. Er hat überhaupt die Hinterwälder, die bis auf ihn regelloser, naturalistischer Ausbeutung preisgegeben waren, dem regelmässigen Betrieb aufgeschlossen. Denn das Kapital unternimmt immer nur anfangs den verwüstenden Beutezug gegen die aufgespeicherten Naturvorräte, wenn sie plötzlich wertvoll werden; sieht es sich aber genötigt, regelmässig mit seinen Ansprüchen wiederzukehren, so führt es die intensive Wirtschaft mit sich.

Vor allem lehrreich ist das Beispiel Frankreichs. Als Colbert in der Schaffung einer Flotte und im Erwerb der Seeherrschaft gleichsam den Knotenpunkt seiner merkantilistischen Politik sah, hat er auch in diesem Sinne seinen *Code forestier* gegeben, das Vorbild aller weiteren Forstgesetzgebung. Er ist im Interesse des Schiffsbaus geradezu darauf berechnet, die schweren Langhölzer zu schonen und zu erzielen. In diesem Sinne hat er auch die Privatwälder der strengen Staatsaufsicht unterworfen; erst die französische Revolution hat mit dem Interesse für die Flotte auch diese Gesetzgebung aufgegeben und zu Ehren des unbeschränkten Privateigentums aber wahrlich nicht zum Vorteil des Waldes, die wirtschaftlichen Kräfte entfesselt. — So stellt sich überall übereinstimmend heraus, dass die Marine den Wald als ihre Reserve brauchte aber gerade dadurch direkt oder indirekt zur Erhaltung derselben beigetragen hat.

Unterdessen hatte die französische Revolution und Napoleon, hatten die Bildung

Digitized by Google

grosser Volksheere und die Erfolge der Massentaktik auch die Art der Beschaffung der Mittel von Grund aus umgewandelt. Wieder musste wie im dreissigjährigen Kriege das Land den Krieg ernähren. Die raschen Vorstösse, die Verbreitung der Truppe, die man dann doch rechtzeitig immer zusammenzufassen wusste, über ein ganzes Gebiet, ergaben die Kunst, ohne Magazine Krieg zu führen und die Notwendigkeit der Requisitionen von selber. Das Gängelband des „Fünfmärschesystems" war zerrissen. Napoleon hat sich nur selten, ganz im Gegensatz zu Friedrich um diese Dinge gekümmert; er wollte sich nur ungern durch Vorausbestimmungen die Hände binden lassen, sein vielgeplagter und vielgescholtener Daru hatte dafür zu sorgen. Im reichen Deutschland, wo auch der Feind von der Disziplin des Volkes Vorteil zieht, war das durchzuführen; im öden Spanien versagte es. Überall sah man sich durch die Guerilla beunruhigt, das unablässige Hin- und Herziehen, um den überall aufflackernden Aufstand zu unterdrücken, machte die Auflösung des Fouragierwesens selber nötig, massenhafte Marodeurs, die ganze Verwilderung des verwüstenden Volkskrieges wurden zur Plage auch für das eigene Heer. Hier war die methodische Kriegführung Wellingtons, in dessen Truppe und dessen Verpflegung noch einmal die Organisation der alten Zeit ihre Triumphe feiert, weit überlegen.

Der eiserne Herzog, der sich selbst um das Detail dieser Angelegenheiten kümmerte, als Verwalter ebenso peinlich genau wie als Feldherr, hatte in Indien mit grossen Verpflegungskolonnen seine Schule gemacht. In Spanien gab er das Muster, wie eine regelmässige Verpflegung mit den Wechselfällen des Zufalls zu verbinden ist. Seine Basis blieb das Meer, auf dessen ausschliessliche Beherrschung England alle seine Operationen gründete, und das gewährte ihm unbeschränkte Möglichkeiten der Beschaffung. Zur Beförderung dienten ihm die Flüsse, da er von Portugal längs ihrer vordrang. Den Duero hat er erst in schiffbaren Zustand gebracht. Selbst das Rauhfutter der Pferde wurde so bezogen. Wie in den Tropen beruhte die Verpflegung auf Zwieback und Reis. Auf die Versprechungen von Lieferungen konnte er sich allerdings in Spanien auch nicht verlassen. Sorgfältig wurde von jeder Requisition abgesehen; erst in Südfrankreich griff Wellington notgedrungen auch zu diesen; aber er machte sie, indem jede sofort bar bezahlt wurde, beim Bauern beliebt. Denn alles beruhte in diesem englischen Kriegssystem auf Geld. Wenn man hier dem Lieferanten die grössten Gewinne verstattete, blieb der Krieg auch in den Kreisen des Handels populär. Noch in dem kurzen Feldzug von 1815 hat England gegen die Einteilung des betroffenen Gebietes in Verpflegungsrayons zur Ausschreibung der Lieferungen protestiert und seinen Schützling Holland davon ausgenommen, weil man nur freiwilliges Angebot zum Kauf

Digitized by Google

für geeignet ansah. Die „Gerechtigkeit“ und der Vorteil englischer Lieferanten zeigten wieder einmal ihre innere Wahlverwandtschaft.

Wie in Spanien ist Napoleon auch in Russland grossenteils an der Verpflegung gescheitert. Dort bildete die konsequente Geldwirschaft, hier die volkstümliche Naturalwirtschaft das Hindernis. das er nicht zu nehmen vermochte. Grade im Feldzuge von 1812 hatte er in richtiger Erkenntnis der Schwierigkeiten, die die Natur dieses Landes dem Eindringenden bietet, gegen seine Gewohnheit gute Vorbereitungen getroffen und seinem Vasallenstaat, dem Grossherzogtum Warschau ebenso wie dem geknebelten Preussen die schwersten Leistungen zugemutet, grosse Magazine mit Wilna als Mittelpunkt errichtet, die später fast unberührt in die Hände der Russen fielen, die Zufuhr auf Weichsel und Njemen geregelt, für einen grossen Fuhrpark gesorgt. Nur eines hatte er nicht richtig berechnet: die Entfernungen und die Zeit, die erforderlich ist, um sie zu überwinden. Schon nach Smolensk begann die Unordnung, mit dem Brand von Moskau der Stillstand; auf dem Rückzug fielen vollends dem Intendanten die Zügel aus den Händen.

Auf der russischen Seite hatten in der ersten Hälfte des Krieges alle grossen Veranstaltungen versagt; aber bei der Verfolgung des Feindes zeigte sich die Kraft, die eine Naturalwirtschaft entwickeln kann. Die blitzschnell verbreitete Weisung, dass jeder Bauer eine bestimmte Zahl von Pud Brot zu backen und zur Verfügung zu halten habe, dass überall Artell-Fuhren zu stellen seien, bedeutete hier wirklich eine Mobilisierung der ganzen Volkswirtschaft. In einem Lande, wo die höheren Wirtschaftsformen doch nur eine dünne Überfangschicht über der herrschenden Naturalwirtschaft sind, bringt ein völliger Rückfall in diese im Kriege mehr Nutzen als Schaden. So ist offenbar auch im gegenwärtigen Kriege das, was in Friedenszeiten für Russland der schwerste Schlag wäre, der Wegfall der Getreideausfuhr, ein Vorteil. Nur dadurch vollzieht sich die unmittelbare Ernährung kolossaler Heeresmassen, die im Hinblick auf die unzuverlässige russische Verwaltung vorher jedermann für eine Unmöglickeit erklärt hatte, ohne allzu grosse Schwierigkeiten.

Die Freiheitskriege mit ihren beständig wechselnden Bedingungen und Gestaltungen zeigen das mannichfaltigste Bild. Der oberste Verwalter des russischen Intendanturwesens, — unter den Deutschen, die Russland mit einer Mischung von Hingebung und Verachtung organisiert haben, der bedeutendste, — Cancrin, hat in seiner „Militär-Ökonomie“, einem der bedeutendsten, jetzt fast vergessenen Werke deutscher Volkswirtschaftslehre, anschauliche Schilderungen gegeben. Voll Bewunderung ist er, sonst ein geschworener Skeptiker und Pessimist, für die Zuverlässigkeit der deutschen Beamten,

Digitized by Google

für die Opferfreudigkeit des Volkes, das in einem ausgesogenen Land die Mittel aufzubringen gewusst habe, die den Nennwert des Grundbesitzes, wie er damals geschätzt wurde, überwogen haben, voll Anerkennung auch für den preussischen Kollegen, den alten Ribbentropp, der mit seinem Heerbann von Intendanturbeamten, die mit Stolz auf ihn wie ihren Vater sahen, sich immer in die Umstände, waren sie auch noch so schwierig, zu schicken wusste. Unbedingte Abneigung bringt er nur den Lieferanten entgegen. Es ist die Tendenz seines umfangreichen Werkes, zu zeigen, dass und wie man ohne sie auskommen kann.

Bei dem raschen, begeisterten Vormarsch der ersten Zeit und dem darauf folgenden Zurückweichen hatte man die Fühlung mit den Magazinen verloren, auch das Fuhrwesen kam trotz Scharnhorsts Vorkehrungen nicht recht in Gang. Der Waffenstillstand, der Napoleon in jeder Hinsicht zum Verhängnis wurde, diente hier dazu die Ordnung herzustellen; Cancrin rühmt sich, in Schlesien alles bar bezahlt zu haben; die schlesische Tradition weiss allerdings die Kosacken jener Tage wenig zu rühmen; uud er selber meint gekränkt: „Manche fanden es hinterdrein überflüssig, dass man gekauft habe, was man umsonst hätte requirieren können". Aber in dem unaufhaltsamen Vormarsch der nächsten Zeit ging die Ordnung wieder verloren: vor Leipzig nährten sich die Soldaten grossenteils von den Kartoffeln, die sie aus dem Acker holten. Und so konnte man auch nach dem Vormarsch über den Rhein nichts anderes tun, als sich die Hilfsquellen des geschonten Landes zu Nutzen zu machen; die Truppen, aller Verpflegungsmassregeln entwöhnt, neigten zu Ausschweifungen. Hier setzte Steins Zentralverwaltung energisch ein: strenge Armeebefehle verboten jede Selbstrequisition, — jene Entartung, die sich in jedem längeren Kriege wieder meldet und sich gern hinter das bequeme System, Bons auszustellen, versteckt. Lebensmittel sollten nur noch von den Kriegskommissären requiriert werden, alles andere vom Generalkommissar. Nur sein Pferd füttern muss der Soldat überall selber. Ein neuer Tarif wurde ausgegeben, Reservemagazine angelegt. Aber so oft man diese auch vorschob, nützten sie wenig, und die Südarmee, die hiermit ganz methodisch verfuhr, erreichte doch militärisch am Wenigsten.

Voll unwilliger Bewunderung ist Cancrin hier für Napoleon, der ja trotz schliesslicher Niederlage als Feldherr im Feldzug von 1814 sein höchstes geleistet hat, wie er mit einzelnen Handstreichen Magazine wegzunehmen, durch Insurrektionen die Verpflegungslinien zu stören gewusst, wie er den Vorteil seiner zentralen Stellung gegen die radial anrückenden Gegner auszunutzen verstanden habe, indem er immer Paris „mit seinen unermesslichen Hilfsquellen für den furchtbarsten Defensivkrieg" zu seiner

Digitized by Google

„Hauptnahrungsquelle“ behielt. Noch unmittelbar vor der Entscheidung erscheint dem russischen Generalintendanten von seinem Standpunkt aus die Lage der Verbündeten verzweifelt; Blüchers Zug gegen Paris allein zerhaut den Knoten und bringt mit einem Male die Lösung. — So zeigte es sich, dass ein grosser Völkerkrieg wohl alle Hebel in Bewegung setzt, dass aber bei entschiedenem Vormarsch des Angreifers die Requisition, der Rückgriff auf die Vorratsreserve der Volkswirtschaft, womöglich auf die des Feindes, unumgänglich ist.

Das alles umwälzende neunzehnte Jahrhundert hat in seiner zweiten Hälfte auch im Kriegswesen und in der Deckung seiner Bedürfnisse ein neues Bild geschaffen. Die Entwicklung des Verkehrswesens, die Verdichtung und zugleich die Ausdehnung der Produktion und des Marktes, die Zunahme der Bevölkerung und die immer grössere Anspannung ihrer militärischen Kraft, die riesige Grösse der Truppenmassen, die die Kriege zu einer modernen Völkerwanderung machen, hat dies bewirkt. Dass der Krieg ungeheure Geldmengen aufbringt und verschlingt, ist eigentlich nur eine Nebenerscheinung, eine Folge der übrigen; denn wo sie nicht sind, werden sie gemacht und die Zahlung in Anweisungen tut das Übrige. Der Krieg bewahrt seinen naturalwirtschaftlichen Charakter trotz der grossen Geldaufwendungen.

Eine Magazinierung alten Stils würde für heutige Truppenverpflegung unzulänglich sein; diese Eigenreserve kommt nur für den Anfang in Betracht. Wohl aber hat sie ihre Bedeutung behalten für das Kriegsmaterial, so notwendig auch hier die ununterbrochene, ergänzende Produktion ist; denn einer Truppe, der die Munition ausgeht, und die ihre Artillerie verliert, ist nicht mehr zu helfen. Und ebenso bleibt sie die Grundlage für das ganze Montierungswesen. Bekannt ist die Reihenfolge der Garnituren von der neuesten Felduniform bis zum ältesten Landwehrkittel, die im Frieden langsam weiterrückend ihren Lebenslauf bis zur Wiedererweckung als Kunstwolle vollziehen, im Kriege aber plötzlich wie die Jahrgänge der Mannschaften mobil gemacht werden. Hier ist auch das Älteste noch gut genug; in der Bewaffnung nur das Neue, Leistungsfähigste.

Der Rückgriff auf die eigene Volkswirtschaft, die Beschaffung der Lieferungen, vollzieht sich heute im Kriege leichter als früher und bringt weniger Störungen mit sich. Die Zwangsgewalt des Staates ist Jedermann bekannt, und deshalb erregt es weiter keine Unruhe, wenn sie in Wirksamkeit tritt. Hier liegt eine staatsrechtliche Verpflichtung vor, die sich auch im Frieden, wenngleich nur in leisen Wellenschlägen geltend macht. Ordnet sich auch der heutige Mensch nicht so ausschliesslich wie der antike der Polis unter, so haben sich doch die Leiturgien nur in

Digitized by Google

so weit geändert, als sie jetzt bezahlt werden, doch immer nach der Schätzung der Behörde. Eine Dienstpflicht besteht nicht nur für die Menschen, sondern auch für die Pferde, neuerdings auch für die Lastautomobile; und der Bauer gibt zwar mit Freuden dem Kaiser seinen Sohn, aber nur mit Ärger seinen Ackergaul. Ausfuhrverbote sichern der Heeresverwaltung den Markt für ihre notwendigen Bedürfnisse, hohe Preise und prompte Zahlung locken die Vorräte herbei; freilich fördert auch die plötzliche, starke Nachfrage seitens des Staats das Emporschnellen der Preise bei Kriegsbeginn; — nur unbesehen darf der Staat nicht kaufen, sonst kommen wie in Frankreich und Russland bald die Klagen über unzulängliche und betrügerische Lieferung, und wenig nützt dann noch der Rückgriff auf den Liefernden. Völlige oder teilweise Monopole, die den Voranspruch des Heeres oder Staates auf die Versorgung mit Kriegsbedarf wie bei Kupfer und Wolle festsetzen. werden um so nötiger, je mehr der Feind ihre Zufuhr als Kontrebande verhindert; dem Fabrikanten werden solche Stoffe nur weitergegeben, wenn sie sich zur Verarbeitung zu Heereszwecken verpflichten. Die Organisation der Volkswirtschaft wird in allem weit energischer als früher auf den Krieg orientiert. Die Opfer, die sie wirklich bringt, brauchen deshalb nicht grösser zu werden.

Die Eigenbetriebe des Staates sind in den einzelnen Ländern von verschiedener Bedeutung geblieben. Gerade England, das sonst den Staatsbetrieben abhold ist, hat sie auf dem militärischen Gebiet stark entwickelt. Die lang festgehaltene, erst jetzt versagende Eigenart seiner Armee als einer straff zusammengehaltenen, verhältnismässig kleinen Kolonialtruppe, die von der Heimat aus versorgt wird, bringt dies mit sich. Feldbäckerei und Feldküche, beide mit den Hilfsmitteln neuen Grossbetriebs ausgestattet, geben im Krieg selbst überall die Grundlage der unmittelbaren Verpflegung und haben auch im Frieden, nachdem die Kaserne aus ökonomischen Gründen wie aus solchen der Disziplin durchgeführt ist und den Nimbus des Schreckens, mit dem sie für frühere Geschlechter umkleidet war, verloren hat, gleiche Bedeutung. Überall ist der Eigenbetrieb für die Beschaffung der Gewehre wünschenswert und fast unentbehrlich. Schon bei der Munition ist aber die Mithilfe, ja die Konkurrenz der privaten Industrie erforderlich. Für die Herstellung der Kanonen ist sie unumgänglich. Selbst das deutsche Reich kann nicht für seinen Bedarf allein solche riesigen Kapitalien investieren und eine solche Regelmässigkeit der Bestellungen gewährleisten, wie sie die Kanonenfabriken bedürfen, abgesehen davon, dass selbst ein militärischer Staatsbetrieb nicht in der Lage ist, ein unablässiges Experimentieren und Fortschreiten der Technik auf allen Punkten der Fabrikation und eine Kombination der Hauptfabrikation mit

Digitized by Google

verschiedenen anderen Nebenproduktionen im horizontalen Ausbau wie im vertikalen Aufbau zu erreichen. Die Kanonenfabrik bedarf des internationalen Absatzes; — schon genug, wenn sie patriotisch gesinnt ihr Bestes dem eigenen Heer vorbehält und fremden Staaten im Ernstfall unangenehme Überraschungen bereitet.

Seine Lieferungen bezieht der Staat auf möglichst breiter Linie; wer liefern kann, ist ihm willkommen. Generallieferanten können wohl heute die Bedeutung, die ihnen im Krimkrieg, aber auch noch 1870 zukam, nicht mehr beanspruchen; dagegen erweisen sich die Kartelle, die der Staat im Kriege mehr als in Friedenszeiten in der Hand hat, nützlich. Dass auch die freiwillige Versorgung wieder in ihr Recht tritt, sahen wir bereits.

Alles aber hängt vom Verkehr ab. Solche Störungen und Unterbrechungen, wie sie in den Freiheitskriegen an der Tagesordnung waren, könnten heutige Heere nicht mehr ertragen. Deshalb ist aber nicht die Ängstlichkeit früherer Strategie wiedergekehrt, sondern im Gegenteil eine immer grössere Unabhängigkeit der Truppenbewegungen von der Verpflegungsbasis. Die Ausnützung der Bahnlinien im eigenen Lande, die Beherrschung im eroberten erlangt massgebende Bedeutung wie für die Verschiebung der Truppen so für die des Materials, überall muss sie bis an die Truppe im Felde heranreichen. Die Etappenmagazine haben ihre Wichtigkeit verloren, die Etappenverpflegung hat an solcher immer noch gewonnen, aber die unmittelbare Versorgung ist die Hauptsache. So bleibt die Truppe im Felde immer in enger Verbindung mit der Heimat; und jedem Einzelnen, der seinen Feldpostbrief mit der essbaren Einlage mit Ungeduld erwartet, wird dies handgreiflich klar.

Trotzdem bleiben die Einquartierung auf dem Marsch als die harmloseste Form der Requisition daheim und die rauhere Form der Zwangsbeschaffung gegen Bons im Feindesland der beste und rascheste Weg der Versorgung — wo es etwas zu requirieren gibt. Ein reiches Land vermag sie aufzubringen und die Einnahme wohlversehener Festungen ist ein erwünschter Glücksfall. Aber in einem stationären Kriege versiegen bald diese Hilfsquellen, der Kriegsschauplatz und seine Umgebung wird rasch ausgesogen, und die Angst, die unberechtigter Weise im heutigen Völkerkriege den friedlichen Bürger aus seinem Hause jagt, tut das Übrige.

Überall ist es die Naturalreserve, der vorhandene Vorrat verbrauchsfähiger Güter, nach der der Krieg greift. Die einfachste aller ökonomischen Wahrheiten, dass das Geld erst durch seine Umsetzung in Güter seinen Wert erhält, leuchtet in Kriegszeiten besonders ein. Aber andererseits erhellen doch in ihnen auch grade die Vorteile, die die zusammengedrängte Form des Wertrepräsentanten Geld besitzt, wo es auf

Digitized by Google

rasche Leistung ankommt. Finanzielle Kriegsbereitschaft, ein verwickeltes, grade vor dem Ausbruch des grossen lange geahnten Weltkrieges vielerörtertes Problem, ist zunächst eine Geldfrage. In naturalwirtschaftlichen Zeiten, wo der Gebrauch des Geldes zum Güteraustausch vergleichsweise unbedeutend war, hat sie Gross und Klein, die Fürsten an der Spitze, gelöst durch Thesaurierung, Schatzbildung. Macht, Glück und Schlagfertigkeit eines Fürsten wird damals nach seinem Schatz bemessen. Die scheintote Reserve zeigt sich hier erst recht als der Vorläufer des lebendigen Kapitals. Es sind im Ganzen dieselben psychischen Eigenschaften, die die Menschen zu ihrer Sammlung treiben, nur überwiegt bei der Reserve die Ängstlichkeit, beim Kapital das Machtstreben. Die mannigfachen Gelegenheiten, Kapital zu sichern, Rentenbezug anzulegen und sich die Möglichkeit, es rasch wieder zurückzuziehen, offen zu halten, haben in Friedenszeiten die Thesaurierung mehr und mehr zurückgedrängt; nur Tolstoi sieht beim russischen Bauern einen Zug der „Macht der Finsternis" mehr, wenn er vorzieht, sein bares Geld auf die Bank zu tragen, statt es in den Strumpf zu stopfen. Aber grade der Staat ist bei der naturalistischen Geldreserve geblieben.

Da man in geldwirtschaftlichen Zeiten für die möglichst reiche Versorgung der Volkswirtschaft mit Zahlungsmitteln besorgt ist, hat man sich oft gegen die Rätlichkeit eines stillliegenden Kriegsschatzes gekehrt. Doch hat ihn auch gleich der erste bedeutende Geldtheoretiker, David Hume, vertreten. Unbeirrt hat der preussische Staat, der Staat der stets bereiten Heeresrüstung, diesen Grundsatz bewahrt. Wir sahen, wie sehr Friedrich der Grosse ihm den Schlusserfolg zuschrieb. Er hat ihn durch den siebenjährigen Krieg fast unversehrt hindurchgebracht und sofort wieder für seine Auftüllung und Vermehrung gesorgt. Während er die gefüllten Getreidemagazine benützte, um der erschöpften Volkswirtschaft aufzuhelfen, hat er mit dem Staatsschatz nicht das Gleiche gewagt, sondern ihn höchstens dazu benützt, durch Sammlung der unterwertigen Münzen die zerrüttete Währung wieder herzustellen. Dem dringenden Kreditbedürfnis aber hat er in andrer Weise, durch die Organisation der Landschaften, abgeholfen. Der preussische Staat hat dieses Vermächtnis Friedrichs dann auf das deutsche Reich übertragen und auch hier gegen alle Anfechtungen von volkswirtschaftlicher Seite durchgesetzt. Bei den Kosten heutiger Kriege ist es nur der Beginn der Mobilmachung, der diese Mittel aufbraucht; aber wir wissen, was der Beginn bedeutet, wie der erste Vorsprung im ganzen weiteren Verlauf eines Krieges nachwirkt. Ohne den preussischen Staatsschatz hätten wir den Krieg von 1870 am Rhein statt an Mosel und Maas geführt, hat damals Bismarck dem Reichstag zugerufen. Auch hatten wir bereits die

Digitized by Google

Mittel gefunden, etwaige üble Folgen, die die Entziehung eines immerhin beträchtlichen Vorrats von barem Gelde in Friedenszeiten auf die Volkswirtschaft ausüben könnte, zu beseitigen. Im Beginn der Kriegszeit, wo sich, wie wir noch sehen werden, das bare Geld aus dem Verkehr zurückzieht, ist dieser Zustrom verausgabten Geldes ein Segen für die Volkswirtschaft, wenn die Barzahlung aufrecht erhalten wird. So hat der Reichskriegsschatz in den Kriegen von 1866 und 1870 gewirkt. Wird aber, wie in dem gegenwärtigen Kriege sofort die Einlösung der Banknoten suspendiert, so ist die Zuweisung des Schatzes an die Reichsbank um so wünschenswerter als erhöhte Fundierung des Notenumlaufs. Ich glaube nicht, dass man dies als eine Art von Misstrauen in die Reichsbank im Frieden nennen kann; vielmehr zeigt sich hier die finanzielle Reserve gleichsam im Nebenamt auch als eine volkswirtschaftliche — gewiss die wünschenswerteste Vereinigung. Ausserdem kann durch die Verwendung dieses Vorrats auch der richtige Zeitpunkt für die doch notwendigen Anleihen gewählt und ihre Bedingungen günstig festgesetzt werden, ohne dass durch das verdoppelte plötzliche Geldbedürfnis des Staates zugleich sein Kredit gedrückt und der Geldmarkt verwirrt werde.

Mag man immerhin den Kriegsschatz ein rohes Hilfsmittel roherer Zeiten nennen, wir könnten erwidern: Der Krieg ist ein rauhes Handwerk und stürzt auch die Volkswirtschaft in Zeiten zurück, in denen verfeinerte Mittel versagen.

Wir aber nennen ihn nicht so, wir finden in der Verwendung auch dieser Reserve die Heranziehung der Vergangenheit für die drängenden Aufgaben der Gegenwart, und wir finden hierin die Ergänzung zu jener Haftbarmachung der Zukunft, die in den Kriegsanleihen liegt, und die jedenfalls die auffallendste wirtschaftliche Erscheinung in Kriegszeiten ist. Grade hier macht sich freilich der wissenschaftliche Zweifel geltend, ob sich eine Anleihe wirklich als ein Vorwegnehmen zukünftiger Werte bezeichnen lässt. Bei ihrer ältesten und wirksamsten Form, der unverzinslichen Zwangsanleihe, ist jedenfalls sicher, dass sie ganz der Gegenwart zur Last fällt. Der Zukunft fällt allenfalls die Rückzahlung, ihrer Volkswirtschaft also ein Vorteil zu. So hat man die selbstverständliche Wahrheit, dass eine Anleihe schliesslich in vollem Umfang aufgebracht werden muss von der Gegenwart aus dem vorhandenen Gütervorrat, seit Chalmers und Stuart Mill immer wiederholt; auch ist grade bei Kriegsanleihen unzweifelhaft, dass sie nur im Lande selbst untergebracht werden können, also allein von der heimischen Volkswirtschaft getragen werden, und nur ausnahmsweise das Ausland seine Mittel zu Gebote stellt. Hier ist zunächst zu unterscheiden: Der Staat belastet sich und infolgedessen seine Bürger, die Steuerzahler, für die Zukunft; er geniesst und verbraucht in der Gegenwart. Die Volkswirtschaft aber belastet sich in der Gegen-

Digitized by Google

wart in Erwartung eines Gewinnes für die Zukunft. Die gegenwärtig belasteten und die späteren Empfänger sind nur zum Teil dieselben. Das volkswirtschaftliche Urteil wird sich also darauf gründen müssen, aus welchen Quellen jene Anleihen schöpfen und wen sie belasten. Dies taten auch jene englischen Volkswirte. In ihren Augen zerfiel das nationale Kapital ausschliesslich in die zwei Teile des konstanten Kapitals, das sich, weil einmal festgelegt, nicht anders als zur Produktion verwerten lässt, und des variablen, in dem sie nur den Lohnfonds der Arbeiter sahen. Da nun das konstante Kapital nicht vom Staat verwendet werden kann, fallen die Anleihen allein auf den Lohn der Arbeiter. Es wäre ebenso gut, als ob man die Arbeiter direkt durch eine Sondersteuer die Kriegskosten aufbringen liesse. Sie lassen dabei ausser acht, dass nicht alles konstante Kapital auch dauernd fixiert ist, dass ein nicht unbeträchtlicher Teil desselben seine Zweckbestimmung unschwer ändern kann und als Reserve zu Konsumtionszwecken statt als Kapital zu Produktionszwecken verwendet werden kann, ohne dass diese Verwendung deshalb dem Lohnfonds zur Last fiele. So hat denn Mill in der Tat den volkswirtschaftlichen Nachteil schliesslich beschränkt auf den Fall, dass werbendes Kapital angegriffen werde, und hat das überschüssige gleichsam disponibel für diesen Zweck erklärt.

Dieser Begriff „überschüssiges Kapital“ aber ist ganz dehnbar; denn während eines Krieges ist ein Bedürfnis nach neuer fester Kapitalinvestierung überhaupt nicht vorhanden; man ist froh, wenn man das investierte voll oder leidlich beschäftigen kann. Und wenn wir den zweifelhaften Begriff des Lohnfonds auch zulassen, so ist mindestens in unsern heutigen Volkskriegen die Zahl der verfügbaren Arbeiter so gemindert, dass auch eine Minderung der für ihre Entlohnung verfügbaren Mittel keinen Einfluss üben würde. Ganz im Gegenteil: Nicht nur für die Sammlung des Kapitals gibt die Kreierung einer Anleihe einen fördernden Anstoss, sondern ihre sofortige Verwendung durch den Staat gibt auch die Möglichkeit neue Arbeitsgelegenheit zu eröffnen. Man könnte also viel eher sagen: die Anleihe kommt dem Lohnfonds zugute, als dass sie aus ihm gezahlt werde. Wirklich sehen wir auch, dass der Arbeitsstockung und den übereilten Arbeiterentlassungen, die den Anfang einer Kriegsperiode bezeichnen, durch die Staatsaufträge, die doch nur durch die Anleihen möglich wurden, gesteuert wird. Sobald ein Staat mit der Ausgabe der Anleihe zaudert, weil er günstigere Bedingungen erwartet, treten auch Stockungserscheinungen im Wirtschaftsleben auf.

Jene Opposition gegen Kriegsanleihen erklärt sich aus den Verhältnissen Englands nach den Napoleonischen Kriegen. England hatte eine ungeheure Staatsschuld aufgenommen, während sich zugleich die Lage des jetzt erst mit der Entwicklung der In-

Digitized by Google

dustrie mächtig anschwellenden Proletariats sehr verschlimmert hatte. Daran war freilich der Mangel des Lohnfonds am allerwenigsten schuld, aber jene Nationalökonomen, die, unzweifelhaft wohlmeinend das Heil des Arbeiters nur im Wachstum des Kapitals sahen, fassten diese beiden wenig zusammengehörenden Dinge in eines. Das Orakel des Kontinents J. B. Say hatte schon unmittelbar nach dem Friedensschlusse die Niederlage seines Vaterlandes gerächt, indem er laut dessen ökonomischen Sieg und Englands unabwendlichen ökonomischen Verfall in Folge der Staatsschuld der Welt verkündete; und die glänzende Widerlegung, die unser Nebenius ihm zu Teil werden liess, verhallte fast ungehört. Während in Wirklichkeit diese Staatsschuld eine Auslage war für den ungestörten Erwerb einer Handelsmacht ohnegleichen in einer Zeit, die alle andern Länder in ihrer Wirtschaft und ihrem Bevölkerungsstand geschädigt hatte, galt sie während einer Generation als ein Schreckbild für alle andern Nationen, als ein Krebsschaden, an dem England zugrunde gehen müsse.

Richtig an jener Polemik eines Chalmers war nicht ihre Begründung, dass ein Anlehen gleich einer ausschliesslichen Steuer auf den Arbeitslohn sei, wohl aber die Forderung selbst, dass in höherem Masse, als es geschehen war, die Kosten des Krieges durch Steuern auf die besitzenden Klassen aufgebracht würden. Denn die Einkommensteuer, die Pitt eingeführt hatte, war ungern gezahlt worden, und auch sie ward bei allen festländischen Politikern deshalb als ein Misserfolg angesehen, der dauernd von dieser Steuerart abschrecken müsse. Auf sie zu drängen war damals ein Verdienst, und wirklich hat sich unter dem Einfluss dieser Theorie in England die Meinung durchgesetzt, dass Kriege in erster Linie mit beweglichen Einkommensteuern zu führen seien und dass man erst in zweiter Linie zum Staatskredit greifen dürfe. Gewiss ist dies ein vorzügliches System, und England war um diese Anpassungsfähigkeit seiner Finanzen, um diese Leichtigkeit, mit der es seine Einkommensteuer und einige ergänzende Zölle herauf- und herabsetzte, zu beneiden. Durchzuführen ist ein solches aber nur in einem sehr reichen Lande. Auch Deutschland konnte eine so gewaltige, vorübergehende Steuererhöhung, wie es jetzt der Wehrbeitrag ist, erst aufbringen, als seine Kapitalskraft sich in so staunenswerter Weise entwickelt hatte. Nicht patriotischer, aber reicher sind die Engländer seit den Napoleonischen Kriegen geworden. Wo aber die Kriegsausgaben hoch werden, muss auch England, wie sich schon im Burenkriege gezeigt hat, neben der Steuererhöhung wieder zu Anleihen seine Zuflucht nehmen.

Es ist also klar, dass Anleihen die Kapitalansammlung begünstigen und nur ihre Richtung verändern, hohe Steuern sie hemmen, dass diese Änderung der Richtung in Kriegszeiten eine Notwendigkeit und ein Vorteil ist. Aber ebenso ist klar, dass deshalb der Anteil des

Digitized by Google

Arbeitslohnes nicht geschmälert zu werden braucht, dass Anleihen unter den gegebenen ungünstigen Umständen, wenn nicht lohnsteigernd, so doch lohnerhaltend wirken, indem sie jedenfalls Arbeitsgelegenheit schaffen. Die Frage, ob Kriegsanleihen als produktive Anlagen zu bezeichnen sind, ist freilich finanziell zu verneinen, volkswirtschaftlich aber ist alles das produktiv zu nennen, was die Produktion, die sonst stocken oder gar zu Grunde gehen würde, fördert, gleichviel ob die produzierten Güter von „unproduktiven" Soldaten oder „produktiven" Arbeitern verzehrt werden. So ist es auch klar, dass die Quelle der Anleihen zum überwiegenden Teil Reserven der Volkswirtschaft sind, die ihrer endgültigen Verwendung nach noch unentschieden sind. Es liegt eine Mobilisierung latenten Kapitals vor. Man mag es „momentan überschüssig" nennen: der Moment entscheidet aber hier alles. Besser aber wird man es als antizipiert und umgewandelt bezeichnen. Wie kamen denn die Zeichnungen unsrer Kriegsanleihe zu Stande? Die Rücklagen der Volkswirtschaft werden für sie eingezogen, so die verfügbaren Bestände der Sparkassen, soweit sie nicht dringend für die Liquidität erforderlich waren, — womit ein alter Wunsch der Regierungen erfüllt wurde, ohne dass zur Zeit das Lokalbedürfnis des Immobiliarkredits Schaden litt —, die Sparguthaben selber wurden von ihren Eigentümern ebenfalls zum grossen Teil in Staatsobligationen angelegt. Man sah ja für sie eine gute Rente in der Zukunft voraus. Alle Körperschaften bis zu unsern Fakultäten zählten ihre Kassen nach und wählten für den verfügbaren Bestand diese Anlage, im Bewusstsein, dass sie sie jederzeit wieder zu Gelde machen könnten. Der Unternehmer verpfändete seine Warenvorräte, der Privatmann seinen Bestand an Effekten, der Lombard, sonst die beschränktere Form der Kreditbeschaffung, gewann ungeahnte Ausdehnung, der Staat unterstützte ihn durch die Darlehenskassen, die aber für seine Anleihe nicht einmal eine ausserordentliche Bedeutung mit 17 % der Zeichnungen gewannen, selbst der Grundbesitzer nahm vielfach auf seinen Grundbesitz Kredit auf; fixiertes Kapital, das in langer Friedenszeit stark abgeschrieben war, konnte unbedenklich neu belastet werden. Die Aufgabe der Banken war es, diese Vorschüsse zu vermitteln, die des Staates die hierzu nötigen Zahlungsmittel zu Gebote zu stellen. Eine höhere Aufgabe erwuchs ihm in der Verwendung dieser ihm von der Volkswirtschaft gestellten Mittel. Ihre Wirkung aber ist: dem Staat eine erhöhte Verfügungsmacht über die Güter und produktiven Kräfte der Gegenwart einzuräumen zum Zwecke seines erhöhten Verbrauchs; die Gegenleistung verschiebt er auf die Zukunft und erstattet sie in Zinsen und Tilgungsquoten. So tritt in den Anleihen die Verbindung der Wirtschaft aller drei Zeiträume, Vergangenheit, Gegenwart und

Digitized by Google

Zukunft am klarsten zu Tage; und so sind sie für die Beziehungen von Staat und Wirtschaft, zumal im Kriege, allerdings der Knotenpunkt.

Früher haben sich Zwangsanleihen, die eine Notwendigkeit waren, solange es noch keinen flüssigen Kapitalmarkt gab, selber in die Form der Steuern gekleidet. Das Altertum kannte trotz des fast ungehemmten Gebrauchs des Privatkredits den Staatskredit nicht, sondern ersetzte ihn durch den schrankenlosen Rückgriff auf die Volkswirtschaft; aber im zweiten punischen Kriege hat Rom eine Reihe von Jahren das tributum doppelt, jedoch als Zwangsanlehen, erhoben und nach dem Friedensschluss zurückgezahlt. Ganz in derselben Weise hat Maria Theresia durch Verdoppelung der wichtigsten Steuern ihre Kriege allein so zähe durchzuführen vermocht, aber als die gewissenhafte Haushälterin, die sie war, auch pünktlich den Mehrbetrag erstattet. Neben dieser regelmässigen Form des kriegerischen Zwangsanlehens steht die unregelmässige, die nur die Reichen trifft. Hier ist es früher immer der Klerus gewesen, der herhalten musste, zufrieden, wenn er wenigstens den Schein der Freiwilligkeit wahren konnte; wusste er doch, dass ihm diese Dienste nachträglich immer zum Guten ausschlugen. Die wichtigste, aber versteckte Form des Zwangsanlehens beim ganzen Volke ist dann freilich erst die Ausgabe unverzinslichen Papiergeldes. Sie werden wir um ihrer überwiegend volkswirtschaftlichen Bedeutung erst später betrachten.

Vergegenwärtigen wir uns nur kurz, wie sehr die ganze Geschichte des Staatskredits in der Form der freiwilligen Anleihen durch den Kriegsbedarf bestimmt worden ist. In der Zeit, als Fürstengut und Staatsgut ungetrennt vermischt sind, müssen die Verpfändungen von Land, Leuten und Einkünften die kriegerischen Ausgaben decken. Ihnen vorzubeugen ist alsdann das landständische Schuldenwesen bestimmt, das in so vielen Fällen Ausgangspunkt der Ständeverfassung gewesen ist. Es zeigte sich eben hieran, dass nichts so fest zusammenhält als gemeinsame Schulden. Unbehilflich genug erwies sich jedoch diese Form des Kredits, obgleich die landständische Garantie immer als die sicherste galt, zumal die Landstände misstrauisch die Verwaltung dieser Schulden nicht gern aus der Hand gaben. Sobald eine starke Anspannung der Kräfte nötig wird, sucht man auch einen dehnbareren Kredit.

Der Betriebskredit, der im Staat als schwebende Schuld erscheint, macht sich unumgänglich nötig, da zumal in bewegten Zeiten unmöglich Einnahmen und Ausgaben zeitlich und räumlich zusammenfallen können. Auch die Römer, die die fundierte Rentenschuld nicht kannten, haben in hohem Masse von der schwebenden, kurzfristigen Gebrauch gemacht, und sobald in den Kriegen des späteren Mittelalters und der beginnenden Neuzeit das Geld anfängt eine Rolle zu spielen, tritt sie mit Entschiedenheit

Digitized by Google

auf. Daher rührt die Bedeutung der Zahlmeister des Staates, die diese Vorschüsse teils selber leisten, teils durch ihre Verbindungen aufbringen, so handhabt die venetianische Republik virtuos den Kredit ihrer Nobilität, deren Mitglieder grosse Bankkonzerne bilden, so entsteht grossenteils der Reichtum der Fugger, so werden die Feldhauptleute zugleich die Bankiers ihrer Soldherren. Überall zeigt sich auch die Erscheinung, dass eine lang verschleppte schwebende Schuld sich gern in eine Rentenschuld oder in eine Hingabe fester Werte umwandelt. Ja, jene Gläubiger spekulieren insgesamt hierauf: die Rolle des Kapitalisten ist für sie fast immer nur eine Episode, der eigentliche „Geist des Kapitalismus", der fortdauernde, sich immer steigernde Geschäftssinn ist ihnen noch fremd; ihr Sinn steht auf eine aristokratische Stellung, sie wollen sich möglichst bald in Grundbesitz und Herrenrechten wiegen — nur jene Venetianer machen eine Ausnahme, weil sie schon von vornherein Aristokraten sind.

Die ersten Jahrhunderte der Neuzeit sind mit solchen Versuchen erfüllt, hat sich doch auch mitten unter Kriegswirren und durch sie gefördert, damals die Effektenbörse, zunächst in Amsterdam, ausgebildet und den Staatsanleihen jene Form des vertretbaren Gutes gegeben, die sie erst als Ware in weitere Kreise auf einen Geldmarkt führen konnte. Während die spanische Monarchie trotz der Verwaltungstüchtigkeit Philipps II minder durch die Höhe ihrer Schulden als durch ihre Planlosigkeit dem Staatsbankerott nicht entgehen kann, gestaltet Papst Sixtus V, der Spaniens Sache zu seiner eigenen macht, das damals bewunderungswürdige System der „monti", der Mobilisierung aller wichtigen Staatseinnahmen durch Leibrenten, wodurch er zugleich für die Beschaffung der nötigen Kapitalien und ihre nicht allzu langfristige Tilgung sorgte. Deutsche und italienische Städte waren hiermit minder planmässig und mit zweifelhaftem finanziellen Erfolg schon im Mittelalter vorgegangen. Später hat der hochstrebende Generalintendant Mazarin's, Fouquet, für die schwersten äusseren und inneren Kriege die Mittel beschafft, indem er ein System der schwebenden Schuld handhabte, in dem sich nun freilich die Regelmässigkeit der Staatsverwaltung verflüchtigte und ein Konsortium von Bankiers, an deren Spitze der Intendant selber stand, an ihre Stelle zu treten drohte. Damals zuerst erfuhr Frankreich jene zweifelhafte Gunst der Haute Finance, die ihm seitdem mit kurzen Unterbrechungen treu geblieben ist. Was im Kriege ein Vorteil schien, musste als Verwahrlosung und unheilvolle Abhängigkeit im Frieden gelten. Über diesem Finanzsystem stürzte Fouquet, und sein grösserer Nebenbuhler Colbert richtete jenes vorbildliche Finanzwesen ein, in dem, um der vielseitigen Tätigkeit des Staates gerecht zu werden, die Einnahmen aufs Genaueste für die Ausgaben berechnet waren, in dem die Konversion und dadurch die Einschränkung der Staatsschulden ein Haupt-

Digitized by Google

zug war. Aber Colbert, dessen System nur kurze, siegreiche Kriege vertragen konnte, musste es noch erleben, dass er selber im holländischen Kriege, der aus wirtschaftlichen Gründen begonnen war, zu unwirtschaftlichen Anlehen greifen musste.

Folgenreicher als alle jene Versuche, Krieg und Anleihen mit einander in Einklang zu bringen, ist die Gründung der Bank von England durch Wilhelm III. Wie sie ihr Bankprivileg erhielt gegen Übernahme der Staatsschuld, die nun zu ungedeckten Noten umgewandelt ins Publikum kam, so sollte sie im Sinne jenes grossen Staatsmannes, der als Holländer zum Organisator der englischen Verfassung und des europäischen Widerstandes gegen Ludwig XIV wurde, auch weiter dazu dienen, die enge Fühlung zwischen Volkswirtschaft und Staatskredit herzustellen, um jedesmal für die grossen Kriegsunternehmungen die nötigen Gelder flüssig zu machen, ohne dadurch den Gang der Volkswirtschaft zu stören, um ihn vielmehr zu regulieren, und durch die Verbindung von Krieg und Handel, die fortan als Englands besondere Geschicklichkeit angesehen wurde, sogar zu fördern. Die Voraussetzung ist freilich beständiges Kriegsglück und Fernhalten einer Invasion.

Man hat in der nächsten Zeit einen grossen Teil der Erfolge Englands dieser Elastizität seines Finanzwesens zugeschrieben. Jedenfalls empfand Frankreich diesen Mangel schmerzlich und konnte ihn selbst durch die Ausbildung seiner Subjektsteuern zu Kriegszwecken, der grossen finanziellen Leistung der späteren Jahre Ludwigs XIV, nicht ersetzen. Als es dann mitten im Frieden England nachahmen wollte, scheiterte es zunächst mit den Law'schen Gründungen schmählich. Auch den amerikanischen Krieg, den letzten glücklichen und für es selber verhängnisvollen des ancien régime, hat Necker, der, gleichsam ein solid gewordener Fouquet, zugleich Bankier und Finanzminister war, durch geschickte Transaktionen mit der Pariser Bankwelt ermöglicht, der seine respektable Persönlichkeit Vertrauen einflösste. Er und seine Tochter, der die Vertretung ihres Vaters zu einer ihrer in hohem Sinne durchgeführten Lebensaufgaben wurde, werden nicht müde, dieses System der Finanzen, das man das der Bourgeoisie nennen könnte, zu verteidigen, und einzuschärfen, dass es nicht auf die Höhe der Zinsen, sondern auf den guten Kurs und die Flüssigkeit des Marktes ankomme.

Ihre eigentliche Bedeutung für Krieg und Finanzen haben aber doch die Anleihen erst mit der englischen Staatsschuld seit Pitt und mit dem Wachstum der Wirtschaft und der Kriege im XIX. Jahrhundert gewonnen. Man mag dabei bemerken, dass die Geldgeber in Kriegszeiten selber, und unmittelbar nach ihnen, bald im Drang der Not bald im Schwung der Begeisterung, optimistisch gesinnt waren, und dass daher solche Anleihen sich überraschend leicht einführten — man denke an Frankreich vor und

Digitized by Google

nach dem Kriege von 1870. Selbst der neue Typus der Anleihen zu produktiven Zwecken erhielt oft nicht viel bessere Bedingungen; denn dem Geldmarkt erscheint heute die allgemeine Steuerfundation wenigstens bei zivilisierten Staaten günstiger als jede andere Sicherung. Die Friedenszeit ist eher pessimistisch, und wenn das Defizit oder der Mehrbedarf zu militärischen Vorbereitungen die Anleihe nötig macht, kann das Publikum nervös werden. Die Tatsache andererseits, dass gerade im Frieden die Staatsschuld die grosse allgemeine Sparkasse des Publikums neben den lokalen wird, kann sie trotzdem populär machen. Das Gute hiervon hat besonders Frankreich in vollem Masse genossen — ein Vorzug, um den unsere schaffensfreudige Nation mit ihrem starken Bedürfnis nach produktivem Kapital es nicht zu beneiden braucht.

Wie sehr die gehobene Stimmung, nenne man sie nun Kriegsbegeisterung oder männliche Entschlossenheit, zum Erfolge einer Anleihe beiträgt, dafür ist das glänzendste Beispiel, das bisher die Finanzgeschichte gegeben hat, die jetzige Kriegsanleihe. Während man zuvor nicht ganz ohne Bedenken die Wirkungen des Wehrbeitrags auf den Kapitalmarkt erwog und die Last vorsichtig zu verteilen bedacht war, strömten hier die Zeichnungen mit einer Freudigkeit zu, dass die Absicht weit überboten wurde. Und dabei war durch die unmittelbare Zeichnung, durch das Versprechen der Berücksichtigung in jedem Fall, jedes Scheinmanöver ausgeschlossen, mit dem sonst geschickte Finanzkünstler den Andrang grösser erscheinen lassen, als er ist. Aber ebenso ist auch der sachgemässen Geschicklichkeit, mit der Zinsfuss und Kündigungsfrist richtig, d. h. nicht zu hoch und nicht zu niedrig gewählt werden, jener Erfolg zu danken.

Aber auch in England ist die alte Methode, die Anleihe durch Vermittlung der Bank zugleich ins Publikum zu bringen und durch günstige Beleihung und Bevorschussung der gezeichneten Stücke sie bei der Bank zu behalten, wieder in Anwendung gekommen. Ich kann in diesem geschickten Manöver, Bankkredit, Privatkredit und Staatskredit mit einander zu verflechten, auch kein Zeichen der Müdigkeit oder mangelnden Bereitwilligkeit der Geldgeber erblicken.

Neben der fundierten hat auch die schwebende Schuld im Kriege ihre alte Bedeutung behauptet. In den verzinzlichen Schatzscheinen hat sie sich ein vortreffliches Mittel geschaffen, die Vorteile des Geldmarktes zu geniessen, ohne selber auf den weiteren Geldmarkt herauszutreten. Zu den fundierten Anleihen selber bildet sie auch jetzt eine Vorstufe. Denn wenn dieses nicht sofort, sondern erst allmählig im Laufe des Krieges zur Verwendung kommen soll, tritt es zuerst in der Form von Schatzanweisungen und Schatzwechseln auf, die später in die Rentenschuld umgewandelt werden. Zugleich ist mit den Darlehenskassenscheinen der Typus eines speziell fundierten

Digitized by Google

Papiergeldes, geschickter als einst mit den Assignaten, geschaffen worden und bewährt sich volkswirtschaftlich wie finanziell in gleichem Mass.

Oft hat der Krieg die Finanzen eines Landes bis zur Unheilbarkeit zerrüttet, oft hat er auch zu entscheidenden Fortschritten in ihnen den Anlass gegeben. Immer aber erscheint in ihm der innige Zusammenhang von Staatshaushalt und Volkswirtschaft eindringlicher als im Frieden. Immer klarer ist auch dem Staat die Pflicht zum Bewusstsein gekommen, durch seine Finanzgebahrung der Volkswirtschaft Dienste zu leisten, Mittel nicht nur aus ihr zu schöpfen, sondern auch in sie zurückzuleiten und ihr so zu helfen, eine gefahrdrohende Erkrankung, die Krise, zu überwinden. In der Beschaffung seiner Mittel aber verbinden sich Reserve und Anleihe: in der Anleihe kommt die volkswirtschaftliche Reserve erst zu ihrer wirksamsten Ausbildung.

In dieser Vermittlung der Vergangenheit mit der Zukunft zeigt sich die Solidarität der Volkswirtschaft für die Vollziehung der schwierigsten Aufgaben der Gegenwart: die Überwindung der Gefahren, die ihr von aussen und innen drohen.

III.

Die Wirkungen des Krieges auf die Volkswirtschaft.

Wir nennen den Krieg die schwerste Krisis, die die Volkswirtschaft zu bestehen hat. Freilich setzen wir hierbei das Wort Krisis gleich mit Krankheit überhaupt und verstehen nicht, wie man eigentlich sollte, darunter nur den Zeitpunkt der Entscheidung zum Guten oder Übeln. In diesem engeren Sinne ist wohl der Kriegsausbruch ein charakteristisches Beispiel der Krise, sodann natürlich auch der entscheidende Schlag im Kriege selber. Spricht man doch sogar von einer schleppenden statt von einer verschleppten Krisis und versteht darunter eine langwährende Depression des Wirtschaftslebens. Unter den Erkrankungen des wirtschaftlichen Organismus werden wir aber auch nie die ungesunde Steigerung mit diesem Namen bezeichnen, sondern sie nur als die Vorbereitung von Krisen ansehen. Für die wissenschaftliche Betrachtung sind solche Erschütterungen, wie sie der Krieg bringt, weil sie von aussen herantreten und inneren Schäden höchstens zu rascherem Ausbruch verhelfen, weit weniger interessant als jene organischen Krisen, die auf einen fehlerhaften Ablauf oder eine mangelhafte Anlage der Organisation selber deuten.

Jedoch äussern sich alle bekannten Formen der Krisen, nur in besonderer Färbung, auch im Kriege. Zunächst die Konsumtionskrisis. Ein plötzlicher Rück-

Digitized by Google

gang des Konsums zieht die Produktion in Mitleidenschaft. Sparsamkeit wird gepredigt und für Verbrauchsgegenstände, bei denen Knappheit droht — es sind dies heut gerade die unentbehrlichsten — von Staatswegen geboten. Auf der anderen Seite wird mit gleichem Recht vor übertriebener Sparsamkeit, vor einer allzu grossen Umwandlung der gewohnten Lebensführung gewarnt, eben um jene unliebsame Rückwirkung auf die Produktion abzuschwächen. Der Rückgang ist daher den einzelnen Gütern gegenüber ungleichmässig, ein Überangebot jedoch, der kritische Zustand, dass vorhandene Waren unabsetzbar sind, tritt nur selten ein. Auf dem Gebiet der geistigen Bedürfnisse, deren Grenznutzen leider doch am Geringsten eingeschätzt wird, im Buch- und Kunsthandel, bei Musik und Theater mag man von einer solchen eigentlichen Konsumtionskrisis reden. Auch gegenwärtig befinden sich die Künstler jeder Art in der bedrängtesten Lage und müssen sich allenfalls mit der Lieferung von Surrogatkunst, wie sie das Publikum im Krieg fordert, durchhelfen. Auch eigentliche Luxuswaren leiden. Die Bijouterie-Industrie vollends steht still. Eine umgekehrte Konsumtionskrisis droht aber jederzeit im Kriege und kann seine furchtbarste Geisel werden: der Mangel, die Unmöglichkeit, auch die dringendsten Konsumtionsansprüche zu befriedigen. Ihrer Bekämpfung dient vor Allem die Sorge des Staates, wo sich die Gesellschaft nicht selber zu helfen vermag. Ihre Verwüstungen sind, wo beide versagen, die schlimmsten.

So kehrt sich auch die Produktionskrisis gleichsam um. Ihr Friedensfall ist die Überproduktion, die aus der Übersteigerung des dem Mehrwert nachjagenden und den Mehrwert wieder zu eigener Vermehrung verwendenden Kapitals hervorgeht. Gerade diese Tätigkeit des Kapitals setzt aber im Kriege aus. Dagegen setzt die Kapitalverwüstung im schlimmsten Falle, die Stockung in der Verwertung des fixierten Kapitals in jedem Fall ein. Auch sie freilich äussert sich ungleichmässig. Eine Arbeitskrisis, als die andere Seite einer Produktionskrisis, kann ebenfalls ihr doppeltes Gesicht zeigen. Besonders in den Anfängen kann die plötzliche Entziehung von Arbeitskräften durch den Heeresdienst schwere Störungen hervorrufen, andrerseits aber ebenso die Entlassung von solchen aus den eingeschränkten Produktionen, zumal die weibliche Hälfte der Arbeiterschaft wenig durch den Krieg herangezogen wird. In jedem Fall ergibt sich eine Verschiebung, die krisenartig werden kann. Ersichtlich findet hierbei ein Unterschied zwischen Zeiten und Ländern der Volkskriege und solchen der verhältnismässig kleinen stehenden Heere statt. Die unmittelbaren Wirkungen sind bei dem grossen Massenaufgebot jener viel stärker; sie drängen sich aber auch viel mehr zusammen.

Die auffallendsten Erscheinungen im Kriege sind aber unzweifelhaft die Kredit-

Digitized by Google

und Zahlungskrisen. Sie sind weit heftiger als im Frieden und doch minder gefährlich, wenigstens leichter bekämpfbar, weil die von ihnen Betroffenen geringe Schuld tragen, sodass man ihnen helfen kann.

Bei längerer Dauer eines Krieges tritt die schleppende Depression fast notwendig ein. Doch ergibt sich während desselben auch wieder die eine oder andere Art des Umsatzes, die im Anfang, wo jeder Überblick erschwert ist, aussetzte. Bemerkenswert ist endlich die Erscheinung, dass die verschleppte Krisis gerade mit dem Frieden öfters als nachfolgende Krisis ausbricht. Nur zum Teil rührt dies von optimistischer Überspannung der Kräfte bei eintretender Ruhe und von Überschätzung der Aufnahmefähigkeit des Marktes her, wie in England 1816; häufiger gibt den Anstoss hierzu die Notwendigkeit, hinausgeschobene Verpflichtungen zu erfüllen, denn der Krieg verschafft oft anbrüchigen Existenzen noch eine Frist, weil er eine Suspension des normalen wirtschaftlichen Ablaufs mit sich bringt. Solche Krisen sind besonders gefährlich, weil sie in entscheidendem Augenblicke die Wiedereinrichtung der Volkswirtschaft hemmen. Aber auch nach dem Siege erhebt sich für den Sieger bisweilen eine neue Gefahr, wie in Deutschland 1871: die langwierige Überhitzung der Unternehmungslust, gefördert durch die zuströmenden Geldmittel. Sie birgt dann den Keim neuer Krisen in sich.

Versuchen wir diese vielgestaltige Welt der Gefahren der Volkswirtschaft und ihre Bekämpfung in flüchtigen Zügen zu umreissen!

Zunächst bringt der Krieg in seinem Anfang gewöhnlich die akuteste Form der Erkrankung mit sich: die Panik, den fluchtartigen Schrecken, jene seltsame und widerspruchsvolle soziologische Erscheinung, die auf den verschiedensten Gebieten des Gemeinschaftslebens und zu allen Zeiten sich völlig gleichförmig abspielt: eine Massenerscheinung, die sich als plötzlicher Zerfall der Masse kundgibt, aber dennoch durch die Masse erst auf ihren Gipfel gesteigert wird. Sie führt sich auf eine durch einen augenblicklichen Umschlag ausgelöste Spannung zurück und kann deswegen ganz wohl mit dem Begeisterungsrausch andrer Gruppen Hand in Hand gehen oder bei ein und derselben Gruppe mit jenem abwechseln. Sie kann auch, wo jene Spannung nur eine unvollkommene Lösung fand, aussetzen und hie und da in kleineren Ausbrüchen wieder aufflackern.

Diese Flucht des Individuums, das mit dem Rufe „sauve qui peut“ nur noch sich behaupten will, gewährt dem Konsequentesten, der sich vom Taumel nicht ergreifen lässt und ungehemmt von ethischen Bedenken die Unbesonnenheit der Andern auszubeuten versteht, wohl auch plötzlichen Gewinn, im Ganzen aber ist sie Zerfall, Auf-

Digitized by Google

lösung. Sie äussert sich als ein Rückfall in naturalwirtschaftliche Verhältnisse: die plötzliche Reservebildung setzt in einem Augenblicke ein, wo sie nur eine Störung bringen kann. Nicht nur in Städten, denen eine, wenn auch entfernte Gefahr der Belagerung droht, sondern überall verproviantiert sich dann das Publikum, die Detailpreise schnellen in die Höhe; in einer Anwandlung übertriebener Sparsamkeit wird die Konsumtion eingeschränkt, weit mehr als hinterher, wenn die Gefahr wirklich näher gerückt ist. Zu dieser Konsumtionskrisis gesellt sich eine plötzliche Erschütterung der Produktion, Arbeiter werden weit über das nötige Mass entlassen, eine Massregel, die besonders geeignet ist, der Ausbreitung der Panik Vorschub zu leisten; Lieferungen setzen aus, indem man die „Kriegsklausel", die ihrem Sinn nach nur für dauernde Hemmungen berechnet ist, übermässig in Anspruch nimmt. Besonders aber kehrt plötzlich das Geld seine naturalwirtschaftliche Seite heraus: als Wertträger zeigt es sich am besten geeignet zur Reservebildung, und darum wird bei der Erschütterung des Vertrauens das bare Geld, als der sicherste, jedem einleuchtende Wertträger, bevorzugt; es verkriecht sich, und indem es seiner wichtigsten und grundlegenden Funktion als Zahlungsmittel entzogen wird, beruft man sich gerade auf diese seine Bedeutung für die kommende Gefahr. Der Einzelne verliert seinen Kopf in der Gegenwart, indem er glaubt, vorsichtig zu sein für die Zukunft. Aristoteles und mit ihm das Mittelalter hat den Gebrauch des Geldes als Erwerbsmittel als unnatürlich bezeichnet, wir möchten uns eher versucht fühlen, seinen ausschliesslichen Gebrauch als Wertträger wenigstens als gesellschaftswidrig und deshbalb verhängnisvoll zu bezeichnen.

Eine gefürchtete Erscheinung ist eine solche Zahlungskrisis auch in Friedenszeiten, wo schon die Spannung, die die Kriegsgefahr mit sich bringt, sie wachrufen kann — wir haben das in den letzten Jahren erlebt. Um so gefährlicher wird sie, je scharfsinniger und künstlicher der Zahlungsverkehr durchgebildet ist, je mehr er darauf berechnet ist, mit wenigen Zahlungsmitteln viele Umsätze zu ermöglichen. Denn dies setzt ihre Anhäufung an bestimmten Zentralstellen, Sparkassen, Banken voraus. Auf diese findet dann der Ansturm der Panik statt und nimmt groteske Formen an. In Berlin haben in der Panik, die diesmal der Kriegserklärung unmittelbar voranging, die ängstlichen Sparer von 5 Uhr morgens an auf dem Mühlendamm Spalier gestanden, obwohl sie wussten, dass die Sparkasse erst um 9 Uhr geöffnet werde. Hier ist die städtische Bevölkerung, schon weil sich beunruhigende Nachrichten in ihr rascher verbreiten, nervöser als die ländliche, obwohl der Bauer leichter zur Reservebildung geneigt ist. Die ländlichen Kreditkassen sind diesmal wenig von der Panik berührt

Digitized by Google

worden. Sie können sich freilich auf den grossen Rückhalt der preussischen Genossenschaftskasse verlassen, bei der aber auch Abhebungen und Kreditbeanspruchung sich in mässigen Grenzen hielten.

Im seltsamen Gegensatz zu dieser wirren Ratlosigkeit der Gesellschaft steht die feste Entschlossenheit des Staats, die sich in solchen Augenblicken bewähren muss. Verlieren auch die Beamten den Kopf, so wird den besonnenen Kreisen der Gesellschaft vollends schwer, die Flut der Panik einzudämmen. Freilich erreicht eine solche irrationelle Aufpeitschung der Leidenschaft rasch ihren Höhenpunkt und flaut dann von selbst ab. Aber sie läuft dann in einen Zustand von Ermattung und Schlaffheit aus und ihre verwüstenden Ergebnisse werden nicht gutgemacht. Darum tut die eigentliche unmittelbare Bekämpfung not. Diese ist wiederum auf allen Gebieten ziemlich dieselbe. Das energische Eingreifen im Einzelfall, das Mittel, Schrecken dem Schrecken entgegenzusetzen, indem man ein Exempel statuiert, bändigt die militärische Panik; auf dem Feld der Wirtschaft hat es weniger Bedeutung, auch kann es sich weniger gegen die Kopflosigkeit als solche als gegen einzelne ihrer Ausbeuter richten. Vorsichtig und sparsam in eklatanten Fällen angewendet, mag das nützen, sonst ist solche Bezeichnung eines Sündenbocks eine zweischneidige Waffe und dient eher dazu, weitere Leidenschaften anzufachen und die Panik auf andere, gefährlichere Gebiete, auf denen sie sich austobt, überzuleiten. Oft genug haben das in früheren Zeiten die Staatslenker, wenn sie von der Bewegung mit ergriffen wurden oder wenn sie ihnen über den Kopf wuchs, getan. Die Geschichte aller durch Krieg oder Hungersnot veranlassten Paniken gibt erschütternde Beispiele, und die Schriftsteller, die die Leidenschaften der Massen schildern wollten, haben hier immer ihren dankbarsten Stoff gefunden. Die Kopflosigkeit an sich ist sich aber wenigstens ihrer eigenen Schwäche bewusst, was ihr einen Vorzug vor der Dummheit verleiht. Sie sucht nach einem Anker, koste es was es wolle; die Ruhe imponiert ihr. Gerade in der letzten Panik hat das besonnene Zureden der Behörden vor allem aber die pünktliche Erfüllung auch des überängstlichen Begehrens in der möglichst kurzen Frist seitens der Anstalten, wobei man nur etwa persönlich durch ernste Mahnung einen verwirrten Kopf zurechtsetzte, rasch geholfen. Gegen den Ansturm der Desorganisation muss die Organisation ihre Feuerprobe bestehen, und sie hat sie bestanden. Die beste freilich unter allen Arten der Bekämpfung ist der rasche Erfolg.

Die organisatorische Bekämpfung der Verwirrung kann keine blos augenblickliche sein. Sie setzt sich während der ganzen Kriegszeit fort, und die grössten Schwierigkeiten erwachsen ihr oft erst beim Übergang zum Frieden. Besonders gilt das von der Fürsorge für den Geldvorrat und Geldumlauf. Der Einfluss des Krieges auf

Digitized by Google

diesen kann freilich wieder ein recht verschiedenartiger sein. Noch unmittelbar nach den Freiheitskriegen glaubte der gründlichste Beobachter des Geld- und Kreditwesens Nebenius als gewöhnliche Folge des Krieges eine Vermehrung des zirkulierenden Vorrats konstatieren zu können: Die Notleidenden greifen ihre Sparpfennige an — noch gab es ja damals kein organisiertes Sparkassenwesen, das für den Sparer Reserven bildet, ohne das Geld seinem normalen Gebrauch zu entziehen —, alte, verschollene Geldsorten kamen wieder zum Vorschein; der hohe Zinsfuss, eine Folge der Risikoprämie, die der Darleiher beanspruchen muss, wirkt doch dazu, dass die Geldbesitzer ihre Werte anlegen, die grossen Ausgaben des Staates und die vielen kleinen des Soldaten, der selten das Geld lange in der Tasche behält, beschleunigen den Umsatz; auf der andern Seite soll auch die Verminderung der Gesamtmasse der Produktion und deshalb die geringere Beanspruchung des Geldes, den Vorrat desselben grösser erscheinen lassen — kurz: alles wirkt dahin, dass Geld überflüssig vorhanden ist.

Man mag zweifeln, ob dieses Bild auch nur für die Zeit der Revolution und der Napoleonischen Kriege völlig zutrifft, und auch Nebenius muss weiterhin der künstlichen Vermehrung der Zahlungsmittel einen grösseren Einfluss auf diesen Überfluss einräumen. Allein gewiss treten solche Erscheinungen überall da ein, wo der Krieg grosse, unbenutzte Barreserven zu mobilisieren vorfindet und sie wirklich zwangsweise mobilisiert. Das ist stets der Fall gewesen im klassischen Lande der Schatzbildung, im Orient. Dies ist die auffallendste Erscheinung, ja der eigentliche Schlüssel zum Verständnis der Wirtschaftsgeschichte des Orients, die von den ältesten Zeiten her in einförmiger periodischer Wiederholung verläuft. Bei den kriegerischen Reichsgründungen gerät die Volkswirtschaft gerade durch die allgemeine Plünderung, wenn sie nur nicht mit der Verwüstung des Landes selber verbunden war, und durch die mit vollen Händen vollzogene Neuverteilung nach vorhergehender Stockung plötzlich in die lebhafteste Bewegung, alle Zustände nehmen einen geldwirtschaftlichen Zug an; es zeigen sich sogar, wenigstens im Handel, die Anfänge eines grosskapitalistischen Betriebes. Das Geld kam hier recht eigentlich „unter die Leute“. Indem aber das Geld allmählich wieder versickert, was den Vorrat mehr als der Export auf dem Wege des Handels schmälert, tritt auch wieder die Naturalwirtschaft. die in der Urproduktion vorherrschend geblieben war, überall hervor. Lange Friedenszeiten bringen hier die kläglichste Dürftigkeit des zirkulierenden Geldvorrats mit sich; eine vexatorische Steuerpolitik tut das übrige, ist aber eigentlich nur ein Symptom dieses Zustandes. Der Mamelukkenstaat in Ägypten hat in einer Zeit, als er den Schlüssel des ganzen Levantehandels in den Händen hielt, doch nur durch scharfe Gebote über die

Digitized by Google

Art der Barzahlungen der abendländischen Kaufleute dem Lande noch dürftige Zahlungsmittel verschafft.[1]) So zeigt es sich wieder, dass zwar die Aufteilung des produktiven Kapitals jede Volkswirtschaft lähmen muss, die der toten Reserve aber ihr schon oft zum Heil ausgeschlagen ist.

Das Regelmässige aber ist dieser Fall nicht, sondern die Thesaurierung, wie sie im Anfang des Krieges sprunghaft einsetzt, dauert gemeinhin auch während seines Verlaufes fort. Selbst im gegenwärtigen Kriege, wo der Barumlauf so gut wie ausgeschaltet ist und die Zusammenziehung des Geldvorrats der Reichsbank planmässig durchgeführt wird, dürfte noch immer mehr als ein Drittel desselben sich in privaten Händen verstecken.

So macht sich denn ein drängendes Bedürfnis nach Zahlungsmitteln während des ganzen Verlaufs eines Krieges geltend und erheischt dringend Abhilfe vom Staat, dessen wirtschaftliche Pflicht es seit der Aufnahme der Münzprägung immer gewesen ist, hierfür zu sorgen. Diese Pflicht verbindet sich für ihn in solchen Fällen mit der Berücksichtigung seines eigenen Vorteils. Er „macht Geld“ im Doppelsinn des Wortes. Und daher sind selbst die Exzesse der Münzverschlechterung in ihren Anfängen immer vom Publikum, weil es der Geldklemme abgeholfen sah, begrüsst worden, und den Hauptvorteil haben gewöhnlich die Helfershelfer des Staates und die Spekulanten, nicht dieser selbst gezogen. So ist es namentlich in der Epoche, wo dieser Unfug seinen Gipfel erreicht hatte, in den ersten Jahren des dreissigjährigen Krieges gewesen. Erst nachdem der Rausch der Spekulation verflogen war und die grössten und vom Staat begünstigten Spekulanten ihren Gewinn eingeheimst hatten, ist der Zusammenbruch erfolgt. Er muss bei jeder Münzverschlechterung eintreten, weil hier das Zahlungsmittel nicht nur sich selbst, sondern eine Quantität Metall vertritt, die es eben nicht mehr enthält. Aber auch bei der grandiosesten Entwertung von Papiergeld, die die Geschichte gesehen hat, den Assignaten der französischen Revolution, recht eigentlich einer Kriegsanleihe und einen Bargeld-Ersatz, ist es unzweifelhaft, dass sie mit Begierde vom Publikum aufgenommen wurden. Sie haben zwar rasch das Edelmetall aus Frankreich getrieben, aber im ersten Jahr auch einen grossen Aufschwung der Fabrikation und des

1) Ganz anders verliefen die Dinge in der germanischen Völkerwanderung. Die Art der germanischen Siedlung und die darauf beruhende Herrschaftsordnung verstärkten nur den im späteren Altertum so wie so schon vorhandenen Zug zur Naturalwirtschaft. Die Thesaurierung, die Leidenschaft für den Hort, die dem Germanen innewohnte, setzte hier unmittelbar und nicht wie im Orient erst nach einer geldwirtschaftlichen Pause ein. Daher zeigt die Wirtschaftsentwicklung des Abendlandes einen langsamen und stetigen Fortschritt, die des Morgenlandes nach rasch erreichten Höhepunkten einen langsamen Verfall. Natürlich ist das Geld nicht die einzige Ursache, aber eine sehr wichtige Förderung dieser Entwicklung.

Digitized by Google

Exports herbeigeführt, und die internationale Spekulation hat so lange Hausse und Baisse mit ihnen gespielt, bis nichts mehr zu spielen war und auch der Baissier, wo nichts mehr war, sein Recht verloren hatte.

Fast immer hat sich die Theorie vom Gelde, der verwickeltste und umstrittenste Teil der ganzen Nationalökonomie, an den Erscheinungen der Geldbewegung im Kriege orientiert. In der wilden Zeit des dreissigjährigen Krieges hat man vor allem die Rechtsnatur des Geldes angesichts der einreissenden Unordnung alles Zahlungswesens erörtert. Damals haben die Faber und Carpzow mit Entschiedenheit den Satz durchgefochten, dass bei Kapitalablösungen immer derjenige Münzwert zu Grunde gelegt werden solle, der bei der Aufnahme der Schuld gegolten habe; denn die Schuldner benützten das ihnen zustehende Recht einseitiger Kündigung, das ihnen der Rentkauf gewährte, um ihre Schulden mit den entwerteten Zahlungsmitteln, die bei dem plötzlichen Geldüberfluss leicht zu haben waren, zu tilgen.

Um diese Frage unreeller Ausnützung einer schwankenden Währung hatte sich schon im vorhergehenden Jahrhundert der sächsische Münzstreit zwischen der albertinischen und ernestinischen Linie gedreht. Die besseren Gründe lagen auf Seiten der Vertreter einer vollwichtigen Währung, aber auch die Gegner führten nicht ohne Grund an, dass Sachsen seine guten Münzen nur für die Nachbarn schlage und sie selber aus dem Lande dränge. Dem geistreichsten und umsichtigsten deutschen Nationalökonomen an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts, Georg Büsch, verdanken wir es, dass er von seinem ruhigen Hamburger Beobachtungsposten aus die unruhigen Bewegungen des Geldmarktes in dem von Kriegen erschütterten Europa geschildert und zu einer vielseitigen Theorie ausgebaut hat: er hat ebensowohl die Scheidemünzenkrisis des siebenjährigen Krieges, die Friedrich auch nach dem Frieden nicht behob sondern durch den guten Kredit seines Staates nur verschleierte, so dass sie nach dem Zusammenbruch Preussens im Jahre 1806 plötzlich wieder erschreckend hervortrat, wie den Assignatensturm in Frankreich, aus dem die Hamburger den grössten Gewinn zogen, wie die Anfänge der Goldwährung in England und die Ausbreitung der kartalen Zahlungsmittel fast in ganz Europa geschildert. Seine eigene Ansicht aber bildet er ganz an dem feinen, geistreich ausgeklügelten System seiner eigenen Stadt, die für die verschiedenen Zwecke verschiedene Währungen zu Gebote stellte, in ihrer Bank aber den unveränderlichen Standard der Unze Silber einem internationalen Idealgelde zu Grunde legte und dadurch diese zum allgemeinen Zahlungsplatz Europas erhob. So ist hier als Haltepunkt der Kriegsverwirrung die beste unter den Theorien entstanden, die den Warencharakter des Geldes hervorkehren.

Digitized by Google

Und wiederum entsprechen die Geldtheorien der Engländer, mit denen sie wie mit ihrer ganzen Nationalökonomie einen autoritären Druck auf das übrige Europa ausgeübt haben, durchaus den Währungszuständen Englands in den Napoleonischen Kriegen und unmittelbar nach ihnen. England hatte schon im 18. Jahrhundert sein Silber an den Kontinent abgegeben, jetzt verdrängte es durch eine enorme Notenausgabe auch sein Gold. Damals ergänzte den Zwangskurs kein Goldschatz. Wenn es nach dem Frieden sofort an die Errichtung einer Goldwährung ging, so war nicht der Überfluss, sondern im Gegenteil der Mangel an Edelmetall die Ursache. Auf dem Festland verwunderte man sich über die Opfer, die es brachte: „Früher hätten sich die Staaten bei Überschuldung mit einem versteckten Bankerott durch Münzverschlechterung geholfen; diesmal mache England eine ungeheure Schuldenlast sich noch drückender durch die Aufnahme der Barzahlung und bezahle Anlehen, die es in schlechtem Geld erhob, in gutem wieder; kaufe auf dem Festland Gold, das es mit Verlust dahin ausgeführt, zu hohen Agio wieder.“ England aber brachte mit gutem Bedacht diese Opfer, als letzte vorteilhafte Kriegs- und Siegeskosten, um die absolute Sicherheit eines allgemeinen Wertmassstabes bei sich zu Hause zu geniessen und das Silber für den Markt draussen zur Verfügung zu haben. Im Hinblick hierauf trafen Ricardo mit seiner reinen Quantitätstheorie und Peel mit ihrer Durchführung in der Bankakte, so enge beide auch ausfielen, die Aufgabe der Zeit. Diese Männer des Friedens-Geschäftes bezeichnen den Rückschlag gegen die gewagten Hilfsmittel des Krieges und gegen die unbestreitbare Unordnung des Notenumfaufs während desselben — und doch hatte England der oft leichtsinnigen Kühnheit jener Tage alles zu verdanken. Eine wissenschaftliche Opposition hat auch in England nicht gefehlt, aber sie hat immer als unvereinbar mit „soliden Grundsätzen“, dem Fetisch der Engländer gegolten.

Umsichtiger, aber in den praktischen Folgerungen auch unentschiedener hat unser Nebenius damals die Währungsfragen behandelt. Aus der ewigen Geldknappheit der deutschen Volkswirtschaft, deren Besserung im Krieg doch nur ein trügerischer Schein gewesen war, und aus dem Hinblick auf England hat er nicht nur wie früher entschiedener Büsch in der beschleunigten Zirkulation den richtigen Geldhaushalt der Nation gesehen, sondern sogar das Papiergeld an sich als das Idealgeld erklärt, bei dem kein realer Verbrauch des Stoffes stattfinde, das deshalb weniger Wertschwankungen als das Metallgeld unterliege, wenn nur das Publikum eine Garantie gegen seine ausschweifende Vermehrung besitze. Diese durch geeignete Ausgabe und Einziehung zu gewähren, sei die Aufgabe der Regierung; nur sei im kritischen Augenblicke die Versuchung zu übermässiger Emission zu gross, die ungeregelten Privatnotenbanken, deren

Digitized by Google

Schädlichkeit er nach den englischen Erfahrungen lebhaft kennzeichnet, verderben das Übrige. Zu schwer entschliesse man sich zu dem Opfer, das die Einziehung mit sich bringt; und deshalb kenne die Geschichte noch kein Beispiel eines Papiergeldes, das sich während seines Umlaufs im Gleichwert mit dem Edelmetall gehalten habe, wenn seine Einlösung auch nur zeitweise suspendiert war und zuletzt wirklich im Nominalwert erfolgte. — Eine geschichtliche, also immer zufällige, Tatsache steht hier einer rationellen Möglichkeit gegenüber; aber der Finanzmann hat mit Tatsachen zu rechnen.

Die Tatsachen des Augenblicks waren es auch, die nach dem Krieg von 1870 die Knies, Sortbeer, Bamberger zu so eifrigen Monometallisten machten: Der richtige Zeitpunkt sollte nicht ungenützt verstreichen, die langersehnte Münzheit, dies wichtige Moment der Wirtschaftseinheit, in Deutschland herzustellen, sich des hochwertigen Metalls zu bemächtigen, jede unreelle Spekulation mit Kursschwankungen der Währung an der Quelle abzuschneiden, der deutschen Münze Achtung auf dem Weltmarkt zu verschaffen, wie die deutschen Waffen sich Achtung unter den Völkern verschafft hatten, und England, dessen Wirtschaftsmacht jeder Souvereign im fremden Lande bezeugte, ebenbürtig an die Seite zu treten. Ihre Theorie mit dem Scheingrund, dass reale Werte in jedem Einzelfall einen realen Wertmassstab und ein stoffliches Äquivalent erfordern, ist abgetan; ihr grosses historisches Verdienst bleibt unbestritten. Denn es ist kein Kleines für den Nationalökonomen, den richtigen Augenblick zu erkennen und ihn mitzubestimmen helfen.

Damals verhallten die tiefen, theoretisch wie historisch ausgezeichnet begründeten, mit eindringlicher Beredsamkeit vorgetragenen Ansichten Lorenz Steins über die Natur des Papiergeldes, obwohl er für die praktische Handhabung fast alle notwendigen Vorsichtsmassregeln angab. Er hatte das „Zahlungsrecht", das der Staat diesen Zahlungsmitteln verleihe, als ihr konstitutives Prinzip erklärt; er hatte die Metallgeldtheorie scharf dahin gekennzeichnet, dass sie gerade den Fehler, den sie in der übrigen Volkswirtschaft scharf verurteile, selber begehe: einer Substanz, dem Metall, durch ein staatliches Gesetz gewaltsam einen Wert zu geben, den sie volkswirtschaftlich nicht hat. Das schien wohl nur ein Rückfall in die Verachtung, die Robinson dem Goldklumpen spendet; und allzu paradox erschien eine Meinung, die gerade einen Vorteil, die Einkassierung eines Mehrwertes, darin sieht, dass das Papiergeld das Metall aus dem Lande zu fremden Völkern treibt. Doppelt bedenklich erschien die Verbindung, in die Stein das Papiergeld mit den Kriegen brachte, „deren letzter, unbewusster Zweck die Staatenbildung Europas ist", der Kriege, die zum Kampf um die Berechtigung zum

Digitized by Google

Dasein innerhalb des europäischen Staatenlebens geworden, die kein Volk will und kein Staat vermeiden kann. Sie bedürfen ein Notgeld des Staates; dieses ist keine Schuld, es ist keine Forderung; es ist vielmehr das letzte Aufgebot der wirtschaftlichen Wehrkraft, die letzte Reserve aus dem Kapital aller Einzelnen. Schien es doch gerade der Triumph einer soliden Volkswirtschaft zu sein, auch im Kriege die Barzahlung aufrecht zu halten, war doch gerade die Schonung des Kapitals der Einzelnen, wenn er schon ihr Leben forderte, die Aufgabe eines Staates in Kriegszeiten! Da mussten jene Ausführungen eine Logik der Verzweiflung scheinen. Und allzu klar war, dass sie den Kriegs- und Währungserfahrungen Österreichs entstammten, die niemand zur Nachfolge reizten.

Seltsam genug: Österreich hat Recht behalten. Seine und selbst Russlands günstige Erfahrungen mit der Wiederherstellung einer vorher zerrütteten Währung durch einen Goldschatz, der nur durch sein Dasein nicht durch seine Verausgabung wirkt, haben wesentlich die jetzt herrschenden Ansichten über das Geld bestimmt. Zur rechten Zeit kam G. Fr. Knapps staatliche Theorie des Geldes, der ein ebensolcher Siegeslauf wie L. Steins Ansichten eine Niederlage beschieden war. Die wachsende Wichtigkeit und Beliebtheit der kartalen Zahlungsmittel, die augenscheinliche Möglichkeit ihrer Entwertung vorzubeugen, die unruhige, unberechenbare Bewegung des Metallvorrats der Weltwirtschaft, das „Reissen um die Golddecke", die oft eintretende, unverschuldete, aber umso ärgerlichere Geldklemme mit all ihren lästigen Folgen für den Kreditmarkt, die steigende Verantwortlichkeit des Staates und der Zentralbanken — alles erwies die herrschende Theorie als unzulänglich und anbrüchig. Hier hat mit eiserner Logik und mit historischem Feingefühl der erste unter unsern lebenden Nationalökonomen eingesetzt, indem er das Wesen des Geldes in seinem innerstaatlichen Charakter sah, indem er es als Rechtsinstitution erkannte und hieraus die wirtschaftlichen Funktionen ableitete, indem er alle Unterbegriffe zurechtrückte, indem er die falsche Ausdehnung des Begriffs Geldsurrogat beseitigte und damit den richtigen Ausgangspunkt gewann: Gold dient zum Ausgleich.

Knapps Theorie ist nicht durch den Krieg veranlasst worden, aber sie hat im Krieg, der hier einmal wie die Probe für ein Exempel war, sich voll bewährt. Der Zwangskurs der Banknote, lange vorausgesagt, hat seine Schrecken verloren, sobald man ihm ins Gesicht sah, die innerstaatliche Natur des Geldes trat hervor, wo das eingeschlossene Deutschland sich auf sich selber angewiesen sah; aber zugleich sah man, dass dieser Zwangskurs eigentlich gar kein echter ist, sondern eine potentielle Barzahlung, die bei zwei Milliarden Bardeckung jederzeit im üblichen Umfang eintreten

Digitized by Google

könnte, sobald für die Banknote ein schwankender Warenpreis einträte. Ob sich im Kriege der Scheckverkehr und die geldlose Abrechnung vermehrt hat, ist zweifelhaft; der von Plenge mit Recht gerügte Missstand, dass wir wohl Sparsamkeit in der Kassenhaltung, aber nicht im Geldgebrauche eingeführt haben, dürfte noch weiter gelten. Um so nötiger war die weitere Vermehrung der kartalen Zahlungsmittel durch die Darlehnskassenscheine, die ihrerseits wieder als die solidest-fundierten aller Zettel, von der Bank in die Bardeckung eingerechnet werden. Denn schon waren, um dem plötzlichen Kleingeld-Mangel abzuhelfen, in der Krisis der Panik allerlei wirkliche Geldsurrogate aufgetaucht; selbst Detailgeschäfte stellten Bons aus, nicht um die Kunden zum Wiederkommen zu bewegen, sondern in der Not um Wechselgeld; so war auch der Vorschlag, mit Akzepten mehr als bisher zu zahlen, an sich billig, aber jeder Versuch, den Charakter des Wechsels dabei zu verwischen und irgend eine Form der Annahmepflicht einzuführen, wäre ein kaum verstecktes Moratorium gewesen. Das umsichtige Verhalten unsrer Bankiers, die Ruhe, die sie behielten, die pünktliche, immer fortgesetzte Einlieferung alles Goldes, die Weigerung, mit ihren Safes der Thesaurierung ängstlicher Kunden zu Hilfe zu kommen, ihr felsenfestes Vertrauen in die Reichsbank hat freilich dazu gehört, unser Zahlungswesen in Ordnung zu halten. Die vielgescholtene Konzentration des Bankwesens hat sich glänzend bewährt; denn es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, dass ein zersplittertes Privatbankiertum nur der Versickerung der Barbestände gedient hätte.

Auch eine andere, für uns weniger erfreuliche Bestätigung hat die Knapp'sche Theorie gefunden: alle internationalen Zahlungsverhältnisse, um deren willen der Bargeldvorrat vor allem nötig ist, sind zerrüttet. Die Zahlungsverbote unsrer Gegner, gegen die die gleichen Massregeln nötig wurden, unterbrachen sie jäh. Die alte merkantilistische Massregel, die Goldausfuhr zu verbieten, und wo sie insgeheim geübt wird, zu bestrafen, trat so wie so in Kraft. England, um seine Barreserve wenigstens in Kanada zu stärken, saugt das Gold förmlich aus Amerika, sehr zum Missfallen des Staates, ab. Wir vermögen dies nicht: unsre Zahlungsbilanz ist plötzlich negativ geworden; denn wir bekommen nicht einmal unsre Ausstände herein, unsre ertragreiche Reederei ist völlig, unser Export zum grossen Teil, — auch absichtlich, weil wir viele Waren als Verbrauchsreserven zurückhalten müssen, — gesperrt; kaufen und importieren aber wollen und müssen wir. Da nun nur die Ausfuhr fremder Goldmünzen erlaubt ist und nur gelegentlich eine begrenzte Ausnahme gemacht wird, so müssen diese und die Devisen den ganzen Betrag auf sich nehmen und werden deshalb über alles Mass bezahlt. Daher die Ungunst des Wechselkurses für uns und der schlechte

Digitized by Google

Stand unserer Valuta, der sich seiner Untergrenze, dem Stoffwert nähert, im Ausland! Mögen wir auch dieser Schwierigkeiten Herr werden, wie wir durch Redlichkeit und Einsicht der anderen Herr geworden sind! Vielleicht, dass die Bildung eines separaten Goldfonds für diese Zwecke ausreichen würde. Die Erfahrungen aber, die der Krieg über Geldbeschaffung und Geldumlauf uns verschafft hat, werden sicherlich unter allen wirtschaftlichen Erfahrungen desselben am wenigsten verloren sein. Sie dürfen es umso weniger, als wahrscheinlich eines der Ergebnisse dieses Krieges sein wird, dass wir weit mehr als früher unser eigener Bankier sein müssen und auf England als internationalen Zahlungsplatz — eine Rolle, in der es erst Hamburg, wie dieses Amsterdam beerbt hat — verzichten müssen.

Untrennbar hängt mit dem Bestand an Zahlungsmitteln die Gestaltung der Kreditversorgung einer Nation ab, „der Geldmarkt", wie der Sprachgebrauch ungenau und doch mit instinktivem Gefühl für das Richtige sagt. Denn mag auch der Kredit von dem Vorhandensein von Gütermengen und der Nachfrage nach ihnen abhängig sein, und mag das Geld nur der Ausdruck hierfür sein, so ist nun doch einmal seine Flüssigkeit und sein augenblicklicher Preis von dem Stande unmittelbar vorhandener Zahlungsmittel bedingt; und man mag es dem Kaufmann, der sich ans Unmittelbare hält, nachsehen, wenn er von „teurem und billigem Gelde" spricht. Alle Regeln der Kreditbewegung werden im Kriege auf die Probe gestellt, und etliche neue Probleme schafft er selber. Die älteste und roheste Form, der Konsumtivkredit gewinnt, gerade weil sie der Naturalwirtschaft angehört, wieder an Bedeutung, wird doch auch der Staatskredit im Kriege zu diesem Zwecke angespannt. Ihm gerecht zu werden und zugleich seine Gefahren zu mildern, war immer eine schwierige Aufgabe. Dass er die Reserven der Volkswirtschaft aufzehrt, ist noch die geringste Gefahr, wenigstens solange der Krieg sich nicht ins Endlose zieht und die Hungersnot seine Begleiterin wird. Im dreissigjährigen Kriege freilich, wo der Konsumtivkredit wohl zur erschreckendsten Entfaltung gelangt ist, hat er, da ihm gar keine neue Produktion auf der andern Seite entsprach, etwas langsamer als die Verwüstungen, aber ebenso gründlich, die ganze Volkswirtschaft recht eigentlich aufgefressen; aber selbst nach dem siebenjährigen Kriege war man sogar in Schlesien und Ostpreussen erstaunt, wie wenig tief er gegriffen hatte. Diese Reserven lassen sich rasch wieder sammeln, wenn die Volkskraft nicht zu stark geschmälert worden ist.[1])

Gefährlicher sind die sozialen Verschiebungen, die im Gefolge des Kon-

1) Man braucht mit dieser Auffassung aber nicht in die Übertreibungen von Chalmers und J. St. Mill verfallen, die sich die Herstellung doch gar zu leicht denken.

Digitized by Google

sumtivkredits, der immer eine antisoziale Erscheinung ist, einhergehen und durch die Ansprüche des Krieges noch verschärft werden. Ihr berühmtes Beispiel ist die Verschuldung der Plebs in der Zeit des Ständekampfes. Jener alte Krieger, der sich von der Bande des „nexus“ losriss und dem Volke seine Narben zeigte, ist ihr klassischer Zeuge. In der Entwicklung des älteren römischen Schuldrechts hat diese billige Rücksicht das leitende Motiv gebildet. Aber auch mitten im dreissigjährigen Kriege hören wir die bitteren Klagen der Landbevölkerung über die Bewucherung durch die besser gesicherten Städter, oder in Süddeutschland die der grossen und kleinen Besitzer über die zweideutige Hilfe der benachbarten Schweizer, welche es sich gar zu teuer bezahlen liessen, wenn sie den Bedrängten über die äusserste Notlage hinweghalfen. So wiederholt sich diese Erscheinung regelmässig, nur in verschiedener Stärke; immer aber bedarf sie achtsamer Bekämpfung. Darum wird das Unterstützungswesen, das sonst nur ein Notbehelf ist, im Kriege zu einer der wichtigsten volkswirtschaftlichen Aufgaben. Während des jetzigen Krieges trat daher aber auch der Konsumtivkredit bisher nur in harmloser Form auf. Gerade in der ersten Zeit, nicht im Verlauf füllten sich die Leihhäuser: es waren die überflüssigen Habseligkeiten einberufener Landwehrleute, die man in diesem sichersten Aufbewahrungsort unterbrachte; und überall werden die Verfallszeiten verlängert.

Der Besitzkredit ruht im Kriege fast vollständig, weil niemand Lust bezeugt zu grösseren Besitzverschiebungen und gerade die Bewertung liegender Güter in ihm den grössten Schwierigkeiten unterliegt. Wo er aber wie im dreissigjährigen Kriege reichlich verwandt wird, da ist er nur ein verschleierter Konsumtionskredit, nur die letzte Hilfe, einen solchen zu erlangen. Hierin zeigt sich aber die schillernde Natur des Besitzkredits, dass der endgültige Zweck, ob Aufrechterhaltung der Konsumtion, ob erhöhte Produktion, ob blosse Besitztransaktion in ihm nicht feststeht.

Der Produktionskredit ist im Kriege um so erforderlicher zur Erhaltuug des Ganges der Volkswirtschaft. Innerhalb seiner wird aber vom Anlagekredit, der dem Besitzkredit auch in den gewählten Formen nahesteht, gar kein Gebrauch gemacht werden; es ist einzig und allein der Betriebskredit, der jetzt von Bedeutung ist. Sein Wesen, an dem wir jetzt zu einseitig das Wesen des Kredits überhaupt orientieren, ist der Welt und dem wissenschaftlichen Denken erst zuletzt aufgegangen und wahrhaftig nicht im Kriege, sondern in Zeiten friedlichen Geschäfts. Doch haben die Störungen des kaufmännischen Betriebskredits, des Wechselumlaufs im Krieg und in Krisen frühzeitig die Aufmerksamkeit erregt, weil ihnen unverschuldete Bankerotte folgten. In unsrer Zeit aber ist das Gebäude der kapitalistischen Volkswirtschaft ganz

Digitized by Google

auf der künstlichen Verflechtung der mannigfaltigsten Kreditbeziehungen aufgerichtet, in ihr muss es Grundsatz sein, keine aufgesammelte Wertsumme ihrer Verwendung als volkswirtschaftliches Kapital, wenn nicht in eigenen, so in fremden Händen zu entziehen, in ihr werden die Kreditforderungen selber wieder in langer Kette zum Kapital ihres Inhabers, und in ihr ist die Beanspruchung von Kredit auch für den, der ihn nicht bedürfte, zu einer Form der Versicherung, der Verteilung des Risikos geworden. Jede Störung dieser Verkettung bringt die Maschine ins Stocken: die Kreditkrisen werden sofort zu Produktionskrisen. Der Krieg aber ist die grösste Störung; er entzieht dieses Kapital am Raschesten seiner Verwendung, oder mindestens lässt er eine erhöhte Risikoprämie über die Kapitalnutzung hinaus verlangen. Hier erwartet man die Hilfe vom Staat, und seine Massregeln laufen denn auch heute grösstenteils darauf hinaus, den Betriebskredit zu stärken.

So haben mit der Entwicklung der Volkswirtschaft nicht nur die Bedeutung und die Beurteilung des Kredits, sondern auch die Wirkungen des Krieges auf ihn und die Gegenwirkungen, die er herausfordert, gewechselt. Daher treten auch die äusseren greifbaren Formen, in denen er erscheint, in verschiedener Wichtigkeit hervor. Das Faustpfand, der Lombardkredit, einst die älteste beliebte Form des Konsumtivkredits der Deklassierten aller Stände, gelangte längst auch zu produktiven Zwecken im Krieg wie im Frieden zu erhöhter Bedeutung. Mit dem amerikanischen Secessionskriege hat sich mit der wachsenden Not der Südstaaten die Schar kleiner und mittlerer Kreditgeber in einer zweiten Art Eroberung über den Süden ergossen; was nur zu verpfänden war, wurde verpfändet; zumal die Baumwollenernte auf dem Felde nach amerikanischem Schuldrecht; und mehr als die kriegerische Besiegung hat diese Verschuldung die gesamten ökonomischen Verhältnisse der Südstaaten umgewandelt. Der Warenlombard spielt im jetzigen Kriege eine geringe Rolle; die vorsichtigen Bedingungen der Reichsdarlehenskasse halten ihn dieser fern, aber überhaupt ist bei dem dringenden Bedarf der Umsatz zu schnell, um ihn recht aufkommen zu lassen. Um so bedeutsamer ist der Effektenlombard; denn die grosse Reserve der Volkswirtschaft, die in Obligationen, sei es des öffentlichen Kredits, sei es als Repräsentanten fixierten Kapitals, niedergelegt sind, müssen flüssig gemacht werden. Es zeigt sich, dass mindestens jene zweiten gar nicht Kredit, sondern tatsächlich Eigentumsanteile sind, die jetzt erst belastet werden. Hier hat die Darlehenskasse Wandel geschafft, die damit zugleich, wie wir sahen, dem Bedürfnis nach Zahlungsmitteln Rechnung trug und mit ihren vorsichtigen aber billigen Beleihungsgrundsätzen der sonst ratlosen Bewertung dieses wichtigen Bestandteils des Kapitals zu Hilfe kommt. Man hat eine solche Einrichtung in Preussen im Jahre 1848,

Digitized by Google

das einem Kriegsjahre wohl gleichzusetzen ist, auf Andringen der rheinischen Industriellen und Kaufleute zuerst, wenn auch noch etwas zaghaft, erprobt. Ihre Eröffnung im jetzigen Kriege brachte mit einem Male die entbehrte Sicherheit, und wenn sie nur mit wenig mehr als einem Drittel des ihr bestimmten Kredits in Anspruch genommen worden ist und, wie bemerkt, besonders zu Zwecken der Kriegsanleihe, so bildet sie doch einen Angelpunkt der Volkswirtschaft im Kriege.

Der Unterschied zwischen marktgängigen Pfandbriefen, in welche die Kreditinstitute ihre Hypotheken umwandeln und den schwerfälligen, nicht vertretbaren Privathypotheken, die nirgends eine rechte Lombardierung finden, macht sich dabei recht deutlich geltend. Jene Form des hypothekarischen Kredits, die die sicherste sein soll, sieht sich im Krieg den grösseren Gefahren ausgesetzt. Sie werden zur furchtbaren Krisis, wenn den Objekten der Beleihung selber die Verwüstung oder schon, wenn ihnen die Ertragsminderung droht. Das ist in allen Kriegen bis zum Anfang des neunzehnten Jahrhunderts die immer wiederkehrende Erscheinung gewesen, und es ist nicht gesagt, dass solche Zustände nicht in besiegten Ländern wiederkehren können.

Misstrauisch betrachtet und doch unentbehrlich hatte sich in Deutschland seit der Höhezeit des Mittelalters der Rentkauf ausgebildet und war in Stadt und Land, bei Kommunen wie bei Einzelnen, zum nnentbehrlichen Hilfsmittel des Besitzkredits und der Kapitalanlage — wenn man auch diesen seinen Charakter verschleierte — geworden. Im grossen Krieg traten die Schrecken einer Belastung, die dieselbe blieb, auch wenn der Ertrag einschrumpfte, hervor. Die Unkündbarkeit seitens des Gläubigers galt nur bei regelmässiger Zinszahlung. Freilich die völlige Unmöglichkeit, Zinsen zu erhalten, brachte den Gläubiger in eine noch üblere Lage; eine Verschleuderung der auf eine unabsehbare Zeit hin fast wertlosen Rentenbriefe, die übelste Art von Kreditbewegung, war an der Tagesordnung. Wie immer seitdem zeigte es sich aber, dass die Krisis erst recht zum Ausdruck kam, wenn der Krieg beendet ist, wenn mit der allgemeinen Liquidation der in ihm entstandenen oder verschleppten Forderungen die Neueinrichtung der Volkswirtschaft verbunden wird. Damals hat sich der erste grosse volkswirtschaftliche Streit über den Kredit und seine volkswirtschaftliche und soziale Handhabung erhoben; und der letzte wirklich denkwürdige Reichstag, der Regensburger von 1653, hat mit anerkennenswerter Umsicht eine Minderung und Abwicklzng der aufgelaufenen Zinsen vorgesehen, bei der das Kapital unversehrt erhalten bleiben sollte. Die wirkliche Begleichung ist freilich fast überall unter diese Norm weit herabgegangen, da jedermann froh war, bar Geld in die Hand zu bekommen und auch die wirkliche Wertminderung die Erhaltung der vollen Forderung unmöglich machte. Aber immerhin ist

Digitized by Google

es für die Folge eine sichere Grundlage gewesen, dass jene entsetzlichste Heimsuchung, die je eine Volkswirtschaft erfahren hat, nicht mit einem Bankerott, sondern mit einer ehrenvollen und billigen Liquidation geendet hat. Bei der Herstellung dieser Volkswirtschaft ist damals endgültig die zweiseitig kündbare Hypothek, die sich bisher trotz aller theoretischen Begründung vor der Rechtsprechung nicht hatte durchsetzen können, anerkannt worden — auch ein Erfolg des dreissigjährigen Krieges und nicht einer der geringsten.[1])

Nach dem siebenjährigen Kriege war gerade sie zur Gefahr geworden; die grössten, unerwünschten Besitzverschiebungen drohten, wenn es bei ihr allein blieb. Es ist bekannt, wie Friedrich der Grosse nach sorgfältiger theoretischer und praktischer Erörterung jenes Mittel der Abhilfe fand, das weit über seinen unmittelbaren Erfolg hinaus als Vorbild gedient hat, um den gesamten Immobiliarkredit auf neue Grundlagen zu stellen, die Pfandbriefe. Auch jene strenge, allmählich unnötig gewordene Anfangsmassregel der Gesamthaftung des inkorporierten Grundbesitzes hat als erstes grosses Beispiel der Solidarhaft, als eine Folge des Krieges, der diese einschärft, gewirkt. Von minderem Erfolge war die Rettungsaktion, die wiederum gleich nach den Freiheitskriegen nötig wurde; und noch ist die Frage nicht spruchreif, ob damals mehr zu tun und zu retten gewesen sei, oder ob der Zusammenbruch so vieler Gutsbesitzer eine Notwendigkeit war. Wird auch der jetzige Krieg in seinem Gefolge bedrohliche Erscheinungen, wird er neue Methoden ihrer Bekämpfung mit sich führen?

Immer hat sich in solchen Kriegszeiten gezeigt, dass die Dispensierung von Zinszahlung und andern Zahlungsverpflichtungen ein zweischneidiges Mittel ist; immer hat man freilich auch zu ihm wieder gegriffen, um eine unmittelbare Notlage, nicht zu beseitigen, sondern zu verschieben und so wenigstens einen plötzlichen Zusammenbruch zu vermeiden. Nie hat die Frage nach dem Wesen und der Rätlichkeit eines Moratoriums eine lebhaftere Erörterung erfahren als in den ersten Jahren des dreissigjährigen Krieges. Bis zur Seisachtheia Solons und Cäsars Massregeln im Bürgerkriege griff man zurück, das Vorbild für seine Vertreter war Philipps II Verhalten in den Niederlanden. Kaiserliche Moratorien galten im ganzen Reich, jedoch der Reichstag hatte sie aus guten Gründen eingeschränkt; aber jede hohe Obrigkeit suchte jetzt sie zu verleihen. Für Kaufleute, wenigstens für Wechselschulden, wurden sie im Einzelnen von jeher nach billiger Erwägung der Umstände auf kurze Zeit gewährt; jetzt aber wurde das

1) Siehe hierüber, sowie überhaupt über die Kreditentwicklung vom 16. bis zum 18. Jahrhundert meine Schrift „Die deutschen Kreditverhältnisse und der dreissigjährige Krieg".

Digitized by Google

„Quinquenell", der fünfjährige Aufschub aller Arten von Zahlungen, besonders der Renten von grossen und kleinen Herrn allgemein gesucht und vom Kaiser als ein Mittel, Anhänger zu belohnen verwendet, so dass der Satiriker der Zeit, Moscherosch, es als eine Erfindung des Teufels — wie später Goethe das Papiergeld — verspottete. Gegen dies Privileg half man sich wieder mit andern Privilegien, und die Rechtsprechung, die am liebsten aus dem Arsenal des erschlafften späteren römischen Rechts in seiner „sozialen Epoche" ihre Waffen holte, half mit ihren privilegierten Forderungen nach, bis alles in heillose Verwirrung geriet und die Städte erklärten, dass sie sich zu weiterer Zinszahlung verpflichtet fühlten und zur Fortführung bereit bekannten. Und doch konnten auch sie auf die Dauer der Zeit diesen guten Vorsatz nicht befolgen.

So hat auch Friedrich der Grosse die Moratorien immer aufs Schärfste verurteilt, aber ganz hat er sie doch nicht zu entbehren vermocht. In den Frieden hinein hat er sie nicht verlängert. Denn immer war es klar, dass durch eine solche Massregel nur die Last vergrössert, zugleich aber die Erhebung jedes neuen Kredits in der Quelle abgeschnitten werde.

Wir haben trotzdem in diesen Tagen eine wahre Hochflut von Moratorien erlebt, an denen sich nicht nur die kriegführenden Länder, sondern ebenso die neutralen, nur indirekt vom Krieg betroffenen beteiligt haben. Wenn in Zukunft die Wirtschaftsgeschichte dieses Krieges geschrieben werden wird, dann werden die Erlassung und die Wirkungen dieser Zahlungssperren eines der interessantesten Kapitel bilden. Schon ein blosses Wechselmoratorium von begrenzter Zeitdauer ist höchst misslich und hemmt allen soliden Kredit, weil gerade die Böswilligen hinter ihm ihre Zuflucht suchen. Weit besser und mit gutem Erfolg verlässt man sich auf die Einsicht der Gläubiger und die Hilfe kundiger Banken, die ihre langerworbenen Kenntnisse über die Kreditwürdigkeit ihrer Kunden jetzt zu verwenden in der Lage sind. Viel schlimmer ist noch der Aufschub der übrigen Zahlungsverpflichtungen; man kann sicher sein, dass er denen am wenigsten nützt, zu deren Gunsten er erlassen ist. Auch hilft es wenig, ihn zu verklausulieren; die Tatsache allein übt ihre Störungen nach allen Seiten. Nichts ist unsrer deutschen Geschäftswelt und unsrer Regierung so hoch anzurechnen, als dass sie dem ängstlichen Drängen, als selbst ihr Orakel, die Handelspresse anfing zu schwanken, trotz der Zahlungsverbote des feindlichen und der Moratorien des befreundeten Auslands mannhaft Stand hielten und auf Vernunft und Einsicht der Beteiligten bauten. Der fast ungestörte Gang der deutschen Volkswirtschaft im Kriege ist dieser Besonnenheit zuzuschreiben.

Nur die billige Rücksicht auf die Einberufenen, die nicht daheim durch Zwangsvollstreckungen gefährdet werden durften, liess einen bedingten Aufschub rätlich er-

Digitized by Google

scheinen. Und selbst dieser gab noch zu soviel Weiterungen Anlass, drohte namentlich den Vermietern soviel Verluste, die sich dann wachsend auf Hauswirte und Hypothekengläubiger fortsetzen, dass man in den grössten Städten, die zu einer selbständigen Organisation der Wohlfahrtspflege gelangt sind, lieber mit Mietbeihilfen und geringen Ermässigungen die Stundung, die dem Heimkehrenden nur einen üblen Empfang bereitet hätte, ersetzte.

Der Betriebskredit der Industrie und des Handels war so gesichert; für den kleinen Geschäftsmann aber ergab sich vielfach die Notwendigkeit, besondere Kreditkassen durch Kapitalzeichnungeu und mit Hilfe städtischer Garantien zu gründen. Hier konnte bei der Verschiedenheit der lokalen Verhältnisse das Reich nicht mit einheitlicher Organisation vorgehen, und wirklich hat sich nur an wenigen Orten die Notwendigkeit zur Errichtung solcher Hilfskassen gezeigt, vor allem in Hamburg, wo naturgemäss die Lahmlegung unserer Schiffahrt und die Versperrung unsrer gewöhnlichen Exportwege am schwersten empfunden wird, oder bei uns in Pforzheim, wo zu dem Stillstand einer goldverarbeitenden Industrie schon vor dem Kriege eine Bankkrisis gekommen war, die durch die gemeinsame Aktion der Grossbanken bekämpft wird, sodass hier eine völlige Umgestaltung der Kreditbesorgung die Folge ist. In den meisten Fällen reichte schon die blosse Vorbereitung einer Hilfsbank, die sogleich, wenn es nottut, ins Leben treten kann, aus. Wenn die Knappheit sich zum Notstand steigern sollte, wird auch eine der vorgeschlagenen Zentralisationsmassregeln, etwa eine deutsche Mittelstandsbank, angezeigt sein. Der Vorteil ist augenscheinlich, den die mittlere und kleine Landwirtschaft, deren Kredit, trotz aller einzelnen üblen Erfahrungen, im Ganzen besser als der des Kleingewerbes organisiert ist, durch ein solches Zentralinstitut, die preussische Genossenschaftskasse, besitzt.

Wohl kann man sagen, dass ohne die Organisation unsres Bankwesens nie die glatte Abwicklung unsrer Kreditverhältnisse ebenso wie der glänzende Erfolg der Kriegsanleihe zu Stande gekommen wäre. Diesmal wenigstens hat sich die Konzentration in grossen Concerns bewährt. Alle Nervosität ist ausgeschaltet; diese sichere Stimmung überträgt sich mit Notwendigkeit auf das vielköpfige und eben darum kopflose Publikum. An den Schaltern der Banken wird ihm gleichsam die Parole erteilt. Wie unter den politischen Parteien, so herrscht auch unter ihnen während des Krieges ein allgemeiner Burgfriede.

Viel hat hierzu die energische Erziehung beigetragen, die gerade im letzten Jahre der Reichsbankpräsident den Kreditbanken hat zu Teil werden lassen, indem er mit einem Depositengesetz drohte, die Enthaltung von Terraingeschäften und ein Kondi-

Digitized by Google

tionenkartell förderte. Verstummt sind jetzt Klagen und Vorwürfe, die man im Frieden hie und da der Reichsbank machte, dass sie ihre Macht nicht benütze oder nicht richtig verwende. Die Kreditbeherrschung durch sie ist mit dem Augenblick des Krieges Tatsache geworden, wie ihre Zettel jetzt das Geld geworden sind. In nichts hat sich die Sicherheit des deutschen Wirtschaftslebens so imponierend gezeigt wie darin, dass inmitten der allgemeinen Verwirrung beim Ausbruch des Krieges, als die Nachbarländer zu Moratorien und die Zentralbanken, selbst die Bank von England nicht ausgeschlossen, zu unsinnigen Diskonterhöhungen griffen, unsre Reichsbank mit einer mässigen Erhöhung, wie sie jede Schwankung des Marktes mit sich bringen kann, sich begnügte und mit der vorsichtigen Handhabung des Kredits wie der Notenausgabe einen dem volkswirtschaftlichen Bedürfnis entsprechenden Zinsfuss dauernd bestimmt. Denn auch der entgegengesetzte Fall, der im Augenblick erträglicher, für die Folge noch bedenklicher ist, muss vermieden werden: Durch eine unbesonnene Ausgabe von Noten, durch eine Inflation des Bestandes an Zahlungsmitteln, wie sie namentlich entsteht, wenn der Staat das bequeme Mittel der Notenpresse zu stark handhabt und die fundierte Anleihe vermeidet, kann infolge des Überangebots von Zahlungsmitteln und des trügerischen Scheins des Wohlstandes der Zinsfuss unnatürlich gedrückt werden. Das ist nur das Vorspiel zur Entwertung der Noten. Österreich, dessen Finanzen früher so oft an dieser Klippe gescheitert sind, ist diesmal, als es seine Anleihe, um den günstigsten Moment zu erpassen, verzögerte, noch gerade an ihr vorbeigekommen.

Die Bankorganisation hat sich bewährt, der freie Kreditmarkt, den schon wegen der Bewertung ihrer Objekte auch die vollständigste Bankorganisation nicht entbehren kann, die Börse hat völlig versagt. In früheren Zeiten sind kleinere Kriege stets für sie vorteilhaft gewesen; sie brachten Bewegung in den Markt, der die Schläfrigkeit fürchtet, sie erregten gerade so viel Nervosität, als sie das Spiel verlangt, und die Börse konnte sich in dem Traum wiegen, dass sie es sei, welche mit den Finanzen der Kriegführenden auch deren Schicksal in ihren Händen halte. Wo aber die Wogen hochgehen, da zerstiebt jener Traum, die Nervosität wird zur Angst und Ratlosigkeit, Niemand will kaufen, jeder verkaufen, und um nicht eine sinnlose Bewertung, die in eine allgemeine Entwertung umschlagen müsste, eintreten zu lassen, zieht sie vor, sich zu schliessen. So haben wir es in diesen Monaten in allen Börsen der Welt gesehen; denn diese Erschütterungen müssen heute alsbald international werden. Die Bewertung der Banken tritt an die Stelle, zumal die Anspannung des Lombardkredits sie nötig macht. Reichsbank und Darlehenskasse geben mit ihren Beleihungssätzen den Ton an. Der geringe Effektenumsatz vollzieht sich von einem Bankkontor zum andern; für den

Digitized by Google

Absatz der neuen Anleihen behält man den Emissionskurs, zusätzlich einer mässigen Provision bei.

Bald wagt sich wieder eine Winkelbörse in den Gassen hinter der altgewohnten Stätte heraus; um ihrem Unwesen zu steuern, werden Kommissionen nötig, die mit Schätzungen ein Surrogat der Kurse liefern. Erst nach geraumer Zeit wagt man wieder eine eigentliche Börse zu eröffnen; aber ihre Preisfeststellungen entbehren des Ansehens, weil ihnen die Voraussetzung, das lebhafte Geschäft fehlt.

So versagt im modernen Kriege tatsächlich das wichtigste Organ der Preisbildung; und nicht hier allein unterbricht er den gewöhnlichen Markt; überall schafft er sich einen neuen, unruhigen, schwankenden. Aber hierdurch fordert er auch in der Gegenwirkung einheitliche Organisationen heraus. Der Krieg stellt alle Werttheorien auf die Probe; und man darf seine Erfahrungen nicht als blosse Unregelmässigkeiten verwerfen. Gänzlich versagt die klassische Werttheorie. Das kaufende Publikum freilich möchte gern, dass für bereits vorhandene Waren kein Aufschlag erfolge; aber kein Mensch frägt mehr nach dem Arbeitsquantum oder den sonstigen Kosten, die früher zur Herstellung derselben nötig waren. Durch die Vergangenheit haben ja die neuen Ereignisse ein Strich gemacht. Dagegen treten Monopolpreise hervor, wo man eine Knappheit des Vorrats sieht oder auch nur befürchtet; denn die Schwierigkeit der Neubeschaffung, die Sorge für die nächste Zukunft, also die Reproduktionskosten führen das Wort, während allerdings niemand auf eine nur etwas entfernte Zukunft bauen will und die Formen der Spekulation, die sie vor allem in Erwägung ziehen, verschwinden. Die Eingriffe des Staates selber in die Preisbildung haben diese Zukunft, bisweilen auch die Hebung eines unmittelbaren Notstandes im Auge, niemals aber sind sie von Rücksicht auf die Vergangenheit diktiert. Carey behält gegen Ricardo recht.

Aber ebenso tritt die Bedeutung des Grenznutzens deutlich hervor: die Bedürfnisskala verschiebt sich im Kriege merklich, sie tritt in ihrer realistischen Nacktheit hervor; die Meinungskonsumtion, die als ein Ergebnis sozialer Umstände das Genussleben bestimmt und jene gleichsam verkleidet, kommt zum grossen Teil in Wegfall, eine Reihe von Luxuswaren fallen ganz aus, andre werden wohl gar billiger; nach grossen Plünderungen, wie sie der Orient so oft gesehen, werden die kostbarsten Schätze verschleudert, obwohl der Krieg auch bald wieder seinen eigenen Luxus schafft. Dagegen steigt der Grenznutzen der notwendigen Lebensbedürfnisse; das Geld aber erhält bei dem Einzelnen einen subjektiven Grenznutzen. Und weil diese subjektive Bewertung aller Güter so stark von einander abweicht, wird ihr Ausgleich im Tauschwert, im Marktpreis gegen früher so viel schwieriger. Die seltsamsten Verschieden-

Digitized by Google

heiten, wie sie sich sonst nur bei der geheimen Preisbildung, der Submission, finden, werden im Kriege alltäglich. Da erhebt sich überall die Forderung nach dem „gerechten Preis“; aber was dieses „justum pretium“ sei, bleibt wie ethische Forderungen meistens inhaltlich unbestimmt; nur eines weiss und will man: der Staat, der ja jetzt alles in allem ist, soll auch überall zum Rechten sehen und den Nutzen aller fördern. Wie weit er das vermag, und was der Nutzen aller sei, bleibt unklar genug, während jeder ganz genau weiss, was sein eigener Nutzen ist.

Nach diesen inneren Bestimmungsgründen richten sich die Formen der Preisbildung, die doch weit mehr als bloss formale Bedeutung haben; und wieder sehen wir hier Strömung und Gegenströmung mit einander um den Vorrang kämpfen. Der freie Markt mit dem ungehemmten Spiel von Angebot und Nachfrage gewinnt auf einigen Punkten an Ausdehnung. Besonders früher, wo der Krieg ein Privaterwerb war, wo der Beruf des Räubers nicht blos bei Aristoteles, sondern in der Gestalt des obrigkeitlich beglaubigten Piraten bis vor kurzem und mit dem Prisengewinn tatsächlich noch bis heute ein legitimer Beruf ist, war mit ihm ein beständiges Kaupeln und Tauschen und Feilschen und Wetten verbunden. Aus den Caupones, die den römischen Heeren nachfolgen, ist der Kaufmann geworden; die Notwendigkeit, die Beute rasch zu verwerten, für sie einen flüchtigen Markt zu schaffen, auf dem sich Angebot und Nachfrage leicht erkennbar gegenübertreten, hat zur *auctio*, zum Verkauf *sub hasta* geführt und damit eine Hauptform der Preisbildung, die bald auch im Frieden grosse Ausdehnung erlangte, geschaffen. Auch jetzt ist eine Verwertung der Prisen nicht anders möglich. Der Handelsvorteil, den England von den Zeiten Drakes an aus seinen Seekriegen gezogen hat, beruhte in erster Linie auf ihnen. Aber auch das wachsende Bedürfnis dehnt den freien Markt vielfach aus, indem es Reserven für ihn herbeiholt, die ihm sonst verschlossen blieben. So schafft der dreissigjährige Krieg plötzlich einen Getreidehandel mit Grosskaufleuten, während man vorher und noch lange nachher einen solchen nach Möglichkeit auszuschliessen sucht, so bringen die Freiheitskriege einen freien Verkehr, den man nach ihnen noch wieder zwanzig Jahre lang unterbindet; so sehen wir im Augenblick die Kartoffeln, die immer nur einen beschränkten Absatzkreis hatten und für die Fernverwertung erst in Spiritus umzusetzen waren, plötzlich zu einer einheitlichen nationalen Ware werden.

Auf der anderen Seite erfährt der freie Markt auch bedeutende Einschränkungen, die die Preisbildung auf ihm beeinflussen. Schon sahen wir, wie die stärkere Betonung des subjektiven Grenznutzens, wie die private Reservebildung ihn verwirrt; eine schlimmere Art geheimer Versorgung, der Schmuggel, der wirtschaftliche Krieg

Digitized by Google

des Einzelnen gegen den kriegerischen Willen des Staates, ist geeignet, jede legitime Preisbildung zu zerrütten. Seine klassische Epoche ist die Zeit der Kontinentalsperre, und auch ein Napoleon ist mit seinem ganzen Heere von Douaniers seiner nicht Herr geworden. Dieser wirtschaftliche Guerillakrieg hat ihn vorwärts gedrängt von einer Gewaltsamkeit zur andern, und er ist schliesslich an ihm gescheitert. Das wirtschaftliche Leben aber, das immer nach Rationalität strebt, hat selbst in die Unordnung Ordnung zu bringen gewusst: Auf diesem neuen, illegitimen Markt erhebt sich sofort eine neue Preisbildung, die jeder Kaufmann sorgfältig in Rechnung zieht und nach der er seine Preise kalkuliert: die Schmuggelprämie. Mit ihr hat auch weiterhin bis zum Zollverein oder eigentlich bis durch den Eisenbahnversand der Schmuggel unrentabel wurde, die Handelspolitik aller Staaten als mit dem Ausgangspunkt ihrer Zollsätze rechnen müssen.

Das Risiko überhaupt steigt in der Kriegsgefahr umsomehr, je weniger sich die Möglichkeit der Neubeschaffung überblicken lässt, und daher wird eine besondere Risikoprämie auch zum Preise zugeschlagen. In der Kriegsversicherung tritt sie am deutlichsten zu Tage. Deshalb ist die möglichste Öffentlichkeit, die Bekanntgabe der wirklichen Vorräte und der Ergänzungsmöglichkeiten mehr wie je die Grundbedingung gesunder Preisbildung; Verschleierung, obwohl oft geübt, verfehlt fast immer ihren Zweck. Bei diesem schleichenden Misstrauen, das sich mindestens in Zurückhaltung äussert, diesem Merkmal aller Krisen, tritt das Effektivgeschäft mit Barzahlung in den Vordergrund und drängt das Lieferungsgeschäft zurück. Und dies erst ist der Hauptgrund, weshalb die Börse im Kriege zerfällt, auch da, wo der Krieg die Umsätze und die Gewinne steigen lässt, im Produktenhandel. Und hiermit, wie wir schon sahen, verschwindet der Kurszettel; der freie Markt reicht nicht mehr aus zur Preisbildung.

Umsomehr verschaffen sich die Formen Geltung, die vom freien Markt absehen oder ihn einzuschränken suchen, um die Preisbildung allein in ihre Hand zu bringen. Grade im Kriege treten die Bedenken, die gegen solche einseitige Preisbildung zu erheben sind, zurück und treten die Vorteile einheitlicher Organisation hervor; denn der noch verleugnete, aber immer stärker sich entwickelnde halböffentliche Charakter solcher Kartelle, die wesentliche und unentbehrliche Stücke der Volkswirtschaft beherrschen, gibt sich plötzlich kund. Der Staat hat in Kriegszeiten die Kartelle ganz anders in der Hand, als den zersplitterten Markt; und ihre klugen Leiter verstehen die Zeichen der Zeit. Sie werden auch nicht säumen, in friedlichen Tagen den

Digitized by Google

Nutzen zu rühmen, den ihre massvolle Preispolitik im Kriege der ganzen Volkswirtschaft gebracht hat.

Die Verwandtschaft der Kartellpreise mit Taxen ist unverkennbar. Diese aber gewinnen stets im Kriege einen neuen Aufschwung. Zunächst macht sich überhaupt ein Rückfall in die primitive Form der Selbsteinschätzung des Verbrauchers oder Käufers, die einfachste Gestalt der Grenznutzenbemessung geltend. Schon der Soldat tut dies oft, wenn er überhaupt zahlt. Der Staat aber beansprucht dies als Recht, und wenn er davon absieht, verzichtet er doch nicht darauf. Dahin weisen die Bezahlung der Remontepferde, dahin die Lieferungen, wie sie auch jetzt wieder Österreich bei den wirtschaftlichen Verbänden ausschreibt, und deren Preis es selber festsetzt. Zumal im Feindesland, wo die freie Wirksamkeit der preisbildenden Faktoren ausgeschaltet ist, setzt die staatliche Normalisierung der Preise ein; sie geht hier unmittelbar aus der Selbsteinschätzung des Verbrauchers hervor. So können Taxen in der Verwirrung des Krieges zum Rettungsanker werden. Auch früher vereinbarte Tarifen sucht man während desselben möglichst lange Dauer zu verleihen; überall zieht man die Konvention, wenn ihre Voraussetzungen auch nicht mehr ganz zutreffen, dem Kampf vor.

Ebenso notwendig erscheint dann oft die Taxe bei der Neuordnung der Verhältnisse nach dem Abschluss des Krieges, weil beim Mangel aller Orientierung und beim plötzlichen Eintreten des Konkurrenzkampfes der Staat, der sich noch vom Kriege her viel zutraut, der Preisbildung die Norm, mindestens aber eine Handhabe geben soll. So ist der berühmteste aller Preistarife, der des Kaisers Diokletian, ein Zeichen dafür, dass jetzt die wilde Zeit der Soldatenkaiser abgeschlossen sein sollte: Die neue Bureaukratie schlug die Bahnen der Naturalwirtschaft ein. Die Hauptepoche des Taxwesens ist aber die nächste Zeit nach dem westfälischen Frieden gewesen. Damals erscheint es den einzelnen Staaten und den Reichskreisen als ihre dringendste Pflicht, bis zum Kleinverkauf alle Preise zu regulieren. Vor allem bestimmen sie aufs Strengste die Höhe des Arbeitslohnes; sie wollen damit der unruhigen Bevölkerungsbewegung in dieser Zeit rascher, oft überstürzter Neubesiedlung Einhalt tun und zugleich damit die Rentabilität der Betriebe erreichen — ein Zweck, den man im Nordosten einfacher durch die schroffe Durchführung der Erbuntertänigkeit erreichte. Damals hat nur der weitschauende Karl Ludwig von der Pfalz nach sorgfältigen Erhebungen es für unmöglich erkannt, in seinem mannigfaltigen Lande auch nur die landwirtschaftlichen Löhne einheitlich zu tarifieren und er hat bei der Gründung Mannheims, der ersten modernen Stadt, zugesagt, dass hier jeder so frei

Digitized by Google

handeln und wandeln dürfe wie in Holland, und dass keine Taxe des Arbeitslohnes hier gelten solle.

Je reichhaltiger und verwickelter die volkswirtschaftlichen Bedingungen werden, umso schwieriger wird es für die öffentliche Gewalt, sich die Unterlagen zu verschaffen, um nicht mit einer Taxe gegen die Billigkeit zu verstossen. Durch die Tarifierung ihrer eigenen Leistungen, deren Preis sie einseitig festzusetzen vermag, hat sie allerdings schon in Friedenszeiten eine immer wachsende Übung erhalten; aber in diesen versteckt sich meistens eine indirekte Besteuerung, und ausserdem bemerkt man an den Erträgen bald, ob man zu hoch oder zu niedrig gegriffen hat. Mit Preistaxen aber greift man in die wirtschaftlichen Beziehungen Anderer ein, und der Druck, den man auf sie ausübt, wird von ihnen weitergegeben auf ungezählte Weitere, auf die ganze Volkswirtschaft. Kein Wunder, dass sich der Staat heute nur im äussersten Notfalle zu solchen Massregeln entschliesst und seine Entscheidung solange hinausschiebt, bis der günstige Zeitpunkt verpasst ist.

Aber ein solcher Notfall liegt vor, wenn in einem Krieg wie der gegenwärtige sich ein Volk von seinen wichtigsten Bezugsquellen abgesperrt sieht, wenn auch die neutralen Völker für die eigene Versorgung zunächst bedacht sind und ihm die Zufuhr sperren, wenn es wie in einer blockierten Stadt seine Vorräte für eine knapp bemessene Zeit einteilen muss, wenn sich diese Vorräte verstecken oder künstlich zurückgehalten werden, wenn unter solchen Umständen die freie Preisbildung versagt. Der Ruf nach Höchstpreisen erhebt sich überall; und die, welche sonst den Eingriffen des Staates misstrauisch gegenüberstehen, stimmen am lautesten ein. Höchstpreise aufzustellen ist nichts anderes, als die Verkäufer aufzufordern, sie auch zu verlangen; sie sind so gut wie Taxen mit bindender Kraft. Man wird mit ihnen am besten da einsetzen, wo der entscheidende Punkt der Preisbildung liegt. Es sind dies meistens die Rohmaterialien, bei denen ja auch zumeist die Knappheit droht und um deren willen die ganze Massregel ergriffen wird. Aber auch da ist man nie sicher, wie der Druck fortgepflanzt werden wird, ob vorwärts, ob rückwärts, wo er haften bleibt und wohin dann die Hauptbelastung fällt. Es ist damit nicht anders, wie auch sonst mit der Abwälzung der Verzehrsteuern bewandt. Leicht kann hierbei eine Begünstigung einer Produzentengruppe ausgeübt werden, noch leichter kann sie unabsichtlich mit unterlaufen. Sucht man dann zu bessern, etwa indem man dem Händler, den man anfangs zu stark gebunden, eine Provision bewilligt, so ist wieder die Gefahr vorhanden, dass er diese unbillig ausnütze. Vor allem ist im Kriege eine in sich zusammengedrängte Volkswirtschaft noch mehr ein einheitliches Ganze geworden, als

Digitized by Google

sie es schon im Frieden war. Lokale Taxen können einmal als Schreckmittel lokaler Überteuerung nützlich wirken, aber bei Waren, die einen grossen Markt haben, versagen sie und bewirken das Gegenteil ihrer Absicht: sie verdrängen die Waren nach dem taxfreien Gebiet. Einheitspreise aufzustellen aber ist schwer, weil das eine Gebiet des Landes überwiegend Produktionsgebiet, das andre Konsumtionsgebiet ist. Zwar sind beide im Kriege mehr als früher auf einander angewiesen, aber die Transportkosten machen, selbst wenn man sie durch Staffeltarife mildert, einen wesentlichen Unterschied. Hier die Abstufung der Preise richtig zu treffen, ohne Begünstigung des einen, ohne Schädigung des andern Teils, ohne eine Eifersucht, die man im Kriege gern hintanhalten möchte, hervorzurufen, bildet eine neue Schwierigkeit. Nicht anders ist es mit der Abstufung der Höchstpreise nach der Zeit. Billigt man den späteren Monaten mit Rücksicht auf die immer knapper werdenden Vorräte und als Erziehung zur Sparsamkeit einen höheren Preis zu, so ist es eigentlich selbstverständlich, dass unmittelbar vorher überhaupt niemand verkauft. Eine Ausgleichung der Zeit durch einen Terminhandel fehlt ohnehin. — Das ist die Geschichte unserer Höchstpreise für Getreide und Kartoffeln, die, wie einschneidend sie auch aussehen, bis jetzt nur halbe Massregeln gewesen sind. Es könnte seltsam erscheinen, dass der Staat, der bei der Regelung des Geld- und Kreditwesens so klare Ziele vor Augen gehabt und so entschiedene Massregeln ergriffen hat, hier so zaghaft und schwankend war; allein der erste Blick zeigt auch, wie viel verwickelter hier die Verhältnisse liegen, wie viel mehr Rücksichten zu nehmen waren, womit nicht gesagt sein soll, dass mit diesen überall das Richtige getroffen worden ist. Tatsächlich aber haben sich Kartellpreise diesmal besser bewährt als staatliche Höchstpreise.

Wo der Staat die Vorräte sofort überschauen und sie teils für seinen eigenen Bedarf in Beschlag nehmen, teils ihre Verarbeitung und Verwendung regeln kann, hat er es auch mit der Preisbildung leichter, obgleich sich auch hier mit den Liquidationspreisen für Kupfer Anstände ergeben haben. Bei Getreide wäre wohl ein gleich im Anfang einsetzendes Monopol, verbunden mit Ermittelung der Vorräte und Zwangslieferung das Beste gewesen, wie die Schweiz, die freilich kein getreidebauendes Land ist, es tatsächlich übt. Da man diese Möglichkeit hat verstreichen lassen, muss man jetzt schliesslich doch auf grosse genossenschaftliche Einlagerungen mit Staatsgarantie für die späteren Monate, in denen eine eigentliche Knappheit erst zu Tage treten könnte, Rücksicht nehmen, bei denen es ohne Zwangslieferung zu bestimmtem Preis doch nicht abgehen kann. Diejenigen aber, welche gerade auf dem Gebiet der Preisbildung von dem Eingreifen des Staates auch in Friedenszeiten sich

Digitized by Google

grosse Erfolge und von den Erfahrungen, die er hiermit im Kriege gemacht hat, eine Einleitung hierzu sich versprechen, dürften enttäuscht werden. Um Taxen zu machen, bedarf es der nötigen Einsicht, um sie durchzuführen aber nicht nur des Wollens, sondern auch der ausschliesslichen Macht über die Produktion.

Aus der Bewegung des Geldes, des Kredits, des Marktes ergeben sich die Folgerungen für die wechselnden Schicksale der einzelnen Produktionszweige fast von selber. Für die der Landwirtschaft macht es zunächst einen gewaltigen Unterschied, ob der Krieg im eigenen Land oder im fremden geführt wird. Teurer werden ihre Produkte in jedem Fall, aber diese Preissteigerung nützt ihr nichts, wenn sie aus der Verwüstung hervorgeht. In den Kriegen der Alten, zumal der Griechen, war die planmässige Verwüstung des feindlichen Landes ein erlaubtes und fast selbstverständliches Hilfsmittel, doppelt gefährlich da, wo die Landwirtschaft auf Baumpflanzung beruht. Der dreissigjährige Krieg hat wenigstens tatsächlich den gleichen Erfolg gehabt; selbst Gustav Adolf hat es ausgesprochen, dass er Bayern wenigstens gründlich verderben wolle, da er es nicht behaupten konnte; es fiel aber auf, wie abseits der Kriegsschauplätze oft tiefste Ruhe herrschen konnte; freilich wurde allmählich ganz Deutschland Kriegsschauplatz, aber die Soldateska ging den Bergtälern lieber aus dem Wege, wenn sie sie nicht mit plötzlichem Überfall plündern konnte. Am Ende des grossen Krieges war überall das platte Land verödet, die Städte hatten oft ihre Bevölkerung bewahrt und in den schlimmsten Zeiten war der Rest des Landvolks in sie geflüchtet; die Gebirgsgegenden aber hatten oft die ihrige verstärkt. Dann hat Ludwig XIV, der ausdrücklich auch die Untertanen seiner Feinde für Feinde des Königs erklären liess, in seinen Raubkriegen die Verwüstung planmässig betreiben lassen — die Pfalz legt Zeugnis dafür ab; von da ab aber sind die Kriege der stehenden Heere mit bewusster Schonung der Landwirtschaft geführt worden. Wüste Bauernhufen hat es zwar auch nach dem siebenjährigen Kriege noch genug gegeben; aber trotzdem hatten die Gesamtproduktion und die Erträge selbst Schlesiens merkwürdig wenig gelitten. Ein Sinken der Güterpreise war freilich damals so wenig als nach den Freiheitskriegen zu vermeiden. Erst die Massenheere haben sehr wider den Willen der Kriegführenden Zustände heraufführen müssen, die an den dreissigjährigen Krieg erinnern; und wir sehen es mit Schrecken, wie ganze Landstriche zertreten werden, wie sich die Bevölkerung teils aus Not, teils in blindem Schrecken flüchtet, wie die Dörfer niedergebrannt werden und das Vieh umherirrt.

Wie anders die Landwirtschaft in dem vom Kriege nicht berührten Gebiet. Für

Digitized by Google

sie bedeutet der Krieg, je mehr er eine Auslandssperre mit sich führt, eine günstige Konjunktur, und sie säumt nicht, sie auszunutzen. Höchstpreise setzen dem wohl ein Ziel, aber sie besiegeln doch nur einen so wie so hohen Gewinn. Muss der Viehstand, der doch später immer ziemlich leicht ergänzt werden kann, eingeschränkt werden — eine kluge Landwirtschaftspolitik wird dies allerdings in engen Grenzen zu halten suchen —, so ist er doch zu guten Preisen verwertbar. Auch erwirbt sich die Landwirtschaft gerade im Augenblick ein Verdienst um unser Volk, dass seine Fleischernährung reichlich und nur mit mässiger Preissteigerung ausfällt; nur die Milchversorgung beginnt Not zu leiden. So kann der Krieg geradezu zu einer Verwöhnung der Landwirtschaft werden. Das ist Englands Schicksal in den Napoleonischen Kriegen und nach ihnen gewesen. Die ganze englische klassische Nationalökonomie hat sich an dieser Rentenfrage orientiert und ihre Gelegenheits-Dogmen zu festen Lehrsätzen ausgeprägt. Die Gefahr, dass der vorübergehende Gewinn als eine dauernde Rente angesehen und der Güterpreis hiernach bemessen werde, liegt nach einem langdauernden Kriege besonders nahe. Dankbar aber wollen wir heute, wo wir auf den eigenen Getreideerwachs unsres Landes angewiesen sind, anerkennen, dass unsre Landwirtschaft den starken Schutz, den sie seit 35 Jahren geniesst, auch trefflich benutzt und sich zur intensivsten und leistungsfähigsten Körnerwirtschaft der Welt ausgebildet hat. Nur müssen wir freilich die Einschränkung hinzufügen, dass es ein Fehler war, bis zuletzt in vermeintlich agrarischem Interesse die Transitlager zu verweigern und dadurch die Aufstapelung fremden Getreides zu verhindern, das uns jetzt von Nutzen sein könnte, wo die Nachbarnationen den Transit verweigern und nur gerade wir aus wohlerwogener Rücksicht ihn den Schweizer Nachbarn verstatteten.

Das Gewerbe hat stets im Gegensatz zur Landwirtschaft unter dem Rückgang der Aufnahmefähigkeit des Konsums zu leiden; ebenso erwachsen ihm aus der Kreditknappheit grössere Schwierigkeiten. Die modernen Massenheere entziehen ihm auch grössere Arbeitermengen, sodass sogar bei solchen Gewerben, die volkswirtschaftlich besonders wichtig sind oder es im Kriege werden, Ausnahmen gemacht werden. So hatte schon das alte preussische Kantonnements-System einzelne Arbeiterklassen, besonders die Berg- und Hüttenleute, freigelassen; so kann auch im gegenwärtigen Kriege die Industrie, soweit sie Kriegsmaterialien herstellt, die Unabkömmlichkeit ihrer Arbeiter beantragen. Die Landwirtschaft, sogar die grosse, weiss sich mit ihren Arbeitskräften von vornherein besser einzurichten; ihre eigene verfügbare Arbeitsreserve ist grösser; auch diesmal hat sie die Erntehilfe, die sich begeistert zudrängte, ziemlich skeptisch angesehen.

Digitized by Google

Nun aber bringt der Krieg grelle Unterschiede. Er treibt alle Industrien, deren er selber bedarf, zu äusserster Anstrengung und gewährt ihnen abnorme, zum Teil enorme Gewinne; er legt hingegen Industriezweige, die für den Luxuskonsum arbeiten, aber ebenso auch diejenigen, deren Produkte nur als konstantes Kapital, als fixiertes Betriebsmittel dienen können, fast lahm. Hierzu gehört die grosse Gruppe der Baugewerbe und alles was ihnen dient, hierzu an und für sich die Maschinenfabrikation. Einiger Ausgleich hierfür lässt sich dadurch finden, dass die Industrie ihre Anpassungsfähigkeit bewährt und ihre Kampffront ändert: statt Farben stellt die chemische Industrie Sprengstoffe und Heilmittel her; alle eisenverarbeitenden Fabrikationen sind im eisernen Zeitalter um Beschäftigung nicht verlegen. Der vertikale Aufbau und horizontale Ausbau bewährt sich: man kann immer auf denjenigen Teil des Gesamtbetriebes den Nachdruck legen, welcher den Ansprüchen des Krieges entspricht.

Hier zeigt sich die enge Verwandtschaft, in der der Krieg von jeher mit der Technik steht. Er selber ist eine ausgebildete Technik, das Wort in jenem weiten Sinne genommen, wie ihn neuerdings Liefmann festgestellt hat, und er bemächtigt sich aller Hilfsmittel, die ihm andre Technik zu Gebote stellt. Dadurch wird er zu einem der hauptsächlichsten Förderer der Technik überhaupt; denn diese erwartete bisher zu fruchtbarer Leistung noch immer mehr, dass Forderungen an sie gestellt, Aufgaben ihr zur Lösung übertragen werden, als dass sie ihre Früchte der praktischen Verwendung ohne solche Anregung zu Gebote stellte. Im Altertum, das die technische Verwertung wissenschaftlicher Erkenntnis verachtete, haben die Mathematiker und Physiker dennoch für die Kriegstechnik eine Ausnahme gemacht. Archimedes hat halb unwillig diese Notwendigkeit anerkannt und nach ihr gehandelt. An der Wende von Mittelalter und Neuzeit hat die Eisenindustrie, zumal in der Ausbildung des Eisengusses vom Kriege, von der Artillerie den entscheidenden Anstoss erhalten, und seitdem sind es diese Leistungen, jetzt durch die des Schiffbaus noch übertroffen, die sie zu immer höherer Anspannung, zu immer konzentrierterer Organisation vorwärts getrieben haben. Sonst aber hat in den ersten Jahrhunderten der Neuzeit der Dienst der Technik für den Krieg ziemlich stille gestanden. Schon der eiserne Ladestock des alten Dessauer, gewiss keine geniale Erfindung, galt als wertvolle technische Neuerung der preussischen Armee. Damals, im mathematischen Zeitalter, konnte Friedrich der Grosse gegenüber d'Alembert den praktischen Nutzen der Mathematik bezweifeln und die beiden Freunde vereinigten sich dahin, nur ihren unvergleichlichen ideellen Nutzen anzuerkennen. Aber auch noch Napoleon wies den Erfinder des

Digitized by Google

Dampfschiffs, Fulton, für den die militärische Verwendung bereits eine Triebfeder gewesen war, als einen Narren von sich; und als der geniale Mann zuerst Unterseeboote und Minen konstruierte und England anbot — denn der Entdecker, zumal wenn er Amerikaner ist, sucht Wirksamkeit, wo er sie findet — erklärte die Kommission, dass es für die grösste Seemacht unpolitisch sei, ein System in den Krieg einzuführen, das sie schwächeren Mächten gleichstelle. Die Massenheere und ihnen entsprechend die grossen Flotten, die Umwandlung der Taktik, die sie mit dem Ziele, den Gegner zu vernichten, heraufgeführt haben, hat auch die Notwendigkeit der besten Art der Bewaffnung mit sich gebracht. Damit war der Technik ein unabsehbarer Spielraum eröffnet. Im Krimkrieg ist der moderne Kriegsschiffbau und die Schiffsgeschütze zur ersten noch schüchternen Anwendung gekommen, der amerikanische Bürgerkrieg bringt die Fortschritte und erprobt sie, der Krieg von 1866 führt die Überlegenheit der Hinterladergewehre und der gezogenen Geschütze jedermann vor Augen — seitdem lebt die Welt entweder im Kriege oder in seiner Vorbereitung. Im bewaffneten Frieden schlägt die Technik die Schlachten; in einem und demselben Betriebe kämpfen Kanone und Panzerplatte miteinander; und wie auch die Würfel fallen, ist der Unternehmer seines Gewinnes sicher; denn der Staat kann für sein Heer nur das Vollkommenste brauchen und zahlt die Kriegskosten des Friedens. Für ihn aber gilt das wohlerwogene Wort Moltkes, dass sich Europa entschliessen müsse, entweder eine so schwere Rüstung zu gebrauchen oder sie niederzulegen. Da das letztere ausgeschlossen erscheint, ist ein Ende des Wettlaufs nicht abzusehen. Die Technik aber bereitet immer neue Wunder und leistet das Höchste auch in ihrer eigenen wirtschaftlichen Organisation.

Eine der entwickelsten Formen der Technik ist auch das gesamte Verkehrswesen geworden. Ihm hat zum Glück die friedliche Wirtschaft und nicht der Krieg die Aufgaben gestellt, aber seine höchsten Leistungen kann es doch erst im Kriege zeigen. Von jeher hat alle Strategie vom Strassen- und Verkehrswesen abgehangen und wie dadurch das Verpflegungswesen bestimmt wird, haben wir früher gesehen. Nicht umsonst heisst die ausgebaute Landstrasse, deren Kosten der Staat übernahm, die Heerstrasse. Hier hat Rom das Bedeutendste geleistet; als ein Ganzes ist sein unverwüstliches Strassensystem vom Euphrat bis an den Rhein bis zur Epoche der Eisenbahnen unübertroffen geblieben. An den Grenzgräben und Grenzwällen des Reiches, an den Militärstationen endeten die Strassen; ihr Ausbau, zumal in unserm oberrheinisch-schwäbischen Land, erfolgt immer aus Anlass der raschesten und sichersten Truppenverschiebung; die Kolonisation, die Romanisierung, auch sie eine militärische Ange-

Digitized by Google

legenheit, geht ihrem Zuge nach. So sind dann im Mittelalter für die Truppenbewegungen die schiffbaren Ströme von Wichtigkeit gewesen; so hat den Chausseebau kein Staat so gleichmässig gefördert wie der Militärstaat Preussen mit seinen langgezogenen, unzweckmässigen Grenzen; musste es doch aus diesem Grunde den Bau seiner Etappenstrassen im Durchzugsgebiet selber übernehmen. Napoleon aber hat nach dem Muster der Römer überall mit dem Heereszug den Landstrassenbau verbunden; wie er längs des Rheins, wo sie bis dahin überflüssig schien, die erste Chaussee führte, so hat er noch am Ende seines Machtbereichs in Dalmatien, das die Venetianer von der See aus beherrscht hatten, die grosse Heerstrasse über Berge und Klüfte gebaut. Das Eisenbahnnetz ist nachgefolgt; zu seiner Ergänzung sind die „strategischen Bahnen" nötig geworden. Durch die höchste Steigerung seiner Dichtigkeit, seiner Leistungen sind die modernen Massenheere in ihrem immer beschleunigteren Aufmarsch und ihrer grenzenlosen Beweglichkeit von einem Kriegsschauplatz zum andern zu ihrer vollen Leistungsfähigkeit gelangt, und resigniert sagen heute die Franzosen: „Bei Sadowa siegte der preussische Schulmeister, heute siegt der preussische Eisenbahnschaffner." Wo die Eisenbahn aussetzt, ist sofort eine andre, altmodischere Art der Kriegsführung nötig. Zu diesen Höchstleistungen konnte hier erst die einheitliche Organisation, die Verstaatlichung gelangen, wenn auch ganz andre Rücksichten einst für sie massgebend waren.

Wie der Krieg endlich von jeher in Wechselwirkung mit dem Handel gestanden hat, haben wir schon bisher bei allen einzelnen Punkten dieser Erörterung gesehen. Handelsgeschichte und Kriegsgeschichte fallen zum grössten Teil zusammen, mögen wir Genua und Venedig oder die Hanse, Spanien oder Holland, Frankreich oder England betrachten. Die grossen Epochen der Handelsentwicklung sind noch mehr an die weltumwälzenden Kriegsereignisse, die Kreuzzüge, den Abfall der Niederlande, den spanischen Erbfolgekrieg, die Napoleonischen Kriege gebunden als an die friedliche Entwicklung der Bedürfnisse und der Verkehrsmittel. Leichter wäre es hier anzufangen als aufzuhören. Blicken wir lieber noch auf die allgemeinen Beziehungen des Krieges zu den Faktoren der Produktion, zu Kapital und Arbeit.

Alles fixierte Kapital wird im Kriege, wenn es nicht zur Herstellung von Kriegsmaterial selber dient, minder beschäftigt, alles mobile ist gut verwendbar. Besteht es in Vorräten, so ist es als Reserve zur Produktion wie zur unmittelbaren Konsumtion gleich schätzbar, besteht es in Geld, so strömt dieses, wenn nur die naturalwirtschaftliche Thesaurierung überwunden ist, sofort in die günstigste Anlage, und bei dem allgemeinen Steigen des Zinsfusses winkt ihm ein guter, wenn auch

Digitized by Google

nicht sicherer Gewinn. Neue Fixierungen dagegen finden nur in öffentlichen Arbeiten statt, die meistens nur als Notstandsarbeiten gedacht sind, aber doch auch auf die Kontinuität der öffentlichen Wirtschaft gegenüber der gegen die Konjunktur nachgiebigen privaten hindeuten. Mit diesem Stillstand des fixierten Kapitals hängt dann auch der Rückgang des grossindustriellen Unternehmergewinns zusammen. Die Dividenden verschwinden oder sinken stärker als die Arbeitslöhne, und eine Art Notstand des kleinen Kapitalisten, der nach der Ausschüttlung des Reservefonds verlangt, kann eintreten. Jenes stärkere Hervortreten des mobilen Kapitals bedeutet auch einen Rückfall in frühere Epochen, aber nicht in die der Naturalwirtschaft, sondern in die der Entwicklungszeit der kapitalistischen Wirtschaft, als das Kapital noch zu kostbar war, um es dauernd festzulegen, als der Umsatz langsam und die Arbeitskraft billig waren, als man wohl Materialvorräte brauchte, aber die Werkzeuge zu stellen dem Arbeiter überliess, und als man hierzu das mobile Kapital bedurfte. In jedem Kriege ist sein Besitzer, der mit der Zweckrichtung seines „variabeln Kapitals" nach Bedürfnis wechseln, der sich anpassen kann, der Stärkere. Wie könnte sonst eine Stadt wie Hamburg, der ihr gewöhnlicher und natürlicher Erwerb gesperrt ist, jetzt überhaupt bestehen? Tatsächlich hat noch jeder Krieg, wenn er nicht gerade in Verwüstung ausartete, den Leistungsfähigen in diesem Sinne gefördert, nicht nur der siegreiche, sondern auch der unglückliche, der erst recht die Hilfe des Kapitals verlangt und ihm Notpreise bewilligt.

Vollends bei der Herstellung geordneter Verhältnisse nach dem Kriege eröffnet sich dem Besitzer verfügbaren Kapitals aber auch dem grosser Bodenflächen die günstigsten Aussichten, während der des fixierten oft noch Mühe hat, das seine in vollen Gang zu bringen. Das sind recht eigentlich die Epochen, in denen die dauernden Grundlagen der Kapitalherrschaft gelegt werden. So kam die Verwüstung Italiens im zweiten punischen Kriege der Ausbildung des grossen Grundbesitzes wie des grossen Kapitals zugute; beide haben hier nie mehr den Bauernstand recht aufkommen lassen, zumal es mit dem italischen Getreidebau durch die Kornsendungen der Provinzen abwärts ging; ebenso haben in England die Rosenkriege trotz der Dezimierung des Adels seiner Hinwendung zum kapitalistischen Grossbetrieb den Boden geebnet und das bürgerliche Kapital mit eigenen Interessen überhaupt geschaffen. Nach dem dreissigjährigen Krieg hielt sich der grosse Kurfürst ausdrücklich an die wirtschaftliche Macht, die noch vorhanden war und Aussicht auf wirtschaftlichen Erfolg versprach: an das Rittergut. Ihm unterwarf er strenger als zuvor die Bauern, um durch die straffe Arbeitsordnung der Erbuntertänigkeit das mangelnde Kapital

Digitized by Google

zu ersetzen; und zugleich tat er alles, um einen Exporthandel für sein agrarisches Land in die Wege zu leiten. Im Süden und Westen Deutschlands setzt zu gleicher Zeit die Bewegung zu Gunsten der Fideikommisse ein; hier wie überall brachte dann der Pauperismus nach Kriegszeiten den Anstoss zur Hausindustrie, der ersten entschiedenen Form des gewerblichen Kapitalismus. Die Armut der Bevölkerung selber erschien jetzt als der beträchtliche Vorteil industrieller Entwicklung und da sie sonst öffentliche Kosten bereitet, sucht der Staat selber sie durch Eröffnung dieser neuen Nahrungsquelle zu heben. Bewundernswert bleibt in dieser Beziehung das „Retablissement" des preussischen Staates durch Friedrich den Grossen, indem er zugleich die Wirksamkeit des Kapitals in Landwirtschaft und Industrie zu fördern, die gegebenen Besitzverhältnisse zu schützen, die schon geschmälerte Zahl der Bauern herzustellen verstand, und in allem für sich und den Staat die Leitung behielt. Der Krieg gegen Napoleon hat als grösstes Beispiel dieser Art in England die wirtschaftliche und politische Machtfülle des Grossgrundbesitzes, aber ebenso die Kapitalisierung der bald mit ihm um den Vorrang ringenden Industrie zur Folge gehabt. Wir sahen, wie das, was der Gegner den Staatsschulden vorwarf, eben war, dass sie diesen Vorgang der Belastung der Arbeiter, der Begünstigung der Reichen noch gefördert hätten. In Deutschland hat dann der Krieg von 1870 eine plötzliche Überflutung mit Kapital, ein abnormes Steigen der Unternehmungslust, die nach einer kurzen Pause des Misserfolgs sich nur immer weiter ausgebildet und konsolidiert hat, mit sich gebracht.

Dem Arbeiter hingegen bringt der Krieg zunächst immer eine Erniedrigung seiner Löhne; die er nicht durch Reserven auszugleichen vermag und die durch das Steigen der Lebensmittelpreise doppelt empfindlich ist; er bringt selbst in den heutigen Volkskriegen, die einen grossen Teil der Arbeiterschaft unter die Waffen rufen, auch eine erhöhte Arbeitslosigkeit mit sich, namentlich seitdem die industrielle Frauenarbeit sich voll entwickelt hat, während grade die auf weibliche Arbeitskräfte angewiesenen Fabrikationen im Krieg leiden. Andrerseits gewinnen die untern Volksschichten durch den Krieg, wenn er nicht die Volkskraft knickt, ein erhöhtes Selbstbewusstsein. Man hat im Krieg selbst zu oft an sie appelliert und sie belobt, als dass dies nicht geschehen sollte. Schon an der athenischen Demokratie, die sich von der zum Gemeinplatz gewordenen Erinnerung an Salamis förmlich nährt, ist das zu beobachten, nicht anders bei der römischen oder bei den Handwerkern in den Städten des Mittelalters. Schon die Kunde von dem Siege der Schweizer über Ritter- und Fürstenheere hat in ganz Deutschland das Selbstbewusstsein der Bauern, die sich nun überall

Digitized by Google

das Gleiche zutrauten, ausserordentlich gehoben. Wenn der Kampf gegen die Revolution in England mit der tiefsten Verwahrlosung und dem dumpfsten Druck der niederen Volksschichten zusammenfällt, so liegt es eben daran, dass diese mit dem „nationalen Widerstand“ herzlich wenig zu schaffen haben. Wird doch damals ganz naiv der jämmerliche Zustand Irlands als ein besonderer Vorteil für Englands Wehrkraft gerühmt, weil der hungernde Ire immer gern bereit sei, ein gutgenährter englischer Söldner zu werden.

Wie mächtig hingegen die Freiheitskriege das Bewusstsein des Volkes von seiner Bedeutung gestärkt haben, das zeigt am besten die Angst vor dieser Gesinnung, welche die folgende Reaktion erfüllt, und ihre fortwährenden Versuche, den Geist der nationalen Erhebung zu verleugnen. Gleiche Tapferkeit, gleiche Opfer, gleicher Ruhm im Kriege werden immer im Frieden gleiche Rechte verlangen heissen. Bismarck verstand den Geist der allgemeinen Wehrpflicht, als er aus dem Kriege von 1866 und in Vorbereitung des grossen Nationalkrieges von 1870 die Konsequenz des gleichen und allgemeinen Stimmrechts zog. Mit der wirtschaftlichen Machtverteilung hat dies zwar zunächst wenig, auf die Dauer aber sehr viel zu tun. Auch nach siegreicher Beendigung des jetzigen Krieges wird zwar das Kapital zunächst eine goldene Ernte einheimsen und dank seiner fortgeschrittenen Organisation wahrscheinlich das Spekulationsfieber von 1872 vermeiden; aber sicherlich wird auch eine Epoche verstärkter Arbeiterorganisation und lebhafter Lohnkämpfe heraufziehen. Vor allem hat der Krieg den Boden für grosse staatliche Organisationen geebnet. Wie die alten Parteien durch ihn antiquiert sind und sich grossenteils nach andern Zielpunkten orientieren müssen, so hat er auch die wirtschaftlichen Voraussetzungen umgestaltet – noch können wir nicht übersehen, in welchem Umfang. Hoffen wir auch für innere Siege auf Staatsmänner, die als Führer unsern Feldherrn, auf Beamte, die den Offizieren ebenbürtig sind.

Im Kriege selbst, den wir als eine grosse Bedarfsdeckungswirtschaft, als eine konsequente Konsumtionsordnung kennen gelernt haben, drängen sich alle soziale Fragen in dem einen Punkt, Bewahrung der Volksernährung, der Lebenshaltung zusammen. Nur in erhöhtem Masse gilt hier alles, was wir von der Heeresversorgung früher gesehen haben. Die ganze Reservebildung, die ganze Staatstätigkeit auf dem Felde der Preisbildung laufen hierauf hinaus. Ausserordentlich wächst in solchen Zeiten neben der Autorität des Staates Bedeutung und Tätigkeit der Selbstverwaltung; wo der Staat nicht hinreicht, ist sie noch immer da; gemeinschaftliche Wirtschaftstätigkeit, die den Ausgangspunkt für unsre Gemeindeverfassung gebildet hat und

Digitized by Google

ihre Grundlage mehr als die ihr übertragenen staatlichen Befugnisse auch weiter bildet, zeigt sich bei der verstärkten Solidarität der Bürgerschaft im Kriege als die wichtigste Hilfe. Nur für Aufgaben allgemeiner Art ist sie unzulänglich, aber auch bei diesen fällt ihr die Vorbereitung und die Beratung der Staatslenker zu. Der Staat hat stets diese Bedeutung anerkannt und den Städten und Gemeinden im Kriege erhöhte Machtbefugnisse wirtschaftlicher Art eingeräumt. Auch im klassischen Land der Selbstverwaltung, in England, haben erst in der Zeit der Napoleonischen Kriege die grossen Städte ihre sozialwirtschaftliche Bedeutung entdeckt und sind inne geworden, dass sie doch noch etwas anderes als ein Konglomerat unzusammenhängender Kirchspiele sind. Damals hat einer der besten Volkswirte und wärmsten Vaterlandsfreunde jener Zeit, Colquhoun, die erste Darstellung dieses Zweiges öffentlicher Verwaltung geschrieben.

So ist auch als erstes Werk des Neubaus des preussischen Staates nach dem grossen Sturz von 1806 die Stein'sche Städteordnung erfolgt. Sie war ein Versuch auf Hoffnung, aber doch hatten sich schon, als die Staatsbehörden versagten, Bürgerausschüsse bewährt. Mit welcher Freude las es noch der alte Goethe, wenn ihm sein Zelter, als Maurermeister wie als Musiker ein Muster bürgerlicher Tüchtigkeit, ihm schilderte, wie ein solcher freiwilliger Ausschuss Berliner Bürger die Hauptstadt durch die schlimme Zeit der französischen Besetzung hindurchgeführt habe. Freiwillige Hilfskräfte drängen sich auch sonst in Kriegstagen zu der Tätigkeit der Selbstverwaltung, und mag auch mancherlei selbstgefällige Vielgeschäftigkeit dabei unterlaufen, so sind sie unentbehrlich. Wünschenswert aber bleibt, dass die mannigfaltigen Organisationen, die eine spezialisierte Wohlfahrtspflege notwendig macht, sich einzuordnen lernen, und immer wird die kommunale Selbstverwaltung der Punkt sein, wo sie am besten zusammentreffen. In der Zeit allgemeiner Opfer müsste auch der Einzelne und der Einzelverband das Opfer des Ehrgeizes bringen. Doch ist es etwas zu viel verlangt, vom Feuer zu fordern, dass es nur wärmen und nicht brennen soll.

Eine grosse Organisation der Kriegsfürsorge hat doch erst die Gegenwart gebracht. Für die Familien der Krieger hat sie der Staat geordnet und leistet sie, wie er es nicht anders darf, nach dem Prinzip des Existenzminimums in richtiger Abstufung nach der Kopfzahl der Familie. Hier aber zeigt sich sofort, wie dehnbar der Begriff des Existenzminimums ist, wie sehr er sich in der praktischen Anwendung dem der mittleren Lebenshaltung nähert, wie gross namentlich die örtlichen Unterschiede sind. So haben denn die Städte die staatliche Leistung zu der Höhe der in ihnen vorhandenen Lebensbedingungen aufgefüllt. Die Ungleichheit, die hierdurch selbst

Digitized by Google

zwischen benachbarten Kommunen entsteht, entspricht doch nur der ideellen Gleichheit. Die Anstalten der Arbeiterversicherung haben, mit Ausnahme der Unfallversicherung, im Krieg ihre Feuerprobe zu bestehen. Auch hier hat es sich gezeigt, dass die Beschränkung auf die Mindestleistungen weder möglich von der einen noch nötig von der andern Seite war. Diese öffentlichen Organisationen bedürfen vielfach — in den grossen Städten immer — der Ergänzung durch die privaten. Der Mietzuschuss, der als eine Entlastung der kleinen Hauswirte und als eine Vorbeugung eines späteren Notstandes der Arbeiter gleich wichtig ist, ist einstweilen besonders ihnen zugefallen. So kann sich der Soldat im Felde sagen, dass für die Seinigen daheim ausreichend gesorgt ist, und gewiss dient nichts mehr dazu, seine Kampffreudigkeit zu erhöhen.

Aber eine weitere, schwierigere Aufgabe ergibt sich, für die Daheimgebliebenen, die der Krieg arbeitslos gemacht hat, zu sorgen. Die schwierigste: vom Feinde vertriebene Flüchtlinge, die einen neuen, unsteten, verzweifelten und bei längerem Aufenthalt auch anspruchsvollen Teil der Bevölkerung bilden, unterzubringen. Die eigentliche Armenpflege findet im Kriege immer mehr als sonst zu tun; die politischen Nachteile für die, welche sie in Anspruch nehmen, müssen in Wegfall kommen. Notstandsarbeiten des Staates und der Kommune sind stets die letzte Aushilfe gewesen; und da die private Bautätigkeit stockt, sind sie für einen Hauptteil der Arbeitslosen vorteilhaft. Aber die alte Klage, dass sie auf die verschiedene Qualifikation der Arbeiter keine Rücksicht nehmen können, erhebt sich in Kriegszeiten doppelt. Der Arbeitsnachweis erhält in demselben Masse, wie die Arbeitslosigkeit wächst, erhöhte Bedeutung, und da ihr die Arbeiterinnen besonders verfallen, ist es erwünscht, auch weibliche Mithilfe herbeizuziehen. Namentlich in der Einrichtung und Leitung der Frauenarbeitsstätten, die geschäftsmässig verwaltet werden müssen, die weder als Wohltätigkeitsanstalt erscheinen dürfen, noch der privaten Industrie eine übermässige Konkurrenz machen dürfen, wohl aber geeignete Regulatoren des weiblichen Arbeitslohnes sein können, wird sich Frauentätigkeit, die ihre organisatorische Geschicklichkeit heute ja auch reichlich im Frieden erprobt, am Nützlichsten bewähren.

Lohnende Arbeitsgelegenheit zu beschaffen, bleibt immer die beste Art der Unterstützung. Offen bleibt die Frage, ob bei den übrigen Zuwendungen die unmittelbare Versorgung mit Naturalien oder die Geldzahlung vorzuziehen sei. Obwohl der Krieg sich in so mancher Hinsicht als ein Rückfall in Naturalwirtschaft zeigte, werden grosse Städte ihren einmal angenommenen Grundsatz, die Geldwirtschaft auch im Armenwesen durchzuführen, nur verlassen, wo es entweder vorteilhaft ist, im Grossen

Digitized by Google

abzuschliessen, und wo die Verteilung der Naturalien keine Schwierigkeiten macht, wie bei Kohlen oder wo die drohende Knappheit es unbedingt erforderlich macht. Kommt es dahin, so wird ja die Brotversorgung nicht nur der Bedürftigen sondern Aller den Kommunen oder ihrem Verband zufallen.

Ist der Krieg beendet, so erwächst eine neue Pflicht, die sowohl dem sozialen Bedürfnis wie der Ehre der Nation entspricht, in der Fürsorge für die Invaliden und die Hinterbliebenen der Gefallenen. Nimmt in Zukunft die Arbeiterversicherung auch einen Teil derselben dem Staat ab, so verbleibt ihm doch die Hauptsache. Das „Lasst sie betteln gehen, wenn sie hungrig sind" hat heute Geltung nur allenfalls in Russland, wo der bettelnde Invalide mit dem Stelzfuss von jeher eine typische Gestalt war. Schon der westfälische Friede hat einst dem erschöpften Deutschland noch die „Satisfaktionsgelder für die Soldateska" aufgelegt und keine Schuldigkeit ist rascher bezahlt worden, nicht nur um die lästige Einquartierung los zu werden, sondern auch, weil man wusste, dass damit den Soldaten ermöglicht wurde, ins bürgerliche Leben zurückzutreten. Aber viel früher ist die Veteranenversorgung eine jener kritischen Fragen gewesen, an deren Lösung sich die römische Republik verblutete. Sie trat sofort hervor, als Marius das erste Berufsheer bildete. Über den üblen Erfahrungen, die er an der Nobilität machte, als es sich um die Versorgung seiner Soldaten, die Rom gerettet hatten, handelte, ist der alte Held zum Revolutionär geworden. Weiterhin hat Rom stets nach Möglichkeit durch Landausstattung die Veteranen, denen erst nach Ablauf ihrer langen Dienstzeit die Möglichkeit gegeben war, eine Familie zu gründen, versorgt, und für die innere Kolonisation ist das nicht ohne Bedeutung gewesen. Unter nicht unähnlichen Verhältnissen verfährt heute England mit den ausgedienten Soldaten seines indischen Heeres ebenso.

Dem Charakter eines stehenden Berufsheeres entspricht vielleicht am besten jenes Verfahren, das zuerst Ludwig XIV einschlug mit der Erbauung des Hotel des Invalides. Der militärische Geist, das Gefühl der Auszeichnung eines besonderen Standes, der dem Vaterland seine Hilfe geleistet hat und dem Herrscher am nächsten steht, kam so am besten zum Ausdruck und wirkte nach aussen als sichtbares Denkmal der Kriege und Siege. In gleichem Sinne hat Ludwig unter dem Einfluss Madame de Maintenon's St. Cyr, die vorbildliche Erziehungsanstalt, als Unterkunft für die Waisen gefallener Offiziere, die „filles de France" gegründet und sich zugleich hier für sein Alter die Stätte der Erholung geschaffen. Die engste persönliche Beziehung des königlichen Dankes für die Opfer der Kriege, die er oft genug leichtfertig entzündet hatte, sollte hier zum Ausdruck kommen.

Digitized by Google

Den Invaliden der Volksheere der Gegenwart gebührt auch der Dank des ganzen Volkes. Es hat sich dieser Pflicht nicht entzogen. Es ist ein seltsamer Zufall, dass der grosse Invalidenfonds, der sofort nach dem Friedensschlusse von 1870 von der Kriegsentschädigung abgezweigt wurde, gerade an seinem Ende anzulangen drohte, als der jetzige Krieg begann. Ganz andere Aufwendungen werden nötig sein, um den Invaliden dieses grossen Existenzkampfes unsrer Nation den Rest ihres Lebens zu erleichtern.

Sie werden unser Volk, bis der letzte Zeuge dieses glorreichen Krieges dahingegangen ist, erinnern an seine Schrecken und an seine Grösse. Die Lücken, die der Krieg in die Zahl der Bevölkerung reisst, werden wieder ausgefüllt, nur Völker, die ohnehin in unaufhaltsamem Sinken begriffen sind, können sie schwer verwinden, die ungeheure Einbusse gerade der Tüchtigsten, die der Krieg immer mit tückischer Auswahl dahinrafft, kann ausgeglichen werden durch das erhöhte Gefühl der Pflicht und der Verantwortlichkeit der Überlebenden, die wirtschaftlichen Einbussen werden — wir haben es gesehen — von einem strebsamen und tüchtigen Volk selbst nach der Niederlage rasch wieder gut gemacht. Es sind die ethischen Eindrücke, die am tiefsten haften! Sie können auch späteren Geschlechtern den Krieg nicht nur als eine Notwendigkeit, sondern auch als einen Segen erscheinen lassen.

Digitized by Google

Von der üblichen Verlesung der Chronik und Verkündung der Preiserteilung beim Festakt der Universität sah diesmal der Prorektor ab und sagte nur folgende Worte:

„Wir verzichten in diesem Jahr auf die Mitteilung der Chronik. Angesichts der grossen weltgeschichtlichen Ereignisse, die uns alle in Mitleidenschaft ziehen, müssen die kleinen Erlebnisse unserer Universität schweigen. Nicht aber schweigen darf die Dankbarkeit! Sie gebührt jenen Männern, die in diesem Jahr unsre Anstalten, das chemische, das radiologische, das Krebs-Institut, die Sternwarte, die Bibliothek mit reichen und kostbaren Gaben bedacht haben. Sie gehört den zahlreichen in diesem Jahr verstorbenen Kollegen, die teils in hohem Alter, im Rückblick auf eine lange gesegnete Tätigkeit, teils noch mitten in frischer Schaffenskraft dahingegangen sind, sie gebührt in einem anderen Sinne denen aus unsrer Mitte, die im Kampf für uns, für das Vaterland sich einsetzen, und ihnen, die ihr Leben dahingegeben haben. Von den Studierenden der Universität stehen etwa 1200, von den Dozenten 45, von den Beamten 85 im Felde. Schon jetzt haben wir den Tod von 29 Studierenden und 3 Beamten erfahren. Schwer liegt die Hand des Schicksals auf unsrer Universität: Von den Söhnen, die wir Professoren hinausgeschickt haben, ist die Mehrzahl gefallen.

Als ich in jenen tieferregten Tagen des Kriegsausbruchs die ausmarschierenden Studenten zugleich mit der Bürgerschaft versammelte, als wir Professoren ihnen einen Abschiedsgruss zuriefen, da konnte mein sorgenschweres Herz keine Worte der Begeisterung finden, wohl aber Worte des Mutes und der Mahnung zur Pflichterfüllung bis in den Tod. Damals aber konnte ich, wie ich auf diese herrlichen Jünglinge blickte, ihnen zurufen: „In diesen sorgenvollen Tagen seid Ihr uns ein Trost gewesen, wie Ihr vor uns standet, den Ernst im Herzen, die Freude in den Augen, das Lachen auf den Lippen. Und wenn Ihr einst als Sieger wiederkehrt, dann möget Ihr Jungen uns Alte lehren!“

Ihrer viele werden nicht wiederkehren. Die leuchtenden Augen haben sich geschlossen auf immer. Aber von ihrem Grabe her lehren sie uns! Sie lehren uns die alte, ewig grosse Wahrheit, dieses Leben nicht höher zu schätzn, als es verdient; sie lehren uns, dass das Leben seinen Wert nur erhält, weil wir es erhabenen Zielen weihen, weil wir es opfern können; — und tief in unsrer Brust lebt die Überzeugung: Diese Welt und dieses Leben haben einen hohen Sinn; denn uns ist es gegeben, einen solchen in sie zu legen.“

Digitized by Google

Chronik der Universität.

Über das abgelaufene Studienjahr ist Nachstehendes zu berichten:

Im Sommersemester 1914 waren immatrikuliert 204 Theologen, 478 Juristen, 1030 Mediziner, 652 Philosophen und 304 Naturforscher, zusammen 2668 Studierende neben 179 Hörern, d. i. 39 Studierende mehr als im Sommersemester 1913.

Im gegenwärtigen durch den Krieg sehr beeinflussten Wintersemester wurden bis jetzt neu immatrikuliert 275 Studierende, vom Sommersemester 1914 sind verblieben 1676 Studierende. Zum Belegen von Vorlesungen haben sich angemeldet 712; ca. 1200 haben mitgeteilt, dass sie Kriegsdienste leisten.

Von den Dozenten der Universität sind 44 durch den Heeresdienst und die Beschäftigung in Lazaretten an der Ausübung der akademischen Lehrtätigkeit verhindert. Weiter sind 84 Beamte und Bedienstete zum Kriegsdienste eingezogen und eine grosse Anzahl Krankenschwestern in den Lazaretten verwendet.

Es hat sich trotzdem ermöglichen lassen, den Universitätsbetrieb auch während des Wintersemesters 1914/15 in vollem Umfang aufrecht zu erhalten.

Gross waren die Verluste, die unsere Universität im Berichtsjahre durch das Ableben von Kollegen und Kommilitonen erlitten hat.

Wir beklagen den Tod von sechs verdienten Kollegen, des emeritierten ordentlichen Professors Geheime Rats II. Klasse Dr. Heinrich Rosenbusch (gestorben am 20. Januar 1914), des ausserordentlichen Professors Dr. Emanuel Leser (ge-

Digitized by Google

storben am 20. Mai 1914), des ordentlichen Honorarprofessors Geheime Hofrats Dr. Gustav Uhlig (gestorben am 14. Juni 1914), des emeritierten ordentlichen Professors Geheime Rats II. Klasse Dr. Ferdinand Adolf Kehrer (gestorben am 16. Juni 1914) des ausserordentlichen Professors Dr. Béla Haller (gestorben am 21. Juli 1914) und des ordentlichen Professors Geheime Kirchenrats Dr. Johannes Weiss (gestorben am 24. August 1914).

Am 15. Juni 1914 starb der langjährige Oberpedell Josef Lehn, am 9. August 1914 der Kanzleigehilfe Jakob Mildenberger bei der psychiatrischen Klinik.

Bereits vor Ausbruch des Krieges verloren wir folgende Studierende: stud. jur. Emil Broegger von Lenhausen (gest. 16. Juni 1914), stud. med. Heinrich Meier von Lashorst (gest. 24. Juni 1914), stud. med. Theodor Schmith von Mannheim (gest. 24. Juli 1914) und stud. med. Norbert Becker von Rüdesheim (gest. 1. August 1914).

Den Heldentod fürs Vaterland starben, soweit uns bis jetzt bekannt wurde, die nachgenannten Kommilitonen:

stud. theol. Walter Hagen von Gersbach, stud. theol. Hans Hess von Poppenbüll, stud. theol. Georg Schmidt von Marseille, stud. theol. Ferdinand Zimmermann von Offenburg, stud. jur. Fritz Helmensdorfer von Lindau, stud. jur. Fritz Kahn von Pforzheim, stud. jur. Hans Krumm von Heidelberg, stud. jur. Willy Laub von Dürrheim, stud. jur. Hans Fr. von Miquel von Hagenau, stud. jur. Ludwig Frhr. Treusch v. Buttlar-Brandenfels von Danzig, stud. med. Rudolf Fink von Grenzhausen, stud. med. Hans Huch von Berlin, stud. med. Hugo Link von Dossenheim, stud. med. Otto Simon von Bingen, stud. med. Heinrich Vogtländer von Berlin, stud. med. Heinrich Weisbrod von Mannheim, stud. phil. Walter Heinstein von Heidelberg, stud. cam. Willi Prass von Heidelberg, stud. phil. Claus Rosebrock von Zwickau, stud. phil. Fritz Rosenthal von Wiesbaden, stud. cam. Friedrich Schepp von Heidelberg, stud. cam. Johannes Schmidt von Leipzig, stud. cam. Otto von Schütz von Glückstadt, stud. phil. Karl Wachter von Heidelberg, stud. phil. Georg Werner von Hambach, stud. math. Hermann Daecke von Büren, stud. math. Leo Heckmann von Mannheim, stud. math. Georg Quincke von Leverkusen und die nachgenannten Beamten: Anton Gartner, Bademeister der medizinischen Poliklinik, Hermann Wedemeyer, Mechaniker des physikalischen Instituts, Gustav Barreith, Gartengehilfe des botanischen Gartens.

Wir werden den Verstorbenen ein treues und dankbares Andenken bewahren.

Digitized by Google

Im akademischen Lehrkörper sind weiter folgende Änderungen eingetreten:

Der ordentliche Professor Geheime Rat II. Klasse Dr. Leo Koenigsberger wurde auf sein Ansuchen unter Anerkennung seiner langjährigen, treugeleisteten und ausgezeichneten Dienste und unter Ernennung zum Wirklichen Geheimen Rat in den Ruhestand versetzt. Gleichzeitig wurde ihm der Charakter als ordentlicher Honorarprofessor verliehen.

Der etatmässige ausserordentliche Professor Dr. Karl Koehler wurde unter Ernennung zum ordentlichen Honorarprofessor auf sein Ansuchen aus dem staatlichen Dienste entlassen.

Infolge von Berufungen nach auswärts sind aus dem Verbande der Hochschule ausgeschieden:

der ausserordentliche Professor Dr. Gustav Radbruch, jetzt etatmässiger Professor an der Universität Königsberg,

der ausserordentliche Professor Dr. Georg Grützmacher, jetzt ordentlicher Professor an der Universität Münster.

der ausserordentliche Professor Dr. Paul Stählin, jetzt ordentlicher Professor an der Universität Strassburg.

Ausgetreten sind: die ausserordentlichen Professoren Dr. Franz Fischler und Dr. Ludwig Arnsperger,

die Privatdozenten Dr. Otto Warburg, Dr. Friedrich Pfister und Dr. Hans Bärwald sowie die Lektoren Felix Asnaworian-Asnaourow und Lionel Strachan.

Mit Freude gedenken wir hier der Ablehnung des ehrenvollen Rufes, der unseren Kollegen Hampe nach Frankfurt a. M. zu führen drohte. Wir sprechen dem Herrn Kollegen den herzlichsten Dank der Universität für sein Bleiben aus.

Unser Lehrkörper wurde im abgelaufenen Jahre durch die Schaffung einer neuen Lehrstelle bereichert. Es wurde dem ordentlichen Honorarprofessor Dr. Johann Hoffmann die etatmässige ausserordentliche Professur für Neuropathologie übertragen

Berufen wurden auf 1. April 1914: der etatmässige ausserordentliche Professor Dr. Oskar Perron an der Universität Tübingen zum ordentlichen Professor der Mathematik und der Privatdozent Dr. Wolfgang Vogt an der Technischen Hochschule Karlsruhe zum etatmässigen ausserordentlichen Professor der Mathematik.

Digitized by Google

Der ausserordentliche Professor Dr. August Becker wurde zum etatmässigen ausserordentlichen Professor der theoretischen Physik ernannt.

Auch eine Reihe von Habilitationen haben wir zu verzeichnen.

Als Privatdozenten wurden zugelassen:

in der theologischen Fakultät: Pfarrer Professor Dr. theol. Erwin Preuschen von Liesberg, in Hirschhorn, für neutestamentliche Wissenschaft und alte Kirchengeschichte;

in der medizinischen Fakultät: Dr. Erich Seidel von Apolda für Augenheilkunde, Dr. Franz Rost von Naumburg a. S. für Chirurgie;

in der philosophischen Fakultät: Dr. Karl Jaspers aus Oldenburg für Psychologie, Dr. Wolfgang Windelband aus Strassburg für Geschichte;

in der naturwissenschaftlich-mathematischen Fakultät: Dr. Adolf Wurm aus Günzburg für Geologie und Paläontologie, Dr. Wolfgang Freiherr von Buddenbrock-Hettersdorf aus Bischdorf für Zoologie, Dr. Rudolf Lieske aus Dresden für Botanik, Dr. Hans Baerwald aus Berlin für Physik.

Lehraufträge erhielten: der ausserordentliche Professor Dr. Koch-Grünberg an der Universität Freiburg für eine 2stündige Vorlesung über Völkerkunde im Wintersemester 1914/15, der ausserordentliche Professor Dr. Otto Cartellieri für eine 2- bezw. 3stündige Vorlesung aus dem Gebiete der geschichtlichen Hilfswissenschaften und der ausserdeutschen Geschichte des Mittelalters, der ausserordentliche Professor Dr. Kurt Herbst zur Mitwirkung im zoologischen Praktikum und bei der Anleitung zu wissenschaftlichen Arbeiten nach näherer Weisung des Geheime Rats Professor Dr. Bütschli, der ausserordentliche Professor Dr. Erich Ebler für eine 1stündige Vorlesung und 2 Stunden Übungen über Gasanalyse in jedem Semester, der Privatdozent Dr. Ernst Muckermann für eine 2stündige Vorlesung über Wasser- und Harnanalyse in den Wintersemestern, und der Privatdozent Dr. Karl Ramsauer für eine 2stündige Experimentalvorlesung über Radiologie in jedem Semester.

Für den von Heidelberg versetzten Gr. Amtmann Dr. Max Castenholz wurde der Gr. Amtmann Christian Specht zum akademischen Disziplinarbeamten der Universität bestellt.

Unter Anerkennung ihrer langjährigen treuen Dienste wurden auf Ansuchen in den Ruhestand versetzt:

Digitized by Google

Präparator Karl Englert am zoologischen Institut und
Anstaltsdiener Josef Mayer bei der Universitätsbibliothek.

Etatmässig angestellt wurden als Verwaltungssekretäre: die Gehilfen der Verwaltung des akademischen Krankenhauses Kurt Nessler und Georg Schmitt und der der Direktion des anatomischen Instituts beigegebene Justizaktuar Emil Kopf; als Bureauassistent: der Verwaltungsgehilfe des Universitätssekretariats Wilhelm Fehringer; als Anstaltsdiener: der Diener des pathologischen Instituts Peter Walter, der Diener des chemischen Laboratoriums Johann Pfreundschuh, der Pförtner der Frauenklinik Erhard Seiter und der Lesehalleaufseher Ernst Warme.

Dem Anstaltsdiener Johann Schwarz bei der Universitätsbibliothek wurde die Stelle eines Oberpedellen übertragen.

Ernannt wurden:

zum Geheime Rat II. Klasse die Geheimen Hofräte Professor Dr. Albrecht Kossel und Professor Dr. Max Wolf; zum Geheimen Hofrat: die ordentlichen Professoren Dr. Paul Ernst, Dr. Franz Nissl, Dr. Karl Hampe und der etatmässige ausserordentliche Professor Generalmusikdirektor Dr. Philipp Wolfrum.

Verliehen wurde:

der Charakter als „ordentlicher Honorarprofessor" dem ausserordentlichen Professor Dr. Adolf Schmidt, der Titel „ausserordentlicher Professor" den Privatdozenten Dr. Karl Wild, Professor an der Oberrealschule in Heidelberg, Dr. Maximilian Neu, Dr. Hermann Wätjen und Dr. Otto Ranke.

Badische Ordensauszeichnungen erhielten:

vom Orden Berthold des Ersten das Kommandeurkreuz I. Klasse: der ordentliche Professor Geheime Rat Dr. Ludolf Krehl,

vom Orden vom Zähringer Löwen den Stern zum Kommandeurkreuz mit Eichenlaub: die ordentlichen Professoren Geheime Rat Dr. Richard Schroeder und Geheime Rat Dr. Wilhelm Windelband,

das Kommandeurkreuz II. Klasse: der ordentliche Professor Geheime Rat Dr. Otto Bütschli,

das Ritterkreuz I. Klasse mit Eichenlaub: der Exprorektor Geheime Hofrat Professor Dr. Rudolf Gottlieb, der ordentliche Professor Geheime Hofrat Dr. Karl Bezold und der frühere Dozent für Völkerkunde Hofrat Dr. Bernhard Hagen, Direktor des städtischen Völkermuseums in Frankfurt a. M.,

Digitized by Google

das Ritterkreuz I. Klasse: die ordentlichen Professoren: Geheime Kirchenrat Dr. Johannes Weiss, Dr. Richard Thoma, Geheime Hofrat Dr. August Wagenmann, Dr. Hermann Kossel, Dr. Max Wilms, Dr. Alfred Weber und Dr. Carl Neumann, die etatmässigen ausserordentlichen Professoren: Dr. Friedrich Schneegans und Dr. Emil Knoevenagel, die ausserordentlichen Professoren Dr. Hugo Starck und Dr. Karl Wild und der Bibliothekar Dr. Rudolf Sillib, das Ritterkreuz II. Klasse mit Eichenlaub: der Vorstand der Universitätskasse Oberrechnungsrat Adolf Bossert; das Ritterkreuz II. Klasse: der Schauspieler Hans Godeck in Mannheim; die kleine goldene Verdienstmedaille: die Anstaltsdiener bei der Universitätsbibliothek Gottlieb Ottenbacher und Joseph Mayer sowie der Heizer am akademischen Krankenhaus Philipp Spath; die silberne Verdienstmedaille: der Gärtner am botanischen Garten Adolf Fein.

An sonstigen Ordensauszeichnungen erhielten:

Geheime Rat Professor Dr. Otto Bütschli den Königlich Bayerischen Maximiliansorden für Wissenschaft und Kunst,

Geheime Hofrat Professor Dr. Wilhelm Fleiner das Kommandeurkreuz I. Kl des Königlich Schwedischen Nordsternordens,

ausserordentlicher Professor Dr. Richard Werner das Kommandeurkreuz des Rumänischen Kronenordens.

Weiter wurden viele der im Felde stehenden Dozenten, Assistenten und Studierenden durch Verleihung des Eisernen Kreuzes und sonstiger militärischer Orden und Ehrenzeichen ausgezeichnet. Die Namen der Dekorierten werden im nächsten Jahresberichte, der Ausführlicheres über die Beteiligung der Universitätsangehörigen am Kriege enthalten wird, bekannt gegeben werden.

Von sonstigen ehrenden Auszeichnungen ist zu erwähnen:

Es wurden ernannt: Geheime Rat Professor Dr. Wilhelm Windelband zum korrespondierenden Mitglied der Königlichen Akademie der Wissenschaften in Turin, Geheime Rat Dr. Max Wolf zum auswärtigen Mitglied der batavischen Genossenschaft für experimentelle Philosophie; Geheime Kirchenrat Professor Dr. Ernst Troeltsch zum korrespondierenden Mitglied der Königlich Bayerischen Akademie in München; Honorarprofessor Dr. Viktor Goldschmidt zum korrespondierenden Mitglied der akademy of science in Philadelphia; ausserordentlicher Professor Dr. Kurt Herbst zum Dr. med. h. c. der Universität Halle und zum auswärtigen Mitglied des Kaiser Wilhelm-Instituts für Biologie; Privatdozent Dr. Rudolf Pagen-

Digitized by Google

stecher zum korrespondierenden Mitglied des Kaiserlich deutschen Archäologischen Instituts.

Die Ehrengabe aus der Heidelberger Jubiläumsstiftung für die Jahre 1913/14 wurde je zur Hälfte dem ordentlichen Professor Geheime Hofrat Dr. Alfred von Domaszewski und dem etatmässigen ausserordentlichen Professor Dr. Friedrich Schneegans verliehen.

Im Berichtsjahre wurde zum ersten Male der „Kuno Fischer-Preis" verliehen. Der Preisträger ist der Privatdozent Professor Dr. Ernst Cassirer in Berlin. Derselbe erhielt auf Wunsch die Preismedaille in Bronze. Die Ehrengabe von 1500 Mk. hat Herr Professor Dr. Cassirer in hochherziger Weise dem Roten Kreuz überwiesen.

Den Zinsertrag der „Caro-Stiftung" erhielt Privatdozent Dr. Muckermann.

Der „Viktor Meyer-Preis" wurde für folgende wissenschaftliche Arbeiten aus dem chemischen Laboratorium der Universität verliehen: Dr. phil. nat. Adolf Helmer aus Darmstadt für seine Arbeit: „Über die langsame Verbrennung des Jodwasserstoffgases" und Dr. phil. nat. Karl Friedrich Schmidt aus Heidelberg für seine Arbeit: „Über eine Reihe neuer Azoverbindungen".

An dem Trauerfall, den das Grossherzogliche Haus durch das Ableben Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Prinzessin Wilhelm von Baden erlitt, nahm die Universität herzlichen Anteil. Der Prorektor wohnte als Vertreter der Universität am 18. Februar 1914 der Trauerfeier der entschlafenen hohen Frau bei.

In Anwesenheit Seiner Majestät des Kaisers erfolgte am 22. März 1914 die feierliche Einweihung des Neubaues für die Königliche Akademie der Wissenschaften und die Königliche Bibliothek in Berlin. Die Universität Heidelberg war durch den Prorektor vertreten.

An der Feier der Einweihung der neuen Universitätsbauten in Zürich am 18. bis 20. April 1914 nahm als Vertreter der Universität Geheime Hofrat Professor Dr. Paul Ernst teil.

Zu dem internationalen musikhistorischen Kongress in Paris vom 2. bis 8. Juni 1914 war Generalmusikdirektor Geheime Hofrat Professor Dr. Philipp Wolfrum abgeordnet.

Die Universität Groningen feierte in der Zeit vom 29. Juni bis 1. Juli 1914 das Fest des 300jährigen Jubiläums. Die deutschen Universitäten überreichten eine Tabula gratulatoria. Die Universität Heidelberg war bei diesen Festlichkeiten durch den Prorektor vertreten.

Digitized by Google

Schriftlich übermittelt wurden die Glückwünsche der Universität der Brown University in Providence, Rhode Island zur Feier des 150jährigen Bestehens.

Mit besonderer Freude gedenken wir auch hier der Feier, die der ordentliche Professor Exzellenz Dr. Leo Koenigsberger zu Ende des Wintersemesters 1913/14 begehen durfte: der Feier des 100. Semesters akademischer Lehrtätigkeit. Der Prorektor überbrachte dem Jubilar die Glückwünsche der Universität. Das der Universität überlassene Exemplar der anlässlich der Feier geprägten Bronzeplakette wurde dem Universitätsarchiv überwiesen.

Seiner Exzellenz dem Geheimen Rat Professor Dr. Wilhelm Erb und dem ausserordentlichen Professor Dr. Johannes Scherrer wurden zum 50jährigen Doktorjubiläum die Glückwünsche des Senats schriftlich übermittelt, ebenso dem Geheimen Rat Professor Dr. Georg Quincke zum 80. Geburtstage.

Am 18. und 19. Juli 1914 veranstaltete die Universität unter dem Protektorate des Grossherzogs ein Akademisches Turn- und Sportfest der benachbarten 5 Hochschulen Darmstadt, Giessen, Heidelberg, Karlsruhe und Marburg, zu welchen sich über 300 Wettkämpfer gemeldet hatten, die zusammen fast 500 Nennungen abgaben. Heidelberg stellte reichlich 100 Teilnehmer.

Im Vordergrunde der Wettkämpfe standen die turnerischen Zwölf-, Sechs- und Dreikämpfe; dazu kamen Turnspiele sowie Wettkämpfe im Sport, Schwimmen, Tennis, Rudern und Hockey. In allen Kampfarten wurden gute und zum Teil hervorragende Leistungen erzielt, sodass an 164 Sieger Kränze und Diplome verteilt werden konnten. Für die besten Leistungen in den volkstümlichen Übungen hatte der Reichsausschuss für Olympische Spiele 13 Kaiser Wilhelm-Plaketten mit Urkunden gestiftet, ausserdem die 5 Hochschulen je einen Ehrenkranz für die ersten Sieger. Die siegende Mannschaft in der 500 m Hochschul-Stafette erhielt den Ehrenkranz des Hohen Protektors, den der Kultusminister Exzellenz Dr. Böhm im Auftrage des Grossherzogs überreichte. Das Fest nahm einen glänzenden Verlauf.

Auf der Sonderausstellung der Student der internationalen Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik in Leipzig hatte die Universität eine kleine Serie photographischer Reproduktionen ausgestellt.

Die 5. Studienreise badischer Gymnasiallehrer, der der Besuch Roms, Süditaliens, der ionischen Inseln, Delphies, Olympias, Siziliens und der Regentschaft Tunis galt, fand unter der Leitung des Direktors des archäologischen Instituts Geheime Hofrat Professor Dr. von Duhn von Ende März bis Anfang Juni 1914 statt.

Digitized by Google

Über die Universitäts-Institute und über bauliche Herstellungen im abgelaufenen Jahre ist zu berichten:

Mit der Verlegung des botanischen Gartens von der Bergheimer Strasse nach dem Stadtteil Neuenheim (Mönchhofstrasse) wurde begonnen und die Gebäulichkeiten (Obergärtnerhaus und die Gewächshäuser) soweit fertiggestellt, dass dieselben im Laufe des kommenden Frühjahrs zur Benützung übergeben werden können.

Der Erweiterungsbau der Augenklinik wurde Ende Dezember 1913 bezogen. Der östliche Aufbau wurde begonnen, musste aber infolge des Kriegsausbruches eingestellt werden; ebenso musste die umfangreiche Projektbearbeitung für die klinischen Erweiterungsbauten bis zur Kriegsbeendigung verschoben werden.

Die Fassaden des Friedrichsbaues und des Dienerhäuschens wurden neu hergerichtet.

Im anatomischen Institut wurden verschiedene bauliche Änderungen und Verbesserungen ausgeführt, die einen erheblichen hygienischen Fortschritt bedeuten.

Das juristische Seminar, welches seither in den östlichen Erdgeschossräumen des neuen Kollegienhauses untergebracht war, wurde in das Gebäude des Unterländer Studienfonds, Augustinergasse 9, verlegt; die dadurch freigewordenen Räume wurden dann dem archäologischen Institut überwiesen.

Die Universitätskinderklinik ist im Berichtsjahre durch einen Neu- und Umbau beträchtlich erweitert und vergrössert worden.

Wir danken der Grossh. Regierung und den Landständen für die Bereitstellung der Mittel zu all diesen Neubauten und baulichen Verbesserungen an unseren Universitäts-Gebäuden, sowie für die reichen Zuwendungen, durch die im Berichtsjahre eine grosse Anzahl von Instituten bedacht worden sind.

Die Universität und deren Institute haben auch von anderer Seite im abgelaufenen Berichtsjahre zahlreiche und zum Teil sehr wertvolle Schenkungen erhalten; sie sind in einem Anhang zu dieser Chronik besonders verzeichnet. Daraus werden an dieser Stelle besonders hervorgehoben:

Herr Dr. Hugo Trommsdorff in Heidelberg errichtete in dankbarer Erinnerung an die folgenreichen Anregungen im Bunsen'schen Laboratorium gelegentlich seines 50jährigen Doktorjubiläums am 19. Dezember 1913 eine „Hugo Trommsdorff-Stiftung" mit einem Kapital von 20000 Mark, dessen Zinsertrag durch den Direktor des Institutes zur Hälfte einem mit einer wissenschaftlichen Arbeit beschäftigten Praktikanten des chemischen Institutes unserer Hochschule. zur anderen Hälfte einem an demselben tätigen ausserordentlichen Professor, Dozenten oder Assistenten zur

Digitized by Google

Beihilfe bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten auf dem Gebiete der Chemie oder der physikalischen Chemie zugewiesen werden soll. Die Verleihung des Zinsertrages der „Hugo Trommsdorff-Stiftung“ erfolgte zum ersten Male an cand. chem. Georg Kraemer und a. o. Professor Dr. Trautz.

Der am 7. März 1914 in Stuttgart verstorbene Kunstmaler Karl Happel hat zur Errichtung einer Stiftung zur Förderung der Sternkunde den Betrag von 250000 Mark vermacht. Die Zinsen dieser hochherzigen Stiftung, die als „Happel-Stiftung“ genehmigt ist, werden der Sternwarte in besseren Zeiten manche wissenschaftliche Arbeit ermöglichen, zu der sie bei ihren beschränkten Mitteln seither nicht in der Lage war.

Weiter erhielt die Grossh. Sternwarte von einem Heidelberger Gelehrten, der nicht genannt sein will, für instrumentelle Zwecke 10000 Mark geschenkt.

Dem Fond zur Errichtung eines Krebsinstituts sind in der Zeit vom 1. November 1913 bis dahin 1914 Zuwendungen in einer grösseren Anzahl von Beträgen gemacht worden, die zusammen 29753 Mk. 90 Pf. ausmachen.

Dieses Institut hat ausserdem von einem Geber, der ungenannt bleiben will, ein Kapital von 52855 Mk. 50 Pf. zugewendet erhalten. Diese Schenkung soll ausschliesslich der wissenschaftlichen Abteilung des Krebsinstituts zugute kommen.

Das Radiologische Institut erhielt wertvolle Schenkungen von Herrn Rittergutsbesitzer Dr. Fleischer in Wiesbaden: Einen grossen Quarz-Spektralapparat, sowie Mesothor-Aktinium- und Radium-Präparate, deren volle Lieferung vonseiten der Bezugsquellen gegenwärtig allerdings noch aussteht.

Die Herren Landgerichtsrat Dr. Walter Leser in Mannheim und Gerichtsassessor Dr. Guido Leser in Heidelberg haben die Bibliothek ihres Vaters Professor Dr. Emanuel Leser der Universitätsbibliothek zum Geschenk gemacht. Diese Schenkung ist nicht allein ihrem Umfange, sondern auch ihrem Inhalte nach eine der wertvollsten, die seit vielen Jahren uns zuteil geworden sind. Sie ist besonders wertvoll durch ihren Reichtum an höchst seltenen Werken, besonders Broschüren und Flugschriften zur Geschichte der englischen Volkswirtschaft im 17. und 18. Jahrhundert.

Herr Kunstmaler Johannes Marx in Frankfurt a. M., ein geborener Heidelberger, machte der Universitäts-Bibliothek das von ihm gemalte Ölporträt des Professors Dr. Karl Gegenbaur zum Geschenk.

Es ist für mich eine angenehme Pflicht, diesen und allen anderen Gebern im Namen der Universität öffentlich Dank zu sagen.

Digitized by Google

Preisaufgaben.

Die im letzten Jahre gestellten Preisaufgaben haben eine Bearbeitung nicht gefunden.

Da der Universität jedoch zuverlässig bekannt geworden ist, dass die Bearbeitung einiger Preisaufgaben in Angriff genommen war, die Bearbeiter aber an der Fertigstellung der Arbeiten durch den Krieg verhindert waren, werden mit Zustimmung des Grossh. Ministeriums des Kultus und Unterrichts die für das Studienjahr 1913/14 gestellten Preisaufgaben nochmals bekannt gegeben:

Es waren folgende Preisaufgaben aufgestellt:

Von der theologischen Fakultät:

„Der kulturelle Hintergrund der Patriarchensagen in der Genesis soll beschrieben und auf seine Verwendbarkeit für die Zeichnung der Vorgeschichte Israels geprüft werden."

Von der juristischen Fakultät:

„Enthielt die formula Publiciana das Erfordernis der bona fides?"

Von der medizinischen Fakultät:

„Studien über Einheilung von Paraffin und Fettgewebe eventuell anderer Substanzen zur Kompression der tuberkulösen Lunge."

Von der philosophischen Fakultät:

I. Aus dem Gebiete der Volkswirtschaftslehre:

„Es sollen die Fehler der vergleichenden Finanzstatistik dargelegt, die Fehlerquellen untersucht und die Möglichkeiten, zu einer Finanzstatistik zu gelangen, die volkswirtschaftliche Schlüsse erlaubt, erwogen werden."

II. Aus dem Gebiete der orientalischen Philologie:

„Die den babylonisch-assyrischen Gottheiten in den astrologischen Inschriften zugeschriebenen Eigenschaften und Handlungen sind eng begrenzt. Die Fakultät wünscht eine Untersuchung darüber, wie weit sich der Umkreis der hier aus-

Digitized by Google

gedrückten Vorstellungen mit denen der religiösen in den Keilinschriften niedergelegten Literatur berührt oder deckt, und wieviel davon eventuell sumerisches Erbgut sein kann."

III. Aus dem Gebiete der englischen Philologie:

„Die Reste des heidnischen Mythus und Aberglaubens bei den Angelsachsen."

Von der naturwissenschaftlich-mathematischen Fakultät:

„Untersuchungen über den Bau der Statocysten einiger dekapoder Crustaceen."

Die allgemeinen Bedingungen des Wettbewerbs für diese Preisaufgaben sind:

a) der Verfasser muss im Sommersemester 1914 Studierender der Universität Heidelberg gewesen sein;

b) die Abhandlungen sind längstens am 15. Oktober 1915 auf dem Universitäts-Sekretariat abzugeben;

c) der Name des Verfassers muss in einem versiegelten Umschlag enthalten sein, welcher gleich wie die Abhandlung mit einem Motto überschrieben ist;

d) die übergebene Abhandlung muss in gut leserlicher Schrift gefertigt sein;

e) die preisgekrönten oder mit einem „accessit" versehenen Arbeiten verbleiben im Universitäts-Archiv, dürfen aber unter den gleichen Bedingungen wie die Inaugural-Dissertationen gedruckt werden.

Für das Studienjahr 1914/1915 sind folgende Preisaufgaben gestellt:

Von der theologischen Fakultät:

„Die religiöse und die ethische Beurteilung des Krieges."

Von der juristischen Fakultät:

„Das Wiederaufnahmeverfahren im Strafprozess, seine Notwendigkeit, seine Mängel und deren Reform."

Von der medizinischen Fakultät:

„Plastische Anatomie der Leitungsbahnen des menschlichen Zentralnervensystems."

Von der naturwissenschaftlich-mathematischen Fakultät:

„Die Idee der Pade'schen Tafel ist in Verfolgung mehrerer Ansätze von Hermite und Pincherle auf den Fall von zwei oder mehr Potenzreihen auszudehnen. Dabei soll nicht nur die formale Seite des Problems erledigt, sondern auch die Frage der Convergenz wenigstens nach einigen Richtungen untersucht werden."

Digitized by Google

Von der philosophischen Fakultät werden im Einverständnisse mit Grossh. Ministerium des Kultus und Unterrichts keine neuen Preisaufgaben gestellt.

Die allgemeinen Bedingungen des Wettbewerbs für diese Preisaufgaben sind:

a) der Verfasser muss zur Zeit der Übergabe seiner Abhandlung noch hiesiger akademischer Bürger sein und darf noch keinen akademischen Grad besitzen;

b) die Abhandlungen sind längstens am 15. Oktober 1915 auf dem Universitäts-Sekretariat abzugeben;

c) der Name des Verfassers muss in einem versiegelten Umschlag enthalten sein, welcher gleich wie die Abhandlung mit einem Motto überschrieben ist;

d) die übergebene Abhandlung muss in gut leserlicher Schrift gefertigt sein;

e) die preisgekrönten oder mit einem „accessit" versehenen Arbeiten verbleiben im Universitäts-Archiv, dürfen aber unter den gleichen Bedingungen wie die Inaugural-Dissertationen gedruckt werden.

Sodann ist gemäss der Bestimmungen der Hofrat Moos'schen Stipendien-Stiftung von dem Direktor der Ohrenklinik als Preisfrage aufgestellt und von der medizinischen Fakultät genehmigt worden:

„In dem als „Hiatus subarcuatus" bezeichneten Gebilde münden, soweit bisher bekannt, Blutgefässe, die aus dem Warzenfortsatz stammen, in die Dura mater ein; wahrscheinlich gehen von dieser Stelle aus Gefässe auch auf die Hirnrinde über, und allem Anscheine nach sind auf diesem Wege Fortleitungen von Entzündungsprozessen aus dem Ohre zum Gehirn möglich. Es wird gewünscht, dass über die Blut- und Lymphgefässe des Canalis subarcuatus und ihre Verbindungen mit der Dura und Hirnrinde an Embryonen und womöglich auch an Erwachsenen Untersuchungen angestellt werden."

Zur Bearbeitung der Preisaufgabe sind zugelassen die Studierenden und Assistenten der Universität Heidelberg.

Der Verfasser der als preiswürdig befundenen Arbeit erhält das 3jährige Zinserträgnis der Hofrat Moos-Stiftung.

Bearbeitungen sind spätestens am 1. Mai 1916 auf dem Universitäts-Sekretariat abzugeben, sie müssen, wie der ihr beizulegende versiegelte Umschlag, der den Namen des Verfassers enthält, mit einem Motto überschrieben sein.

Digitized by Google

Beilage I.

Verzeichnis

der Regierungen, Gesellschaften und Privatpersonen, welche den Universitätsanstalten in der Zeit vom 1. November 1913 bis dahin 1914 Geschenke überwiesen haben:

I. Der Grossh. Universitäts-Bibliothek:

Karlsruhe.

Ministerium des Grossh. Hauses, der Justiz und der auswärtigen Angelegenheiten.
Grossh. Ministerium des Kultus und Unterrichts.
Grossh. Ministerium des Innern.
I. Kammer der Bad. Ständeversammlung.
II. Kammer der Bad. Ständeversammlung.
Grossh. Verwaltungshof.
Grossh. Zoll- u. Steuerdirektion.
Grossh. Forst- und Domänendirektion.
Generaldirektion der Grossh. Bad. Staatseisenbahnen.
Oberdirektion des Wasser- und Strassenbaues.
Grossh. Statistisches Landesamt.
Grossh. Hof- und Landesbibliothek.
Grossh. Landesgewerbeamt.
Bad. Landwirtschaftskammer.
Bad. Historische Kommission.
Landesversicherungsanstalt Baden.
Kreisausschuss.
Handelskammer für die Kreise Karlsruhe und Baden.
Zentralleitung des Landesverbands der Bad. Bezirksvereine für Jugendschutz und Gefangenenfürsorge.
Bad. Landes-Wohnungs-Verein.
Bad. landwirtschaftl. Berufsgenossenschaft.
Landgericht.
Archivkommission der Haupt- und Residenzstadt.
Bad. Landes-Bibelgesellschaft.
Prof. Dr. O. Fritsch.
Gustav Rommel.

Heidelberg.

Akademisches Direktorium.
Engerer Senat der Universität.
Philosophische Fakultät.
Heidelberger Akademie der Wissenschaften.
Grossh. Sternwarte.
Akademische Lesehalle.
Kreisausschuss.
Stadtrat.
Handelskammer für den Kreis Heidelberg nebst der Stadt Eberbach.
Städtische Bibliotheken.
Städtisches Verkehrsbureau.
Naturhistorisch - Medizinischer Verein.
Aerztlicher Verein.
Heidelberger Schlossverein.
Redaktion der Philosophie der Gegenwart.
Verlag des Pfälzer Boten.
Verlag der Heidelberger Neuesten Nachrichten.
Verlag des Heidelberger Tageblatts.
Wirkl. Geh. Rat Prof. Dr. Arnold, Exzellenz.
stud. M. J. Barilari.
Albert Battlehner.
Geh. Kirchenrat Prof. D. Joh. Bauer.
cand. Theodor Bauer.
Prof. Dr. Brandt.
Erich Brühl.
Volontär-Assistent Dr. H. Burckhardt.
Hofantiquar Carlebach.
Prof. Dr. O. Cartellieri.
Bibliotheks-Kustos Dr. Crone.
Oberleutnant a. D. v. Dalbenden.
Geh. Hofrat Prof. Dr. v. Domaszewski.
Buchhändler J. H. Eckardt.
Privatdozent Dr. Ehrenberg.
Verlagsbuchhandlung Adolph Emmerling & Sohn.
Prof. Dr. Ernst.
Universitäts-Buchhändler Faust.
Universitäts-Bibliothekar Dr. Finke.
Prof. Dr. Fritz Fleiner.
Geh. Rat Prof. Dr. Fürbringer.
Prof. Dr. Goldschmidt.
Geschwister le Goullon.
Oberstleutnant a. D. G. A. Grohe.
Privatdozent Dr. Güntert.
Privatdozent Dr. Gundelfinger.
Kais. Rechnungsrat Dr. Häberle.
Prof. Dr. August Hausrath.
Universitäts-Buchbindermeister K. Hohmeister.
Hofrat Holzer.
Geh. Rat Prof. Dr. Hoops.
Verwaltungs-Assistent Jahn.
stud. Oskar Ismer.
Privatdozent Dr. Frhr. v. Künssberg.
Gerichtsassessor Dr. G. Leser
Geh. Kirchenrat Prof. Dr. Lemme.
Prof. Dr. Levy.
Geh. Hofrat Prof. Dr. v. Lilienthal.
Konservator K. Lohmeyer.
Frl. Auguste v. Maczewski.
Prof. Dr. Neckel.
Prof. Dr. Carl Neumann.
Privatdozent Dr. Olschki.
Prof. Dr. Perels.
Privatdozent Dr. Pfister.
Frau Prof. Pockels.
Prof. Dr. Port.
Dr. K. Preisendanz.
Dr. Karl Reis.
Prof. Dr. Ruska.
Privatdozent Dr. Salz.

Digitized by Google

Prof. Dr. Schneegans.
Frau Dekan Schneider.
Dr. Franz Schneider.
Geh. Rat Prof. Dr. Schröder.
Universitäts-Bibliotheksdiener J. A. Schwarz.
Universitäts-Bibliothekar Prof. Dr. Sillib.
Geh. Hofrat Prof. Dr. Stäckel.
Prof. Dr. Stählin.
Lektor L. R. M. Strachan.
Rev. W. C. Sydney.
Prof. Dr. Trautz.
Prof. Dr. Wätjen.
Prof. Dr. Max Weber.
Dr. W. Weinreich.
Hauptmann a. D. Dr. Westermann.
Frau Oberbürgermeister Wilckens.
Finanzrat a. D. Wilckens.
Bibliotheksdirektor Geh. Hofrat Prof. Dr. Wille.
Dr. L. Wilser.
Geh. Rat Prof. Dr. Windelband.
Generalmusikdirektor Prof. Dr. Wolfrum.

Adelsheim.

Grossh. Bezirksamt.

Augustenberg.

Grossh. Landwirtschaftliche Versuchsanstalt.

Baden-Baden.

Kreisausschuss.
Städtische Historische Sammlungen.

Diersburg.

Oberst E. Frhr. Röder v. Diersburg.

Freiburg.

Grossh. Universitäts-Bibliothek.
Kreisausschuss.
Handelskammer.
Reichs-Limeskommission.
Badischer Bauernverein.
Badischer Schwarzwaldverein.
Herdersche Verlagsbuchhandlung.

Furtwangen.

Grossh. Landesgewerbeamt. Filiale Furtwangen.

Konstanz.

Kreisausschuss.
Handelskammer.
Handwerkskammer für die Bad. Kreise Konstanz, Villingen und Waldshut.

Lahr.

Handelskammer für den Kreis Offenburg und Amtsbezirk Ettenheim.

Lörrach.

Kreisausschuss.

Mannheim.

Kreisausschuss.
Handelskammer.
Bibliothek der Handelshochschule.
Statistisches Amt der Stadt Mannheim.
Städtische Zentralbibliothek.
Altertumsverein.
Landgerichtsrat Dr. W. Leser.
Pfarrer Dr. V. Schwöbel.
Rechtsanwalt Dr. L. Seelig.

Moosbach.

Kreisausschuss.

Müllheim.

Grossh. Bezirksamt.

Neuenweg.

Pfarrer W. Siebert.

Pforzheim.

Handelskammer.
Stadtrat G. A. Nollert.

Schopfheim.

Handelskammer für die Kreise Lörrach und Waldshut.

Villingen.

Kreisausschuss.

Waldshut.

Kreisausschuss.

Weinheim.

Dr. F. C. Freudenberg.

Augsburg.

Dr. Otto Reichel.

Bad Nauheim.

Dr. Alfred Martin.

Bamberg.

Esperanto-Verein.

Berlin.

Reichs-Marine-Amt.
Reichs-Eisenbahn-Amt.
Kaiserl. Patentamt.
Kaiserl. Statistisches Amt.
Kaiserl. Aufsichtsamt für Privatversicherung.
Bureau des Deutschen Reichstags.
Kgl. Preuss. Ministerium des Innern.
Kgl. Preuss. Justizministerium.
Kgl. Preuss. Finanzministerium.
Kgl. Preuss. Hauptverwaltung der Staatsschulden.
Kgl. Ministerium für Landwirtschaft, Domänen und Forsten.
Bureau des Preuss. Hauses der Abgeordneten.
Kgl. Bibliothek.
Kaiser-Wilhelms-Akademie für das militärärztliche Bildungswesen.
Kgl. Landwirtschaftliche Hochschule.
Kgl. Geologische Landesanstalt.
Statistisches Amt d. Stadt Berlin.
Handelskammer.
Stadtbibliothek.
Direktion des Märkischen Museums.
Zentral-Ausschuss für die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche.
Evangelischer Bund.
Geschäftsstelle des Vereins zur Hebung der Sittlichkeit.
Deutscher Verein gegen den Missbrauch geistiger Getränke.
Deutscher Handelstag.
Reichsverband der deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften.
Deutscher Landwirtschaftsrat.
Bund der Industriellen.
Deutscher Ostmarkenverein.
Deutsche Kolonialgesellschaft.
Deutsch-Argentinischer Zentralverband zur Förderung wirtschaftlicher Interessen.

Digitized by Google

Deutscher Apothekerverein.
Zentralstelle für Balneologie.
Geschäftsstelle der Bibliographie der Sozialwissenschaften.
Luft-Fahrzeug-Gesellschaft.
Deutsche Erdöl - Aktiengesellschaft.
Deutscher Verein von Gas- und Wasserfachmännern.
Kyffhäuser-Verband der Vereine deutscher Studenten.
Verlagsbuchhändler O. Coblentz.
Geh. Oberregierungsrat Prof. Dr. H. Diels.
Dr. Hans Robert Engelmann.
Verlagsbuchhändler R. Friedländer & Sohn.
Aron Hirsch.
Dr. P. Katzenelsohn.
Geh. Rat Prof. Dr. Dietrich Schäfer.
Prof. C. G. Schillings.
Syndikus Dr. Rudolf Schneider.
Vaterländische Verlags- und Kunstanstalt.

Biebrich.

Kalle & Co.

Bochum.

Handelskammer.

Braunschweig.

Verlagsbuchhandlung George Westermann.

Bremen.

Handelskammer.
Kammer für Kleinhandel.
Norddeutscher Lloyd.
Dr. Leopold Behrens.

Breslau.

Königliche und Universitäts-Bibliothek.
Vizekonsul Fritz Ehrlich.

Burg (Bez. Magdeburg).

August Hopfer's Buchdruckerei.

Charlottenburg.

Kaiserl. Normal-Eichungs-Kommission.
Dr. O. Weisleder.

Chemnitz.

Direktion der Städt. Oberrealschule.

Dahlem.

Kaiserl. Biologische Anstalt für Land- und Forstwirtschaft.

Danzig.

Bücherei der Kgl. Technischen Hochschule.

Darmstadt.

Direktor der Kunst- und historischen Sammlungen.
Prof. Th. Beck.
Dr. Karl Esselborn
E. Merck, Chem. Fabrik.

Delitzsch bei Leipzig.

Dr. Albanus.

Detmold.

Fürstl. Landesbibliothek.

Dresden.

Königl. Öffentliche Bibliothek.

Düsseldorf.

Bibliothek d. Städt. Gymnasiums.
Rheinischer Verein für Kleinwohnungswesen.
Verein deutscher Eisenportlandzement-Werke.
Rheinische Metallwaren- und Maschinenfabrik.
Dr. R. A. Keller.
Dipl.-Berging. W. Pieper.

Erlangen.

Universitäts-Bibliothek.
Richard Ludloff.

Frankenthal.

Altertumsverein.
Verlag der Frankenthaler Zeitung.

Frankfurt a. M.

Kaiserl. Archäologisches Institut, Römisch-Germanische Kommission.
Handelskammer.
Stadtbibliothek.
Senckenbergische Bibliothek.
Freiherrlich Carl v. Rothschildsche öffentliche Bibliothek.
Deutscher Vegetarier-Bund.
Buchhandlung Franz Benjamin Auffarth.
Verlags-Buchhandlung Moritz Diesterweg.
Kunstmaler Johannes Marx
Verlag der Frankfurter Universitäts-Zeitung.

Grünstadt.

Altertumsverein.

Halle.

Kaiserlich Leopoldinisch-Carolinische Deutsche Akademie der Naturforscher.
Evangelischer Bund.
Deutscher Notarverein.
Verlagsbuchhandlung Carl Marhold.

Hamburg.

Deutsche Seewarte.
Zentralstelle des Hamburgischen Kolonialinstituts.
Handelsstatistisches Amt.
Zentralverband der Handlungsgehilfen und -Gehilfinnen Deutschlands.
Deutschnationaler Handlungsgehilfen-Verband.
Zentralverband deutscher Konsumvereine.
A. Sinram.

Hanau.

Direktion der Oberrealschule.

Hannover.

Magistrat.

Hildburghausen.

Oberschulrat Dr. Rittweger.

Hirschhorn a. N.

Architekt Reinhardt Has.
Pfarrer Dr. Preuschen.

Höchst a. M.

Farbwerke vorm. Meister, Lucius & Brüning.

Kaiserslautern.

Bau- und Steinsetzmeister Chr. Hocke.

Kiel.

Kgl. Institut für Seeverkehr und Weltwirtschaft.

Digitized by Google

Verband öffentlicher Feuerversicherungs-Anstalten für Deutschland.

Köln.

Handwerkskammer.
Verband der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein.
Rhein- und See-Schiffahrts-Gesellschaft.
Vorstand des Zentralverbandes christlicher Holzarbeiter Deutschlands.

Kreuznach.

Antiquar.-historischer Verein.

Kulmbach.

Dr. Josef Dobmeyer.

Leipzig.

Kgl. Sächsische Kommission für Geschichte.
Deutsche Bücherei des Börsenvereins der deutschen Buchhändler.
Verband deutscher Handlungsgehilfen.
Dr. Georg Bauer.
Dr. Franz Pogatscher.
Verlagsbuchhandlung Georg Thieme.
Buchhandlung A. Twietmeyer.
Verlagsbuchhandlung F. C. W. Vogel.

Liegnitz.

Handelskammer.

Limburg a. d. L.

Handelskammer.

Ludwigshafen a. Rh.

Handelskammer.

Magdeburg.

Ronald Kessler.

Mainz.

Alldeutscher Verband.

Marburg.

Direktion des Kgl. Gymnasium Philippinum.

Metz.

Museum der Stadt Metz.

Moseberg.

Rittergutsbesitzer Gotthold Lessing.

München.

Technische Hochschule.
Deutsches Museum.
Historisches Museum der Stadt München.
E. O. v. Druffel.

Münster i. W.

Handelskammer.

Neckarsteinach.

Stadtpfarrer Dr. Veit.

Neustadt a. d. H.

Prof. Dr. C. Mehlis.

Niederbronn i. E.

Charles Matthis.

Planegg bei München.

Berlepsch-Valendàs.
L. Jankau.

Plauen i. V.

Vogtländischer Anzeiger

Potsdam.

Kgl. Geodätisches Institut.

Rawitsch.

Kgl. Strafanstalt.

Reisach.

P. Redemptus a Cruce.

Schöneberg.

Statistisches Amt der Stadt Berlin-Schöneberg.

Siemensstadt bei Berlin.

Siemens-Schuckertwerke.

Speyer.

Kgl. Bayerisches Protestantisches Konsistorium.

Strassburg.

Kaiserl. Universitäts- und Landes-Bibliothek.
Statistisches Landesamt für Elsass-Lothringen.
Paul Heitz.

Stuttgart.

Handwerkskammer.
Bibliothek der Zentralstelle für Handel und Gewerbe.

Trier.

Direktion des Kgl. Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums.

Tübingen.

Kgl. Universitäts-Bibliothek.
Schwäbischer Albverein.
Verlagsbuchhandlung J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Weimar.

Goethe-Gesellschaft.

Wiesbaden.

H. Christiansen.

Worms.

Grossh. Handelskammer.

Würzburg.

Königl. Universität.

Agram.

Königl. Statistisches Landesamt.

Alabama.

Geological Survey.

Albany.

Education Department of the State of New-York

Aussig.

Paul v. Schönfeld.

Baltimore.

American Bar Association.

Batavia.

Hoofdbureau van het Mijnwezen.

Digitized by Google

Boston.

Peter Bent Brigham-Hospital.
American Association of Genito-Urinary Surgeons.
George D. Buchanan.

Brüssel.

Prof. Ernest Nys.

Budapest.

Société littéraire française de Budapest.

Buenos Aires.

Facultad de Filosofia y Letras.
Facultad de Derecho y Ciencias sociales.
Direction générale de Statistique municipale.
Deutscher Wissenschaftlicher Verein.
Sociedad de Oftalmologia.
T. Ugarte.

Buffalo.

Buffalo Medical Journal Office.

Calcutta.

Office of Superintendent of Government Printing, India.
The Director, Geological Survey of India.

Cambridge (England).

Trustees of the „E. J. W. Gibb Memorial".
Dr. Agnes Smith Lewis.

Cambridge (Mass.).

Harvard College Library.
Morris Loeb.

Cava di' Tirreni.

Saverio Gianni.

Chicago.

German American Historical Society of Illinois.
City Club.
Aug. J. Stenstrand.
Jacob T. Wainwright.

Czernowitz.

Prof. Dr. G. A. Gerhard.

Florenz.

Biblioteca Nazionale Centrale.

Formosa.

Bureau of productive Industries.

Gent.

Universitäts-Bibliothek.

Grand Forks.

University of North Dakota.

Graz.

Dekanat der medizinischen Fakultät.

Greenwich.

The Astronomer Royal, Royal Observatory.

Groningen.

Bibliotheek der Rijks-Universiteit.

Haag.

Ministerie van Binnenlandsche Zaken.
Commissie voor's Rijks geschiedkundige Publicatiën.

Haarlem.

Nederlandsche Bot. Vereeniging.

Helsingfors.

Meteorologische Zentralanstalt.

Hermannstadt.

Sebastian-Hann-Verein für heimische Kunstbestrebungen.

Hongkong.

Universität.

Hot Springs.

American Climatological Association.

Jassy.

Universität.

Ithaca.

Cornell University Library.

Karlsbad.

Stadtrat.

Klausenburg.

Sodalitas de cultu et humanitate in Hungaria.

Kopenhagen.

Conseil permanent international pour l'exploration de la mer.
Selskab for jydsk historie og topografi.

Krakau.

Kaiserl. Akademie der Wissenschaften.

La Plata.

Universidad nacional de La Plata.

Lausanne.

Privatdozent Dr. F. J. K. Geissler.

Lemberg.

Universität.
Hofrat Prof. Dr. Gustav Ritter v. Roszkowski.
Prof. Dr. Rydygier.

Lissabon.

Instituto bacteriologico Camara Pestana.
Visconte de Santarem.

Liverpool.

Gipsy Lore Society.

London.

Royal Society.
British Association for the Advancement of Science.
The Salvation Army.
India Office.
Lady Durning Lawrence.
Mrs. Ludwig Mond.
Robert M. Theobald.

Luzern.

Renward Brandstetter.

Macon.

Académie de Macon.

Mailand.

Silvio Pagani.

Digitized by Google

Manila.

Bureau of Science.

Mexico.

Secretaria de instruccion publica y bellas artes.
Secretaria de communicaciones y obras publicas.

Minneapolis.

University of Minnesota, Experiment Station, Bureau of Mines.
University of Minnesota Library.

Modena.

R. Biblioteca Estense ed Universitaria.

Moskau.

Landwirtschaftliches Institut.

New York.

University Club.
Carnegie Foundation for the Advancement of Teaching.
Rockefeller Institute for Medical Research.
Bellevue and Allied Hospitals.
Society for experimental Biology and Medicine.
William Wood & Comp.

Oberlin, Ohio.

Oberlin College Library.

Ottawa.

Canada Department of Mines, Geological Survey.

Pará.

Museu Goeldi.

Paris.

Ministère de l'instruction publique et des beaux arts.
Ministère de la Justice.
Musée Guimet.
Buchhandlung Hachette et Cie.

St. Petersburg.

Unterrichtsminister Dr. L. Casso.

Philadelphia.

College of Physicians.
Association of American Physicians.
Department of City Controller.
C. B. Moore.
John M. Walton.

Pozsony.

Prof. Dr. v. Pázmány.

Princeton.

University Library.

Pusa.

Agricultural Research Institute.

Rapid City.

South Dakota School of Mines.

Rio de Janeiro.

Bibliotheca de Ministerio da Viação e Obras Publicas.
Instituto Oswaldo Cruz.

Rom.

Direzione generale della statistica e del lavoro.
Corpo reale delle miniere, Ufficio geologico.
A. F. di Silvestri-Falconieri.

Rouen.

Alfred Ravet.

S. Albans.

G. E. Bullen.

St. Andrews.

University Library.

St. Louis.

Washington University Medical School.
F. C. D. Guessel.

San Francisco.

The Lane Medical Library.

St. Gallen.

Dr. J. J. Hilty.

St. Paul.

Direktion des K. K. Stiftsgymnasiums.

Santiago.

Universidad de Chile.

Smichow.

Em. de Lešehrad.

Stockholm.

Königl. Bibliothek.
Service géologique de Suède.

Tiflis.

Curateur de l'Arrondissement scolaire du Caucase.

Tokyo.

Waseda-Universität.

Toronto.

University.

Triest.

Dr. Friedrich Schürr.

Turin.

Istituto giuridico della Università.

Ujverbász.

Carl Mauer.

Utrecht.

Provinciaal Utrechtsch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen.

Virginia.

Philosophical Society.

Washington.

Department of the Interior.
Department of Commerce and Labor. Division of Publications. Bureau of Standards. Bureau of the Census. U. S. Coast and Geodetic Survey.
Office of the Surgeon General, U. S. Army.
U. S. Geological Survey.
Library of Congress.
Carnegie Institution.
Carnegie Endowment for International Peace.
Smithsonian Institution.
American Historical Association.
American Urological Association.
Truman G. Palmer.

Digitized by Google

Wellington.
University of New-Zealand.

Wien.
K. K. Statistische Central-Commission.

Gesellschaft für innere Medizin und Kinderheilkunde.
Dr. Albert Kann.
Dr. Raimund Müller.

Worcester, Mass.
Clark University.

Zürich.
Rektor der Universität.

II. Dem Anatomischen Institut:

1. Aegyptisches Material und zwar: 37 Schädel und zwei Mumien. Diese Geschenke stammen von den durch die Heidelberger Akademie der Wissenschaften (Stiftung Lanz) subventionierten Grabungen in Aegypten.
2. Ein seltenes Präparat der menschlichen Entwicklung, von Herrn Dr. Brenner, prakt. Arzt in Heidelberg.
3. Ein Schädel eines Inka aus dem Gräberfelde von Ancon, von Herrn Generalarzt Dr. Spiering hier.

III. Dem Pathologischen Institut:

Der verstorbene Dr. Hermann Mays in Heidelberg vermachte dem Institut sein Mikroskop.

IV. Dem Archäologischen Institut.

Abteilung für alte Kunst und Geschichte:

Grossh. Ministerium des Kultus und Unterrichts: Weitere Lieferungen des Limeswerks und des Brunn-Arndt'schen Porträtwerks.
Herr und Frau Bücking-Alsfeld: 200 Mk.
Freiburg (unbenannt): 10 Mk.
Prof. Dr. Fritsch-Karlsruhe: Berichte über die bad. Studienreise.
Pr. R. Pagenstecher: 14 Scherben aus der Umgebung der Kuppelgräber in Eleusis; Bronzestatuette aus Aegypten (Aphrodite bei der Toilette, Abguss).
Dr. B. Pharmakowsky-Petersburg: Zwei Abgüsse reliefkeramischer Schalenböden.
Dr. W. Schick-Freiburg: Ueber Kolossalstatuen.
Geh. Hofrat Dr. v. Sieglin-Stuttgart: Sieglin-Exped. II, 3.

Abteilung für neuere Kunst:

Grossh. Ministerium des Kultus und Unterrichts: Kunstdenkmäler des Grossherzogtums Baden IX, 2.
Basel, öffentliche Kunstsammlung: Jahresbericht 65.
Köln, Museum für ostasiatische Kunst: Führer durch das Museum.
Erfurt. Städt. Museum: Jahresbericht 1912/13.
New York, Metropolitan Museum of art: Bulletin und Jahresbericht.
Privatdozent Dr. Fr. Burger, München: Deutsche Malerei 1. — Meisterwerke der Plastik Bayerns 1, 2.
Dr. V. Golubew, Paris: Ars Asiatica I und II.
John G. Johnson, Philadelphia: Dreibändiger Katalog der Sammlung Johnson.
H. Kraussé d'Avis: Verschiedene Stiche und Kunstblätter.
Gymn.-Direktor Dr. Luckenbach: Badische Kirchen und Klöster im Unterricht.
Prof. Dr. C. Neumann: Oeuvre de Lucas v. Leyden (Amand-Durand). — Eaux fortes de A. van Dyck (Amand-Durand). — Eaux fortes de Claude Lorrain (Amand-Durand). — Gravures de Marc-Antoine Raimondi (Amand-Durand). — J. Weale, H. a. J. van Eyck und anderes.
Dr. A. Rümann: Honoré Daumier, sein Holzschnittwerk.
Lord Sudeley: The educational value of museums.
Von verschiedenen Hörern der Vorlesungen dieser Abteilung für Institutszwecke: Mk. 140.—.

V. Dem Aegyptologischen Institut:

Geh. Hofrat v. Sieglin, Stuttgart: Pagenstecher, Die Gefässe in Stein und Ton. Knochenschnitzereien (= Die griechisch-ägyptische Sammlung Ernst v. Sieglin, Dritter Teil), 1913.
Metropolitan-Museum, New-York: C. L. Ransom, Stela of Menthu-weser 1913.
Ch. Boreux, Paris: Les poteries décorées de l'Egypte préhistorique 1908.

Digitized by Google

Deutsche Orient-Gesellschaft, Berlin: Heft 34, 46, 50 u. 52 der „Mitteilungen der Deutschen Orient-Gesellschaft".
L. Pollak, Rom: Catalogo del Museo di scultura antica, fondazione Barracco 1910.
Prof. Marc Rosenberg, Karlsruhe: „Goldeinlagen" und „Steindenkmäler".
Prof. Fr. Rahtgen, Berlin: Ueber Ton und Glas in alter und uralter Zeit, 1913.
Frau Prof. Klebs, Heidelberg: Junker, 2 Vorberichte über die Grabungen bei den Pyramiden von Gize (1912 u. 13). — 4 kleine ägyptische Altertümer.
Prof. Goldschmidt, Heidelberg: 2 altägyptische Grabreliefs aus der Zeit des „Neuen Reiches".
O. Vogt, Gernsbach: 4 Photographien von Fälschungen ägyptischer Altertümer.

VI. Dem Historischen Seminar:

Von den Erben der verstorbenen Geh. Hofrätin Prof. Winkelmann dankenswerte Geschenke, insbesondere Bildnisse L. Rankes und Ed. Winkelmanns, sowie eine Wanduhr.

VII. Dem Philologischen Seminar:

Dem Philologischen Seminar wurde von Frau Prof. Bernays, der Wittwe von Michael Bernays, und ihrem Sohne, Prof. Dr. U. Bernays in Karlsruhe, eine wertvolle Sammlung von Homerischer Literatur (im Ganzen über 350 Bände) übergeben, die aus Michael Bernays Bibliothek stammt und als Denkmal von Bernays gleichmässiger Beherrschung der antiken Literatur wie der Literatur aller neueren Kulturvölker ihren besonderen Wert besitzt. Die Sammlung ist im Direktorialzimmer des Philologischen Seminars als Ganzes aufgestellt und im allgemeinen Katalog verzeichnet.

VIII. Dem Chemischen Laboratorium:

Die Firma Brückner, Lampe & Co. in Berlin übersandte der pharm. Abteilung regelmässig ihre Einzelberichte über die neueren Arzneimittel.

Die Chem. Fabrik Griesheim-Elektron in Frankfurt hat dem Institut eine Kollektion von Farbstoffen mit darauf bezüglichen Musterkarten als Ergänzung ihrer früheren Sendungen zukommen lassen. Ebenso schickten die Elberfelder Farbenfabriken vorm. Bayer & Co. sowie die Badische Anilin- und Sodafabrik in Ludwigshafen a. Rh. regelmässig die von ihnen neu dargestellten Farbstoffe und die dazu gehörenden Ausfärbungen.

IX. Dem Mineralogisch-Petrographischen Institut:

Der Bibliothek:

Geh. Bergrat Prof. Dr. M. Bauer, Marburg.
Prof. A. C. Lane am Tufts College bei Boston, Mass.
Frau Geh. Rat Rosenbusch, Heidelberg.
Prof. Dr. E. A. Wülfing, Heidelberg.

Infolge des Todes des früheren Institutsdirektors hat die Witwe, Frau Geh. Rat Rosenbusch, viele wertvolle Bücher und Karten, sowie auch 2 grosse Büchergestelle und einen Kartenschrank dem Institut geschenkt. Unter den Büchern haben die mit vielen Handkorrekturen versehenen verschiedenen Auflagen der Rosenbusch'schen Werke historischen Wert. Besonders interessant sind auch zwei von Rosenbusch sorgfältig ausgearbeitete Kollegshefte der Vorlesungen von Bunsen und Kirchhoff aus der Zeit um 1865.

Durch die Teilnehmer der im S.-S. ausgeführten fünf Exkursionen erfuhr die auf Odenwälder Vorkommen sich beziehende Sammlungsabteilung sehr wesentliche Ergänzungen.

X. Dem Geologisch-Palaeontologischen Institut.

A. Bibliothek:

Privatdoz. Dr. Dietrich, Breslau.
Direktion der Grossh. Badischen Geol. Landesanstalt, Freiburg.
Direktion d. Grossh. Hessischen Geol. Landesanstalt, Darmstadt
Geologisches Institut der Universität Basel.
Geologisches Institut der Universität Freiburg i. Br.
Geologisches Institut der Universität Strassburg i. E.
Grossh. Gewerbeaufsichtsamt Karlsruhe.
Rechnungsrat Dr. Häberle.
Kgl. Bayer. Hydrotechnisches Bureau, München.
Mannheimer Altertums-Verein, Mannheim.
Naturhistorisch-Medizinischer Verein zu Heidelberg.
Oberrh. Geologischer Verein.
Dr. Trommsdorff.
U. S. Geological Survey, Washington.

Digitized by Google

B. Den Sammlungen:

Geologisches Institut der Universität Freiburg i. Br.
Ingenieur Gerold.
Dr. Höbold, Ludwigshafen a.Rh.
Dr. B. Jaeckel, Elberfeld.
Bezirksrat Kall, Ziegelhausen.
Dr. Klute.
Prof. Dr. Adolf Mayer.
Dr. Raschig, Ludwigshafen a.Rh.
Lehramtspraktikant Röhrer, Pforzheim.
Gutsbesitzer Rothmann, Erfelden a. Rh.
Prof. Dr. Schwalbe, Rostock.
Prof. Strasser, Mannheim.
stud. Wagner.
Dr. Wahle.

C. Lehrmittel:

Dr. Botzong.
Dr. Heyder.
Kreisausschuss des Landwirtschaftlichen Vereins der Pfalz, Speyer.
Hauptlehrer Lenz, Schwetzingen
Dr. R. E. Liesegang, Frankfurt a. M.
Assistent W. Spitz, Freiburg i.Br.
Oberreallehrer Wagner.
Laborant Welz.

D. Besonders wertvolle Geschenke:

Frau Oberst v. Fiebig, Karlsruhe: Zahlreiche Werke und Karten aus der Bibliothek ihres verstorbenen Gatten.
Smithsonian Institution, Washington: Zahlreiche Veröffentlichungen.

XI. Dem Zoologischen Institut.

A. Der Sammlung:

Stud. Elser: Verschiedene Vogelbälge.
Prof. Lauterborn: Verschiedene Vogelbälge.

B. Der Bibliothek:

Prof. Blochmann, Tübingen: Verschiedene zool. Abhandlungen.
Prof. Hettner, Heidelberg: Verschiedene zool. Abhandlungen.
Dr. Merton, Heidelberg: Archiv für Protistenkunde Bd. 31—34.
Naturh.-med. Verein Heidelberg: Verschiedene Doubletten.
College of Science, Tokyo: The Journal of the College of Science.
Zoological Society, Tokyo: Annotationes Zoologicae Japonenses.
Broschüren von den Verfassern: v. Buddenbrock, Gerwerzhagen, Hamburger, v. Krasinska, Merton, Plessner, Prell, Quack, Schroeder.

Digitized by Google

Beilage II.

Verzeichnis

der an der Universität Heidelberg vom 23. November 1913 bis 21. November 1914 Promovierten.

I. Ehrenpromotionen:

In der theologischen Fakultät:

Professor Georg Grützmacher, Lic. theol. Dr. phil., aus Heidelberg, am 18. Juni 1914.

In der philosophischen Fakultät:

Inaktiver ordentlicher Professor Georg Quincke, Geh. Rat Dr. phil., Dr. med. h. c., aus Heidelberg, am 19. November 1914.

II. Sonstige Promotionen.

a) In der theologischen Fakultät:

(Zum Licentiaten der Theologie.)

1. Moering Johannes Martin Ernst, aus Naumburg a. S., am 23. Mai 1914.
2. Haack Johann Georg, aus Charlottenburg, am 24. Juni 1914.
3. Jannasch Wilhelm, aus Gnadenfrei, am 6. November 1914.

b) In der juristischen Fakultät:

1. Polakow Moissej, aus Moskau, am 25. November 1913.
2. Neidhart Friederike Henriette, aus Worms, am 28. November 1913.
3. Warnke Fritz, aus Plate, am 2. Dezember 1913.
4. Buchbinder Friedrich, aus Husen, am 2. Dezember 1913.
5. Pollacsek Kurt, aus Eppendorf, am 2. Dezember 1913.
6. Otto Henry Willy, aus Hannover, am 2. Dezember 1913.
7. Mühlhäuser Karl Friedrich Albert, aus Höchst a. M., am 8. Dezember 1913.
8. Goldmann Hans Karl, aus Pforzheim, am 15. Dezember 1913.
9. Wehner Walter, aus Köln, am 18. Dezember 1913.
10. Götz Karl Ludwig Wilhelm, aus Karlsruhe, am 23. Dezember 1913.
11. Vial Heinrich, aus Frankfurt a. M., am 30. Dezember 1913.
12. Moufang Nikola, aus Heidelberg, am 30. Dezember 1913.
13. Schwabe Sally Fritz, aus Heiligenstadt, am 30. Dezember 1913.

Digitized by Google

14. Dieckmann Joachim, aus Michaelstein a. H., am 6. Januar 1914.
15. Czapski Karl, aus Berlin, am 6. Januar 1914.
16. Studt Johannes Christian August, aus Hamburg, am 6. Januar 1914.
17. Sturm Friedrich Wilhelm, aus Lörrach, am 6. Januar 1914.
18. Moufang Eugen August, aus Heidelberg, am 19. Januar 1914.
19. Lazarus Julius, aus Berlin, am 26. Januar 1914.
20. Eulambio Demetrius G., aus Nauplia, am 26. Januar 1914.
21. Picard Jakob, aus Wangen, am 26. Januar 1914.
22. Becker Klemens, aus Essen-Rellinghausen, am 26. Januar 1914.
23. Vierneisel Julius, aus Lauda, am 29. Januar 1914.
24. Bally Herbert, aus Schopfheim, am 9. Februar 1914.
25. Weitz Egon, aus Berlin, am 16. Februar 1914.
26. Lüngen Friedrich Wilhelm Richard, aus Köln, am 16. Februar 1914.
27. Büttiker Alfons, aus Biberach a. Riss, am 18. Februar 1914.
28. Stolzberg Julius, aus Münster i. W., am 25. Februar 1914.
29. Weissmann David, aus Novoslatopol, am 25. Februar 1914.
30. Schulz Hermann, aus Hohensachsen, am 25. Februar 1914.
31. Mistler Ludwig, aus Speyer, am 25. Februar 1914.
32. Hufnagel Otto, aus Langenselbold, am 27. Februar 1914.
33. Lobmiller Hans, aus Wiesensteig, am 27. Februar 1914.
34. Pastor Karl Arthur, aus Aachen, am 2. März 1914.
35. Cronmüller Hans, aus Stuttgart, am 4. März 1914.
36. Grevenberg Richard, aus Salzburg, am 7. März 1914.
37. Haux Friedrich, aus Ebingen, am 7. März 1914.
38. Decker Hans Richard, aus Leipzig, am 7. März 1914.
39. Victor Friedrich, aus Rodenkirchen, am 14. März 1914.
40. Freiherr von Ende Ludwig, aus Cattaro, am 14. März 1914.
41. van Cleef Franz Jakob, aus Hamburg, am 30. März 1914.
42. Barwasser Heinrich, aus Freudental, am 30. März 1914.
43. Koehler Martin Albrecht, aus Berlin, am 30. März 1914.
44. Wendelstadt Hans, aus Bonn, am 30. März 1914.
45. Schwabacher Isaak S., aus Odessa, am 3. April 1914.
46. Suermondt Herbert Wilhelm, aus Aachen, am 3. April 1914.
47. Freiherr von Gemmingen Hans, aus Freiburg i. B., am 14. April 1914.
48. Schmitz August, aus Köln, am 14. April 1914.
49. Reis Gustav, aus Darmstadt, am 14. April 1914.
50. Kon Alfred, aus Lodz, am 24. April 1914.
51. Wahlert Hubert, aus Hohenholte i. W., am 28. April 1914.
52. Schönfeld Kurt, aus Breslau, am 28. April 1914.
53. Lourie Samuel, Dr. phil., aus Karolin, am 29. April 1914.
54. Horstmann Rudolf, aus Herford i. W., am 29. April 1914.
55. Fischer Robert, aus Bensheim, am 29. April 1914.
56. Lewin Miron, aus Kowno, am 7. Mai 1914.
57. Petz Walther, aus Barmen, am 12. Mai 1914.
58. Goebel Karl Heinrich Gustav, aus Siegen i. W., am 12. Mai 1914.
59. Eisenlohr Georg, aus Reutlingen, am 20. Mai 1914.
60. Kuziatin Witaly, aus Batum, am 27. Mai 1914.
61. Wimmer Heinrich Ludwig Paul Hermann, aus Stettin, am 29. Mai 1914.
62. Kaufmann Kurt, aus Berlin, am 6. Juni 1914.
63. Stahlmann Adolf, aus Lage, am 6. Juni 1914.

Digitized by Google

64. Meyer Walter, aus Hagen i. W., am 6. Juni 1914.
65. Gumpel Gustav, aus Lindhorst, am 9. Juni 1914.
66. Brauns Karl Philipp, Dr. phil., aus Eisenach, am 9. Juni 1914.
67. Lutosch Kurt, aus Züllichau, am 13. Juni 1914.
68. Ostrowsky Minna, aus Gloubokoje, am 16. Juni 1914.
69. Solitermann Schlioma, aus Petschora, am 23. Juni 1914.
70. Roxel Bernard, aus Liesborn, am 23. Juni 1914.
71. Bleeck Siegfried, aus Danzig, am 23. Juni 1914.
72. Hass Ulrich, aus Stettin, am 25. Juni 1914.
73. Held Kurt, aus Berlin, am 25. Juni 1914.
74. Utewsky Joseph, aus Alexandria, am 1. Juli 1914.
75. Gaedicke Fritz, aus Hamburg, am 1. Juli 1914.
76. Lewald Georg, aus Posen, am 1. Juli 1914.
77. Moegenberg Hermann, aus Giessen, am 4. Juli 1914.
78. Borgmann Joseph, aus Wadersloh, am 7. Juli 1914.
79. Canthal Werner, aus Hanau, am 7. Juli 1914.
80. Geller Max, aus Aachen, am 12. Juli 1914.
81. Darmstaedter Friedrich, aus Mannheim, am 12. Juli 1914.
82. Andersen Kurt Georg, aus Hamburg, am 20. Juli 1914.
83. Killy Leo, aus Bonn, am 20. Juli 1914.
84. Altschüler Roland, aus Mannheim, am 28. Juli 1914.
85. Tettenborn Wilhelm Paul Werner, aus Stade, am 28. Juli 1914.
86. Stuck Karl, aus Mannheim, am 3. August 1914.
87. Ruh Ferdinand Friedrich, aus Karlsruhe, am 3. August 1914.
88. Levi Hans, aus Berlin, am 3. August 1914.
89. Gérard Karl Friedrich, aus Engen, am 6. August 1914.
90. Schuster Wilhelm, aus Berlin, am 13. August 1914.
91. Loeb Lucian, aus Darmstadt, am 13. August 1914.
92. Dünnhaupt Lothar, aus Cöthen, am 13. August 1914.
93. Claascen Ernst Arthur Rudolf, aus Danzig, am 13. August 1914.
94. Quentel Max, aus Wiesbaden, am 19. August 1914.
95. Maier Fritz, aus Freiburg i. B., am 25. August 1914.
96. Holz Karl August Gottlob, aus Hettstedt, am 17. September 1914.
97. Glaeser Heinrich Paul Edmund, aus Lüben, am 3. Oktober 1914.
98. Brötz Josef Fridolin, aus Höchst, am 10. Oktober 1914.
99. Scheinhütte Adolf Hermann Willy, aus Bernburg, am 10. Oktober 1914.
100. Güldenstein Fritz, aus Holzkirchen, am 10. Oktober 1914.
101. Weiss Albrecht, aus Göttingen, am 17. Oktober 1914.
102. Zerling Arnold, aus Dackenheim, am 19. Oktober 1914.
103. Behrendt Friedrich, aus Potsdam, am 24. Oktober 1914.
104. Barella Egon, aus Soest i. W., am 24. Oktober 1914.
105. Mannheimer Willi, aus Berlin, am 26. Oktober 1914.

c) In der medizinischen Fakultät:

1. Ehrmann Walter, aus Frankfurt a. M., am 23. November 1913.
2. Ramdohr Friedrich, aus Langenselbold, am 24. November 1913.
3. Winkler Leonhard, aus Alzenau, am 26. November 1913.
4. Schweriner Felix, aus Schneidemühl, am 1. Dezember 1913.
5. Lahm Wilhelm, aus Laubach, am 3. Dezember 1913.

Digitized by Google

6. Abl Roland, aus Wien, am 3. Dezember 1913.
7. Dilger Anton, aus Front-Royal, am 3. Dezember 1913.
8. Bender Julie, aus Trier, am 5. Dezember 1913.
9. v. Falkowski Adolf, aus Twer, am 9. Dezember 1913.
10. Hahn Peter, aus Börrstadt, am 15. Dezember 1913.
11. Cuntz Wilhelm, aus Wiesbaden, am 20. Dezember 1913.
12. Türk Martha, aus Frankfurt a. M., am 20. Dezember 1913.
13. Neubner Hans, aus Köln, am 22. Dezember 1913.
14. Rapp Ludwig, aus Pfungstadt, am 24. Dezember 1913.
15. Reinhardt Rudolf, aus Neustadt a. d. H., am 29. Dezember 1913.
16. Weinert August, aus Neuwied, am 5. Januar 1914.
17. Reichel Wilhelm, aus Passau, am 11. Januar 1914.
18. Voss Bruno, aus Süderhastedt, am 11. Januar 1914.
19. Schneider Otto, aus Karlsruhe, am 12. Januar 1914.
20. Grafe Eduard, aus Halle a. S., am 12. Januar 1914.
21. Walter Oskar, aus Duisburg, am 13. Januar 1914.
22. Werr Florian, aus Tauberbischofsheim, am 13. Januar 1914.
23. Meyr Alfred, aus Wolfach, am 15. Januar 1914.
24. Heilig Karl, aus Ostrach, am 16. Januar 1914.
25. v. Grabowski Paul, aus Eisleben, am 16. Januar 1914.
26. Schäfer Karl, aus Schorndorf, am 19. Januar 1914.
27. Elsässer Julius, aus Mannheim, am 19. Januar 1914.
28. Reif Max, aus Stuttgart, am 19. Januar 1914.
29. Reinhardt Edwin, aus Göppingen, am 22. Januar 1914.
30. Seeber Friedrich, aus St. Martin (Pfalz), am 28. Januar 1914.
31. Bossert Otto, aus Stuttgart, am 29. Januar 1914.
32. Eckel Alfred, aus Grumbach, am 2. Februar 1914.
33. Pape Karl A., aus Düsseldorf, am 3. Februar 1914.
34. Brandt Rudolf, aus Stuttgart, am 10. Februar 1914.
35. Disson Eugen, aus Ludwigshafen a. Rh., am 10. Februar 1914.
36. Häffner Richard, aus Karlsruhe, am 14. Februar 1914.
37. Mayer Paul, aus Karlsruhe, am 21. Februar 1914.
38. Köhler Bernhard, aus Neckarbischofsheim, am 25. Februar 1914.
39. Gebhardt Emil, aus Heidelberg, am 28. Februar 1914.
40. Riesterer Ernst, aus Staufen, am 28. Februar 1914.
41. Cohn Salo, aus Bialla, am 3. März 1914.
42. Griessmann Bruno, aus Nürnberg, am 23. März 1914.
43. Kagan Abraham, aus Smolensk, am 25. März 1914.
44. Fuchs Julius, aus Odenheim, am 2. April 1914.
45. Averdung Heinrich, aus Buer, am 12. April 1914.
46. Thieme Julius, aus Zeitz, am 16. April 1914.
47. Eberhardt Fritz, aus Frankfurt a. M., am 20. April 1914.
48. Stahl Hans, aus Hamburg, am 8. Mai 1914.
49. Wiedhopf Oskar, aus Heidelberg, am 8. Mai 1914.
50. Förderreuther Max, aus Nürnberg, am 22. Mai 1914.
51. Adler Erich, aus Karlsruhe, am 26. Mai 1914.
52. Gumpertz Friedrich, aus Hamburg, am 26. Mai 1914.
53. Väth Oskar, aus Heidelberg, am 29. Mai 1914.
54. Eliasberg Wladimir, aus Wiesbaden, am 9. Juni 1914.
55. Seebohm Hans, aus Lübeck, am 12. Juni 1914.

Digitized by Google

56. Rettig Heinrich, aus Albisheim (Pfalz), am 24. Juni 1914.
57. Wegerle Otto, aus Mannheim, am 1. Juli 1914.
58. Kastan Friedrich, aus Berlin, am 1. Juli 1914.
59. Windel Karl, aus Brackwede, am 1. Juli 1914.
60. Müller Wilhelm Anton, aus Memmingen, am 1. Juli 1914.
61. Büschel Martin, aus Malchin, am 6. Juli 1914.
62. Sitzler Oskar, aus München, am 11. Juli 1914.
63. Herberger Elisabeth, aus Dürkheim a. d. H., am 17. Juli 1914.
64. Rosenthal Karl, aus Dresden, am 17. Juli 1914.
65. Molkenbur Gerhard, aus Handorf, am 17. Juli 1914.
66. Gadomski Heinrich, aus Saarbrücken, am 17. Juli 1914.
67. Grünbaum Franz, aus Berlin, am 17. Juli 1914.
68. Posern Fritz, aus Apold, am 17. Juli 1914.
69. Roosen Rudolf, aus Krefeld, am 4. August 1914.
70. Middeler August, aus Volbeck, am 4. August 1914.
71. Hirschmann Bernhard, aus Remscheid, am 4. August 1914.
72. Häbler Stefan, aus Sabershausen, am 4. August 1914.
73. Ullmann Johanna, aus Bergen, am 4. August 1914.
74. Gürrbach Emil, aus Heilbronn a. N., am 4. August 1914.
75. Bachrach Moritz, aus Reichensachsen, am 4. August 1914.
76. Kögel Eugen, aus Ravensburg, am 5. August 1914.
77. Mellin Heinrich, aus Harsum, am 7. August 1914.
78. Busch Wilhelm, aus Hannover, am 11. August 1914.
79. Atzler Edgar, aus Potschappel, am 14. August 1914.
80. Rosenthal Rudolf, aus Karlsruhe, am 19. August 1914.
81. Wienskowitz Hans, aus Löbau, am 5. September 1914.
82. Hirschberg Fritz, aus Potsdam, am 6. September 1914.
83. Friedmann Martin, aus Mannheim, am 7. September 1914.
84. Gläsel Franz, aus Eibenstock, am 7. September 1914.
85. Eckel Heinrich, aus Neustadt a. H., am 7. September 1914.
86. Schmitt Jakob, aus Arheiligen, am 9. September 1914.
87. Strassmann Georg, aus Berlin, am 14. September 1914.
88. Wolf Albert, aus Neustadt a. H., am 19. September 1914.
89. Turban Karl, aus Rastatt, am 25. September 1914.
90. Nassau Erich, aus Reichenbach, am 25. September 1914.
91. Spatz Hugo, aus München, am 28. September 1914.
92. Drauth Ludwig, aus Darmstadt, am 28. September 1914.
93. Heymann Irma, aus Augsburg, am 28. September 1914.
94. Hirschland Johanna, aus Mannheim, am 5. Oktober 1914.
95. Leschmann Friedrich, aus Ludwigshafen a. Rh., am 5. Oktober 1914.
96. Deneke Gerhard, aus Dresden, am 14. Oktober 1914.
97. Blum Otto, aus Karlsruhe, am 15. Oktober 1914.
98. Gottschalk Gertrud, aus Essen a. R., am 15. Oktober 1914.
99. Nagel Friedrich, aus Karlsruhe, am 20. Oktober 1914.
100. Levy Ludwig, aus Posen, am 20. Oktober 1914.
101. Kunkel Hugo, aus Darmstadt, am 20. Oktober 1914.
102. Loewenstein Fritz, aus Sontra, am 6. November 1914.
103. Rief Reinhard, aus Erfurt, am 19. November 1914.
104. Mayr Albert, aus Bayreuth, am 20. November 1914.

Digitized by Google

d) In der philosophischen Fakultät:

1. Weil Herbert, aus Schloss Wildthurn, am 24. November 1913.
2. Staudinger Hans, aus Worms, am 24. November 1913.
3. Bernstein Hans A. G., aus Berlin, am 25. November 1913.
4. Fritz Karl, aus Kusel, am 10. Dezember 1913.
5. Classen Peter, aus Ports (Rheinprov.), am 11. Dezember 1913.
6. Vischer Hans, aus Friesenheim, am 13. Dezember 1913.
7. Palkeinen Juho, aus Pieksamaki (Finland), am 19. Dezember 1913.
8. Neuhaus Alfred, aus Schwetzingen, am 29. Dezember 1913.
9. Ulm Dora, aus Mannheim, am 29. Dezember 1913.
10. Wanninger Karl, aus Köln, am 2. Januar 1914.
11. Baethgen Friedrich, aus Greifswald, am 2. Januar 1914.
12. Fritsche Heinrich, aus Leipzig, am 2. Januar 1914.
13. v. Hagen Maximilian, aus Gera, am 13. Januar 1914.
14. Bangel Rudolf, aus Frankfurt a. M., am 17. Januar 1914.
15. Depken Friedrich, aus Bremen, am 26. Januar 1914.
16. Vogelgesang Klemens, aus Aachen, am 26. Januar 1914.
17. Salin Edgar, aus Frankfurt a. M., am 10. Februar 1914.
18. Künzer Emil, aus Neunkirchen, am 10. Februar 1914.
19. Velten Rudolf, aus Ludwigshafen, am 16. Februar 1914.
20. Wöhler Otto, aus Kassel, am 18. Februar 1914.
21. Meerwein Georg, aus Chemnitz, am 18. Februar 1914.
22. Altenloh Emilie, aus Vörde, am 18. Februar 1914.
23. Burkhard Hans, aus Dresden, am 21. Februar 1914.
24. Uebel Otto, aus Kehl, am 21. Februar 1914.
25. Keller Richard, aus Paris, am 28. Februar 1914.
26. Elbers Auguste, aus Hagen, am 28. Februar 1914.
27. Franz Albert, aus Karlsruhe, am 28. Februar 1914.
28. Ludwig Julius, aus Hoffenheim, am 29. Februar 1914.
29. Meunier Ernst, aus Zündorf (Westfalen), am 29. Februar 1914.
30. Meerovich Gregor, aus Wilna, am 3. März 1914.
31. Müller Robert, aus Losheim, am 14. März 1914.
32. Jüdel Max, aus Mannheim, am 14. März 1914.
33. Karpinski Martin, aus Frankfurt a. O., am 14. März 1914.
34. Steinmetz Wilh., aus Ahn (Luxemburg), am 14. März 1914.
35. Zahn Friedrich, aus Altlussheim, am 14. März 1914.
36. Rauth Joseph, aus Heidelberg, am 20. März 1914.
37. Böckel Hans, aus Schmölln (S.-A.), am 20. März 1914.
38. Feisskohl Karl, aus Neckargartach, am 31. März 1914.
39. Philippi Gertrud, aus Hamburg, am 6. April 1914.
40. Geyer Otto, aus Messkirch, am 6. April 1914.
41. Schumann Erich, aus Leipzig, am 12. April 1914.
42. Wiesel Heinrich, aus Langenwiesen, am 18. April 1914.
43. Wunder Friedrich, aus Mannheim, am 23. April 1914.
44. Ackermann Karl, aus Karlsruhe, am 23. April 1914.
45. Klein Otto, aus Frankfurt a. M., am 27. April 1914.
46. Zweig Alfred, aus Thurzokolonie (U. S. A.), am 29. April 1914.
47. Fribolin Hermann, aus Montevideo, am 29. April 1914.

Digitized by Google

48. Pittius Erich, aus Sorau, am 12. Mai 1914.
49. Freundlich Elsa, aus Eichstetten, am 13. Mai 1914.
50. Blasse Ludwig, aus Eppelheim, am 13. Mai 1914.
51. Metz Friedrich, aus Karlsruhe, am 18. Mai 1914.
52. May Albert, aus Mannheim, am 18. Mai 1914.
53. Honigsheim Paul, aus Düsseldorf, am 26. Mai 1914.
54. Pfeil Leopold, aus Frankfurt a. M., am 26. Mai 1914.
55. Rümann Arthur, aus München, am 2. Juni 1914.
56. Hünnerkopf Richard, aus Würzburg, am 2. Juni 1914.
57. Kajser August, aus Süddinger, am 20. Juni 1914.
58. Bundschuh Otto, aus Hardheim, am 27. Juni 1914.
59. Eichrodt Ilse, aus St. Leon, am 29. Juni 1914.
60. Löw Lipot, aus Szeget (Ungarn), am 29. Juni 1914.
61. Böll Alfred, aus Essen a. R., am 8. Juli 1914.
62. Lehmann Erna, aus Dortmund, am 14. Juli 1914.
63. Wissig Adolf, aus Kriegsheim, am 14. Juli 1914.
64. Stein Bruno, aus Gommern, am 20. Juli 1914.
65. Dannenberger Otto, aus Mannheim, am 20. Juli 1914.
66. Föhr Eugen, aus Regensburg, am 21. Juli 1914.
67. Wahle Ernst, aus Magdeburg, am 28. Juli 1914.
68. Poppen Hans, aus Heidelberg, am 9. August 1914.
69. Haymann Martin, aus Amberg, am 12. August 1914.
70. Markus Walter, aus Dresden, am 21. August 1914.
71. Bauer Hans, aus Freiburg, am 21. August 1914.
72. Bausenwein Joseph, aus Waldfischbach, am 31. August 1914.
73. Schmidt Wolfgang, aus Giessen, am 17. September 1914.
74. Kölmel Friedrich, aus Mannheim, am 17. September 1914.
75. Orth Johann, aus Ludwigshafen, am 17. September 1914.
76. Steidel Max, aus Karlsruhe, am 7. Oktober 1914.
77. Huck Wolfgang, aus Offenbach a. M., am 15. Oktober 1914.
78. Goeser Karl, aus Heilbronn, am 23. Oktober 1914.
79. Collinson William Edward, aus Birmingham, am 27. Oktober 1914.
80. Muscate Frank, aus Danzig, am 27. Oktober 1914.
81. Clark James M., aus Halifax, am 28. Oktober 1914.
82. Greulich Laura, aus Singen, am 31. Oktober 1914.
83. Häussler Emil, aus Stuttgart, am 9. November 1914.
84. v. Heugel Robert, aus Strassburg i. E., am 17. November 1914.
85. Klemm Mathilde, aus Dresden, am 18. November 1914.
86. Wild Heinrich, aus Steinsfurt, am 20. November 1914.

e) In der naturwissenschaftlich-mathematischen Fakultät:

1. Schmidt Ferdinand, aus Mainz, am 24. November 1913.
2. Stüby Kandidus, aus Inwil, am 5. Dezember 1913.
3. Kruse Willy, aus Berlin, am 14. Januar 1914.
4. v. Dechend Alfred Hermann, aus Strassburg i. E., am 30. Januar 1914.
5. Wenner Friedrich, aus Bremen, am 30. Januar 1914.
6. Hinderer Theodor, aus Unteraichen (Württemberg), am 13. Februar 1914.
7. Weyrer Theobald, aus Köln-Deutz, am 23. Februar 1914.

Digitized by Google

Digitized by Google